

Berlinische Forschungen

Texte und Untersuchungen

im Auftrage

der

Gesellschaft der Berliner Freunde
der deutschen Akademie

herausgegeben von

Fritz Behrend

Zweiter Band

„Berlinisch“

Von Agathe Lasch



Verlag von Neimar Hobbing, Berlin SW 61

„Berlinisch“

Eine berlinische Sprachgeschichte

Von

Agathe Lasch



Verlag von Meimar Hobbing, Berlin SW 61

Alle Rechte vorbehalten

W. Vögenstein, Berlin SW 48

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	VII
Verzeichnis der häufigsten Kürzungen	X
I. Einleitung	I
II. Die ältesten Bewohner	25
III. Berlinische Sprachgeschichte bis zum 16. Jahrhundert ..	34
IV. Das Werden des „Berlinischen“	64
V. Zum Wortschatz	140
VI. Grammatik des „Berlinischen“	215
Anmerkungen	
zu Kapitel I	310
Kapitel II	313
Kapitel III	321
Kapitel IV	324
Kapitel V	338
Kapitel VI	340
Wörterverzeichnis	343

Vorwort

Wer eine Aufgabe übernimmt, wie sie mir mit dem vorliegenden Buch gestellt war, die Geschichte des Berlinischen, für die Vorarbeiten so gut wie ganz fehlen, wissenschaftlich zu begründen und zugleich für einen weiteren, nicht fachmännischen Leserkreis, für den an seiner Heimatgeschichte interessierten Berliner, darzustellen, der wird sich klar sein müssen, daß seine Arbeit eine undankbare ist. Er muß von beiden Gruppen, für die er schreibt, Zugeständnisse erwarten, beiden Gruppen Zugeständnisse machen. So wird die künftige Philologie hier die eingehenden phonetischen Beschreibungen vermissen; auch ist in der Wiedergabe der Laute mehr Gewicht auf leichte Lesbarkeit als auf Konsequenz gelegt worden, i. T. freilich auch aus typographischen Gründen. Weiter ist die Gruppierung überall so einfach wie möglich, dem Laien zugänglich, gewählt. — Andererseits wird die allgemein interessierte Leserschaft wahrscheinlich manche Worterklärung, manche Einzelform suchen, wo ich mich mit wenigen charakteristischen Beispielen begnügen mußte — ist doch der Umfang des Buches auch so viel stärker als ursprünglich geplant war —, auch gelegentlich wohl im geschichtlichen Zusammenhang eine andere als die gerade dem Leser bestvertraute Form besprochen finden. Die erste Geschichte des Berlinischen soll die wissenschaftliche Arbeit ja überhaupt erst einmal wachrufen, die sich bisher um das Berlinische nicht gekümmert hat, sie soll vor allem die Probleme zeigen und die Mitarbeit an einer einzigartigen Sprachgeschichte wachrufen, die aber doch in ihren einzelnen Zügen auch für die Sprachgeschichte anderer Städte lehrreich ist. Ich bin mir auch bewußt, daß ich manche liebgewordene Idee zerstören muß. Die alte dilettantische Betrachtung des Berlinischen ist in vielen Fällen zum Gemeingut geworden, und ihre immer wiederholten Angaben gelten als Tatsachen. Nichts aber ist so undankbar, als festgewurzelte Anschauungen erschüttern zu müssen, wie es in diesem Buche öfter geschehen mußte.

Durch das ausführliche Wortverzeichnis am Schluß hoffe ich das Auffinden bestimmter Wörter oder Sprachercheinungen erleichtert zu haben.

Mir selber lag zunächst am meisten daran, den geschichtlichen Hintergrund der berlinischen Sprachgeschichte festzustellen. Eine zweite mögliche Betrachtungsweise, die stärker psychologisch eingestellt ist, wird späterer Arbeit vorbehalten bleiben müssen, sollte der Umfang des Bandes nicht noch mehr aufgeschwellt werden. Sie aber hat die philologische und sprachhistorische Grundlage als Unterbau vorauszusetzen, die ihr schon darum vorangehen mußte. Zu welchen Schlüssen sie ohne dieses Fundament kommt, zeigt etwa der Aufsatz über „das Berliner Platt“ in den Annalen der Naturphilosophie 14, 175. — Zugleich wollte ich an dieser Geschichte eines Stadtdialektes die verschiedenen Ringe zeigen, in denen sich dieser aufbaut, zeigen, daß eine schematische Aufzählung der Lautformen, des Wortschatzes, die von einem Einwirken äußerer Erlebnisse auf die Sprachentwicklung nichts weiß, eine glatte ungestörte Reihe vom Anfang bis in die Gegenwart voraussetzt, den gesamten Wortschatz als autochthon oder, im Kolonialland, kritiklos als aus der Siedlungszeit stammend annimmt, bestenfalls nur Vorarbeit, Materialsammlung für eine örtliche Sprachgeschichte, sein kann. Man wende nicht ein, daß eine Sprachgeschichte für Berlin leichter möglich sei als für eine andere Stadt. Soweit ich die Sprachgeschichte anderer Städte übersehe, wird gerade das Gegenteil der Fall sein, in Städten ohne den Bruch, wie ihn Berlin aufweist, oder mit reicherer mittelalterlicher Überlieferung und Geschichte. Für Hamburg z. B. habe ich in Seminarübungen mehrfach die Probe gemacht. Außerordentlich interessante Ergebnisse wird — wenn sie dem richtigen Bearbeiter zufällt — die Sprachgeschichte Lübecks haben. Das gleiche gilt — um nur hier im Norden zu bleiben für Lüneburg und unzählige Städte mit großer Vergangenheit.

Nach dem ursprünglichen Plan sollte dem Buch eine Sammlung von Proben berlinischer Texte aus den wichtigsten besprochenen Perioden beigegeben werden. (Aus dem Berliner Stadtbuch, 14. Jhd.; Kanzleideutsch des 16. und 17. Jhd., im besonderen Stücke mit durchklingenden Spuren der gesprochenen Sprache;

aus Randbemerkungen Friedrich Wilhelms I.; aus Briefen Friedrichs II.; aus Moritz' Grammatik; aus Voss' Die Damenhüte im Theater.) Sie mußten des Umfanges wegen zurückgestellt werden. Hoffentlich können sie in einer späteren Auflage ihre Stelle finden.

Meiner Vaterstadt Berlin haben meine ersten wissenschaftlichen Arbeiten gegolten. Es ist mir eine besondere Freude, daß ich jetzt, auch fern von Berlin, meiner Geburtsstadt meinen Dank und meine Anhänglichkeit beweisen darf. Eine gewisse Schwierigkeit war allerdings damit verknüpft, daß ich das Buch nicht am Orte selbst schreiben konnte. Die vielfach nur in Bibliotheken noch erhältliche lokale Eintagsliteratur, die überhaupt erst für philologische Zwecke zu suchen war, konnte bei vorübergehender Anwesenheit in Berlin nicht in der Weise ausgeschöpft werden, wie ich es gewünscht hätte, zumal in mehr als einem Falle das Entgegenkommen der leitenden Beamten durch die Schwierigkeiten, die die unteren Beamten einer Sonderbehandlung entgegenstellten, wieder aufgehoben wurde. Im ganzen macht dies sachlich wohl keinen Unterschied, nur hätte sich vielleicht noch dies oder jenes bessere Zitat, ein charakteristischer Beleg finden lassen; standen mir doch sonst die Sammlungen zur Verfügung, die ich seit meinen ersten Versuchen auf berlinischem Sprachgebiet in zwanzig Jahren aus Archiven und Bibliotheken zusammengetragen hatte.

Herrn Archivdirektor Dr. Raeber habe ich für die bereitwillige Freundlichkeit zu danken, mit der er mir mehrere Handschriften des Berliner Stadtarchivs für längere Zeit zu bequemer Benutzung im hiesigen Staatsarchiv übersandte. Ebenso gilt mein Dank neben anderen Instituten vornehmlich der Preussischen Staatsbibliothek, der Stadtbibliothek, dem Märkischen Museum in Berlin. Vor allem habe ich der Bibliothek des Vereins für hamburgische Geschichte in Hamburg zu danken, deren Bestände mir wertvollste Hilfe boten, sowie der Staats- und Universitätsbibliothek in Hamburg, die bereitwillig jederzeit die sehr zahlreichen auswärtigen Bücherbestellungen für mich vermittelte.

Professor Dr. Agathe Laßch.

Verzeichnis der häufigsten Kürzungen

I. Sprachwissenschaftliche Ausdrücke.

An dieser Stelle findet man nur die Auflösung der Kürzungen und die Erklärung nur der Ausdrücke, die nicht im Text erläutert sind. Die Angabe der Seitenzahl, wo der Ausdruck im Text erklärt ist, ist im Wortverzeichnis zu suchen.

- af.: altsächsisch (d. i. die älteste Periode des Niederdeutschen, vornehmlich aus Denkmälern des 9. Jhd. [Heliand] bekannt).
elbosal.: elbostfällisch.
hd.: hochdeutsch (a hd.: althochdeutsch; mh d.: mittelhochdeutsch [12., 13., 14. Jahrhundert]; nh d.: neuhochdeutsch).
md.: mitteldeutsch; (om d.: ostmitteldeutsch).
meißn.: meißnisch, s. obsf.
mh d.: mittelhochdeutsch.
mnd.: mittelniederdeutsch (das Niederdeutsche in der Zeit vom 13. bis 16. Jahrhundert).
nd.: niederdeutsch (af., mnd., und., pd.).
nnd.: nenniederdeutsch, niederdeutsch in der Zeit [plattdeutsch].
pd.: plattdeutsch.
obd.: oberdeutsch (die südlichen hochdeutschen Dialekte, wie bayerisch, österreichisch, schweizerisch).
obsf.: oberstfällisch (obst., meißnisch, obst., thür.).
ofäl.: ostfällisch (die niederdeutschen Gegenden zwischen Elbe und Weser).
om d.: ostmitteldeutsch.
sth.: stimmhaft.
stl.: stimmlos.

II. Gefürzt zitierte Literatur.

Verzeichnet sind hier nur die Titel, die im Text gewöhnlich in der Kurzform genannt sind, nicht aber solche, die aus den Literaturangaben des Textes auch bei gelegentlich kurzer Anführung leicht ergänzt werden können.

Abchiedebuch: handschriftliche Protokolle von Schiedsverträgen usw. Ausgang des 16., Anfang des 17. Jahrhunderts im Berliner Stadtarchiv.

Bär: die bekannte Berliner Heimatzeitschrift.

Berl. Mon.: Berlinische Monatschrift, herausg. v. Gedike und Bleeker, 1783 ff.

Berl. Stb.: Berliner Stadtbuch, s. Kap. III Anm. 1.

Böbiker: Grundsätze der deutschen Sprache im Reden und Schreiben. Eöln a. d. Spree 1690. Vgl. Frisch.

Brandenburg: Raas, Wie man in Brandenburg spricht, in: Ab. Jb. 4, 28 ff.

Brandenburgia: Archiv bzw. Monatsblatt der „Brandenburgia“ Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

Brendicke: 1. Dr. Hans Brendicke, Der Berliner Volksdialekt, SchrWfGB 29.

2. Der Berliner Volksdialekt, ebd. 32. 3. Berliner Wortschatz zu den Zeiten Kaiser Wilhelms I. Auf Grund der Sammlungen des Oberpredigers C. Kollaß und des Kapitäns a. D. Paul Adam, bearb. von Dr. H. B., ebd. 33.

Braunschw. Resident: vgl. SchrWfGB. 48, 49.

Cl.: Clauswitz, s. Berliner und Kölner Stadtbuch, Kap. III Anm. 1.

- Fid.:** Fidicin, Historisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin. 5 Bd. Berlin 1837 ff. In Band 1 Berliner Stadtbuch und Auszüge aus dem Kölner Stb., s. Kap. III Anm. 1.
- Fr. III, I.:** Friedrich I., vgl. Kap. IV Anm. 37, 48.
- Fr. II.:** Friedrich der Große, vgl. Kap. IV Anm. 47.
- Fr. Wilh. I.:** vgl. Kap. IV Anm. 46.
- Frisch:** J. L. Frisch, 1. Neuausgabe von Bödikers Grammatik 1723;
2. Wörterbuch, vgl. Kap. IV Anm. 40.
- F. J. b. u. p. S.:** Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte, Leipzig 1888 ff.
- Graupe:** Bruno Graupe, De dialecto marchica quaestiunculae duae. Diss. Berlin 1879.
- Heynag:** 1. Briefe die deutsche Sprache betreffend, Berlin 1771 f.; 2. Deutsche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen. Berlin 1770. 3. Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurteilung aller Arten von schriftlichen Aufsätzen. Berlin 1773. 3. Aufl. 1779. Vgl. Kap. IV Anm. 51.
- Heinsius:** 1. Deutsche Sprachlehre, besonders zum Gebrauch in Schulen eingerichtet, 1797 ff.; in den vermehrten Neuausgaben Neue deutsche Sprachlehre 1801 ff. 3. Aufl. 1817; 2. Kleine theoret.-praktische deutsche Sprachlehre. Berlin 1804, 2. vermehrte Aufl. 1810, 13. Aufl. 1834; 3. Volkstüml. Wörterbuch der deutschen Sprache. 1818 ff.
- Hirt-Weigand:** Deutsches Wörterbuch, 5. Aufl. von Weigands Wörterbuch, herausg. von Hirt.
- Kämmereirechnungen:** Berliner Kämmereirechnungen 1504 ff., handschriftlich im Berliner Stadtarchiv, vgl. Kap. III Anm. 1.
- König:** Versuch einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin 1792 ff.
- Kretschmer:** Paul Kretschmer, Wortgeographie der deutschen Umgangssprache. Göttingen 1918.
- Küster:** Altes und neues Berlin 1752—69.
- Lasch, Schriftsprache:** Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Dortmund 1910, vgl. Kap. III Anm. 1.
- Landeskunde:** Landeskunde der Provinz Brandenburg, herausg. v. Ernst Friedel und Robert Mielke. Bisher Bd. I—IV. Darin n. a. in Bd. IV. Mielke, Volkstunde; in Bd. III Werbach, Literaturgeschichtliche Entwicklung der Provinz Brandenburg; Galle, Bildung, Wissenschaft und Erziehung.
- M. F.:** Märktische Forschungen, herausg. vom Verein für Geschichte der Mark Brandenburg, Bd. 1—20, 1841 ff.
- Mnd. Grm.:** Lasch, Mittelniederdeutsche Grammatik. Halle 1914.
- MfGSB.:** Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins.
- Moriz,** Briefe über den märktischen Dialekt. Berlin 1781; 2. Deutsche Sprachlehre für die Damen. Berlin 1782; 3. Vom Unterschiede des Akkusativs und Dativs. Kleine Schriften die deutsche Sprache betreffend. S. noch Kap. IV Anm. 53.
- Mplius:** Corpus Constitutionum Marchicarum.

- Nd. Jb.:** Niederdeutsches Jahrbuch, Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung, 1874 ff.
- Nd. Korr.:** Niederdeutsches Korrespondenzblatt, Korrespondenzblatt des Verein für niederdeutsche Sprachforschung.
- Nd Beiträ:** Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur Preuß. Wb.: Frischbier, Preussisches Wörterbuch.
- NB., N. B.:** Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten. 1. Aufl. v. Hans Meyer 1878, 10. Aufl., besorgt von S. Mauermann 1926.
- Nichter:** Joh. Gottfr. Nichter, 1. Versuch einer zweckmäßigen deutschen Rechtschreibung. Berlin 1780; 2. Kritische Anmerkungen zu des Herrn Ra Adlung Deutscher Sprachlehre für die Schulen, 1784.
- Niedel:** Codex diplomaticus Brandenburgensis. Berlin 1838 ff. N: erste Hauptteil.
- Schmidt:** Jacob Schmidt, Collectionum memorabilium Berolinensium decima prima . . . Berlin 1727 ff.
- Schb.:** Berliner und Kölner Schöffenbücher, 1503 ff. Handschriftlich in Berliner Stadtarchiv. Vgl. Kap. III Anm. 1.
- SchrWfGW.:** Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins. H. 1—52 Schulenburg, Hirtenleben: W. v. Schulenburg, das Hirtenwesen in einem märkischen Dorfe (Archiv der Brandenburgia 11).
- Schulz,** Fremdwörterbuch: Hans Schulz, Deutsches Fremdwörterbuch, Straßburg 1910.
- Stb.:** s. o. Berl. Stb.
- Tlantlaquatlapatli (Seyfried),** Chronik von Berlin oder Berlinische Merkwürdigkeiten, 1789 ff.
- Trachsel:** E. F. Trachsel, Glossarium der Berlinischen Wörter und Redensarten, dem Volke abgelauscht und gesammelt. Berlin 1873.
- ZfdMda.:** Zeitschrift für deutsche Mundarten.
- ZfdWo.:** Zeitschrift für deutsche Wortforschung.
- Die älteren Angaben, Beispiele ohne Autornamen sind Niederschriften, Aufzeichnungen (z. B. SchrWfGW. 4, 36 usw.), den zahllosen volkstümlichen oder satyrischen Zeitschriften Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts entnommen, den mancherlei Bildern aus dem Berliner Leben, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts neben den bekanntesten Glasbrennerschen erscheinen, Flugblättern (namentlich 1848), Volkskalendern, z. B. dem Volkskalender des Kladderadatsch u. dgl. m.
- III. Erläuterung einiger besonderer Typen.
- | | |
|------------------------------------|---|
| â ä bezeichnen vokalische Länge, | a: der vokalische r-Laut wie in Wata. |
| ä: vokalische Kürze. | š: sch. |
| ê: ç wie in ich. | q: der n-Laut wie in der Verbindung ng. |
| h: ç wie in ach. | ñ, ñ: langes m, n. |
| z: g wie in Wagen, Dgen. | g, m: silbisches n, m. |
| j: der j-Laut wie in nujeln, buje. | <: entstand aus. |
| >: wird zu. | |

I.

Einleitung

Der Geschichtsschreiber des Berlinischen, der nach altem Brauch mit einem Lobspruch auf seine Sprachform beginnen möchte, sieht sich vergebens nach irgendwelchen klassischen Äußerungen des Preises um. Überall trifft er geringschätzigte Worte. Selbst ein Schriftsteller, der uns als besonderer Kämpfer der märkischen und Berliner Vorzeit teuer ist, wie Willibald Alexis, sieht hier nur einen „Jargon, aus dem verdorbenen Plattdeutsch und allem Kebrich und Abwurf der höheren Gesellschaftssprache auf eine so widerwärtige Weise komponiert, daß er nur im ersten Moment Lächeln erregt, auf die Dauer aber das Ohr beleidigt.“ Von vorn herein mußte, nach ihm, Angelys „Versuch, der Berliner Volkshöhne ein Volkselement zu vindizieren,“ fehlschlagen, weil er den Fehler machte, „den Berliner Jargon für ein Volkselement“ zu halten: „Jener Jargon . . . (der) . . . auf die Dauer das Ohr beleidigt, konnte auf der Bühne wenigstens das nicht erwecken, was er sollte, eine reine Lustigkeit. Das sollte dem rein und natürlich gebildeten Wiener Dialekt das Paroli bieten! Es ging nicht.“¹⁾

Ähnliche Urteile erklingen von allen Seiten. Aber Alexis' Zeugnis darf für viele stehen, enthält es doch alle die Anklagen, die dem Berlinischen immer wieder gemacht wurden und werden: Es sei kein Volkselement, keine Mundart, sondern ein Jargon; verdorbenes Plattdeutsch²⁾ sehen die einen darin, verdorbenes Hochdeutsch die andern, die dritten, ähnlich wie Alexis, eine Mischung aus Plattdeutsch und Hochdeutsch³⁾, ein buntes, lautgefeglich nicht zu durchdringendes Gemisch, eine Form, die geschichtlich nicht erfaßt werden könne. — Solche Aussprüche führen nicht weiter, sie legen die Sonde rein äußerlich an, urteilen nach dem zufälligen Eindruck, ohne historische oder philologische Beobachtung. Und gerade hierin liegt wohl der Kern der Unterschätzung des Berlinischen. Denn wer eine Sprachform in ihrem Werden erkennt, wird ihre Berechtigung verstehen. Eine wissenschaftlich aufgebaute Be-

trachtung wird daher zunächst darangehen müssen, gegenüber den eben gekennzeichneten verworrenen Auffassungen das Berlinische sprachhistorisch herzuleiten, das Werden der Sprachform zu untersuchen. Und es wird sich dann seine geschichtliche Bedingtheit zeigen, das Zusammenwirken historischer, sozialer, psychischer Kräfte, die an seiner Ausbildung teilhaben, zugleich auch, daß es lautgeschichtlich nicht etwa ein grobes Gemisch, sondern durchaus klar ist, ja, es ist so gesetzmäßig geworden, daß die lautliche Beobachtung der älteren, reineren Form (die wir zugrunde legen müssen) uns gerade den Schlüssel zu der nicht so einfach wie in den meisten ländlichen Dialekten, aber um so interessanter verlaufenen Geschichte an die Hand gibt.

Fragt man sich einmal, worauf der Eindruck beruht, der überall die Ablehnung hervorruft, die man sicher nicht nur als Ausfluß der traditionellen Unbeliebtheit alles Berlinischen bei Nicht-Berlinern, der Neigung zur Kritik, auch zur Selbstbespöttelung bei den Berlinern zu verstehen hat, so mag vielleicht hierfür mit in Betracht kommen, daß die hochdeutsche Sprachform (und zwar, was man nicht verstand, Dialekt, nicht Schriftsprache), die dem Berlinischen zugrunde liegt, in niederdeutscher Aussprache (s. S. 73ff.) mit manchen anderen niederdeutschen Spuren, vornehmlich im Wortschatz, eben leicht den oberflächlichen Eindruck des Verderbten machen konnte, der in allen Urteilen zum Ausdruck gebracht wird. Auch sah man, namentlich in einer Zeit, in der die Philologie geneigt war, sprachliche Veränderungen durch das Trägheitsmoment zu erklären, z. B. in dem auslautenden -a (a) für -er (liba Vata), in j für g usw. ein Sichgehenlassen. Dann auch wirkt die breite märkische Aussprache (das gilt auch für den schriftsprachlich redenden Berliner, der ja die gleiche Artikulation, den gleichen Prosarhythmus hat), die Verteilung des Akzents mit geringer Modulation auf ein an eine andere Aussprache, einen stärker musikalischen Akzent gewöhntes Ohr leicht ungepflegt. Für den Berliner selbst aber kam wohl etwas anderes hinzu, ein soziales Moment, nachdem seit Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts (s. Kap. IV S. 122), die bis dahin, wenn auch abgestuft, in allen Kreisen übliche Sprechform von den gebildeten Klassen allmählich stärker aufgegeben wurde, sich, auf die unteren Klassen

beschränkt, stärker vergrößerte und nun als „Sprachfehler“, als eine gesellschaftliche Scheide, ein Bildungsmoment empfunden wurde. Das hat natürlich weniger bewußt als im Unterbewußtsein mitgewirkt. Die Trennung beider Gruppen war hier aber viel schärfer als in Gebieten, in denen die Mundart nicht nur Sprachform der städtischen Unterklasse, sondern des ganzen umliegenden Gebietes, die Provinzsprache war. Dieser, der Sprache des ganzen Hinterlandes, konnte die Oberklasse sich gar nicht entziehen, der Hamburger, der Bremer Knecht, der pommerische Landwirt mußte neben dem Hochdeutschen stets Plattdeutsch beherrschen, die Mundart war hierdurch nie so in Gefahr, reine Klassensprache zu werden wie in Berlin, wo die weitere Landschaft nicht ausglich, der Unterschied im ganzen in der Stadtbevölkerung ausgetragen werden mußte. Und wenn Willibald Alexis in der angezogenen Stelle den Gedanken abweist, daß das Berlinische verwandt werden könne wie das Wienerische (denn in Nachbildung der Wiener Lokalfärbung war das Berlinische gerade zuerst auf die Bühne gekommen), so verstehen wir auch wohl, daß der Österreicher, der Bayer, der Schwabe den Gegensatz gegen die Mundart der Unterklasse weniger schroff empfindet, als der Berliner ihn empfinden mußte, liegt doch dort die Umgangssprache der höheren Stände immer in den Grenzen der Mundart, die Annäherung an die Schriftsprache ist gradweise, während in Norddeutschland ein viel strengeres Ausspracheideal der Kunstsprache, die unsere Schriftsprache ist, den Schnitt viel schärfer erscheinen läßt.

Der Widerstand, den Berliner und Nicht-Berliner äußern, richtet sich wohl aber vornehmlich gegen Lautstand und Syntax, die von der Schriftsprache abweichen. Dagegen hat die Umgangssprache auch der gebildeten Kreise eine beträchtliche Anzahl berlinischer Wörter (verschiedenen Ursprungs) bewahrt. Die Ausdrücke für die Notwendigkeiten des täglichen Lebens, der Umgebung, die nur im engsten Kreise, dem heimischen, verhandelt werden, bedürfen des allgemein schriftsprachlichen Austausches nicht. Sie bleiben in der überlieferten Form. So erhalten sich auch im Familien- und Freundeskreise, wo man Verständnis der lokalen Formen voraussetzen kann, manche Ausdrücke als familiär, und so hat jeder sonst schriftsprachlich sprechende Berliner doch teil, wie am Ältesten, der

Intonation, so auch am Wortschatz. Kapitel V wird hierüber genauere Rechenschaft geben, an dieser Stelle begnügen wir uns mit einem Beispiel: In einem Briefe an Storm (1853; Briefe I, 80 gibt Fontane⁴⁾, Kuglers Ansicht wieder, man „gäbe dem frierenden Wurm (dem Walddeibelungen) einen Silbergrofchen oder man täte es nicht. Das erstere zu besingen sei prosaisch, das zweite jämmerlich („mierig“ sagte er auf gut berlinisch).“ F. setzt also für den Schleswiger ein berlinisches Wort um, das die Berliner Freunde untereinander brauchten. Die Zahl derartiger Wörter ist bekanntlich noch heute, obwohl sie gegen früher stark abgenommen hat, sehr groß; z. B. „Strippe, Schippe, Stulle, Matschwetter, Jöhre, es gießt wie mit Mollen“; Spiele: „Zeck, Murmel“; Küchenpflanzen wie „Besinge, Bollen“; Tiernamen wie „Paddel“, Adjektive z. B. „klattrig“ (Warnhagen, Tagebuch 13, 395: „der klatterige Ausgang der Neuenburger Sache“), neuerdings: „keß, knorke, manoli“ (die jetzt schon von Berlin aus weiter verbreitet sind) u. v. a. werden in familiärer Sprache auch von solchen gebraucht, die nach Lautstand und Syntax nicht „berlinisch“ sprechen. Die bei Trachsel⁵⁾ (1873)⁵⁾ zusammengestellten Wörter gehen nur wenig über den Wortschatz hinaus, der zu seiner Zeit bürgerlich berlinisch war, und geben ein Bild davon, wieviel Provinzielles doch noch in der bürgerlichen Umgangssprache lebt^{**}). Die Abgrenzung des Wortschatzes wird für die Betrachtung des Berlinischen also vielfach eine andere sein müssen, als die des Lautstands oder gar der Syntax. —

Freilich, wer nach dem „Berlinischen“ fragt, denkt gewöhnlich nicht an diese Alltagsdinge. Man hat sich gewöhnt, unter „berlinisch“ etwas Belustigendes zu verstehen, es zu identifizieren mit wigiger Schnoddrigkeit, mit amüsanter Schlagfertigkeit, es gilt den meisten eigentlich nur als Begleitform zu diesem Inhalt, und schwer wird es, fürchte ich, für das Berlinische als Sprachform historisches Interesse zu erbitten. Wen man gern als Bajazzo verkleidet, an dessen Ernst glaubt man nicht leicht. Doch hat ja

⁴⁾ Glossarium der berlinischen Wörter und Redensarten, B. 1873.

^{**)} Ein ähnliches Bild kann man sich aus Kretschmer, Wortgeographie der Umgangssprache, verschaffen, da hier die berlinische Umgangssprache zugrunde gelegt ist.

gerade in letzter Zeit Dichtung und bildende Kunst weiten Kreisen auch das pathetisch-tragische hinter dem „amüsanten“ Berlinisch nahezubringen gesucht.

★

Wir haben unfern Ausführungen einige allgemeine Erwägungen und Erklärungen vorauszuschicken, die Frage nach dem geistigen Typus der Gruppe, deren Sprache wir betrachten wollen, sowie eine kurze Angabe dessen, was wir unter der Bezeichnung „berlinisch“ fassen werden.

Zu allen Zeiten hörte man in Berlin verschiedene deutsche Sprachformen, die wir doch nicht alle als „berlinisch“ gelten lassen können. Seit dem 14. Jahrhundert (s. Kap. IV), unter den bayrischen, luxemburgischen, hohenzollernschen Markgrafen bzw. Kurfürsten, war die Hofsprache, die Verwaltungssprache der Regierung ein importiertes Hochdeutsch; der Berliner Bürger aber sprach niederdeutsch, wie die Stadtverwaltung, die den Bürgerkreisen entstammte. Im (13.) 14., 15. Jahrhundert ist also „berlinisch“ jener mittelmärkisch-brandenburgische Dialekt, von dem Kapitel III ein Bild gibt, und klar zu scheiden von der hochdeutschen Hofsprache. Aber die Frage nach dem Werden des Berlinischen knüpft in der Hauptsache nicht an diese niederdeutsche, in Berlin verklungene Sprache, sondern an die Sprachform an, von der sie seit dem 16. Jahrhundert hier abgelöst ist, die durch charakteristischen Lautstand (Been Wein, Boom Baum, dausent tausend, Jott Gott, ik, ville), Formen (ik derf ich darf, meinswejen, de Fenstan die Fenster, sehste siehst du), durch eigene Syntax (z. B. Verhältnis Dativ: Akkusativ, Wortstellung usw.), und eigenen Wortschatz vom Schriftdeutschen geschieden ist, mit eigener Intonation, deren Entstehung und Entwicklung in mehr als vierhundertjähriger Geschichte uns auf den folgenden Blättern beschäftigen wird.

Sie ist, und der Grund hierfür wird in ihrer Geschichte zutage treten, heute kein geschlossener Dialekt mehr, weniger scharf von der hochdeutschen Umgangssprache getrennt, wie etwa eine niederdeutsche Mundart. Der Sprecher — es sei denn die Gebildeten-schicht, wenn sie bewußt „berlinert“ — weiß oft nicht, daß oder wie seine Art von der Schriftsprache dialektisch abweicht, und so, in unscharfer Trennung, ist es neuerdings möglich, daß — wie schon

Trachsel 1873 bemerkt hat — der gleiche Sprecher berlinische und schriftdeutsche Formen nebeneinander brauchen kann. Es gibt daher (und aus andern Gründen) zahlreiche Abstufungen. Was wir hier als berlinisch behandeln, ist selbstverständlich nicht die berlinische Hochsprache, die hochdeutsch sein will und, z. T. gegen ihren Willen, nur in bestimmten Resten berlinisch geblieben ist, sondern vornehmlich die auch dem Lausland nach mundartliche Form. Freilich dürfen wir nicht die zerfetzte Sprache zugrunde legen, die man jetzt häufig hört. Es kann sich nur um die reine Form handeln. Wir sind uns klar, daß sie vielfach nur noch Ideal, Abstraktion ist, aber uns allen schwebt sie doch so stark vor, daß alle berlinischen Aufzeichnungen ihr folgen, genau wie ein Dialektschriftsteller, eine Dialektgrammatik eines anderen Gebietes immer eine reinere Idealform wiedergibt.

Sie ist kein Jargon, sie ist ihrer Entstehung nach nicht verdorben, ist in ihrer reinen ursprünglichen Form kein Mischling, kein Gemisch dessen, der eine gebildete Sprache sprechen will, die er nicht kann, sondern sie ist organisch geworden, und was man (z. B. loken, wo man nd. o, aber hd. f finden wollte) als Mischung ansah, das ist aus ihrer Grundform zu verstehen. Aber sie ist auch nicht, wie sonst meist die Mundart, in ruhigem Fortgang der alten angestammten Form geworden, sondern als ein neu erlernter hochdeutscher Dialekt seit dem 16. Jahrhundert von einer niederdeutschen Bevölkerung fortentwickelt, als Stadtmundart ohne Hinterland, gleichzeitig immer von der Schriftsprache bedroht, weil sie nach Form und Sprachkörper nicht weit genug von ihr entfernt war. In verschiedenfach neuer Ablenkung, sei es von oben, sei es von unten her, ist sie immer wieder beeinflusst worden. Zudem tritt, wenigstens für die jüngste Zeit, noch etwas hinzu, das nirgends sonst annähernd in gleichem Maße für die Sprache in Betracht kommt. Wer „berlinisch“ sagt, meint häufig nicht diese Form, sondern den damit eng verknüpften Inhalt in Wörtern und Wendungen. Wir haben daher davon abgesehen, von berlinischer Mundart, berlinischem Dialekt zu sprechen, und nennen es einfach das Berlinische. —

Der Wortschatz, auf den eben hingewiesen war, beansprucht noch ein besonderes Interesse. Die Geschichte des Wortschatzes, das

zeigten wir vorher schon in anderem Zusammenhange, geht nicht immer gleich mit dem lautlichen Teil der Sprachgeschichte gleich, und neben der hochdeutschen Lautgestalt hält sich hier lange ein starker niederdeutscher Nachklang im Wortgut. Dennoch ist der Wortschatz der älteren Zeit hier nicht anders zu bewerten, als die Idiotismen jeder Mundart. — Aber wenn die Geschichte des Wortschatzes überall geistesgeschichtliche Aufschlüsse gibt neben den politisch-geschichtlichen Bindungen, so ist sie für die jüngste Geschichte des Berlinischen noch in ganz besonderer Weise wichtig. Denn was dem Berlinischen in neuer Zeit den Stempel gibt, was es vor dem übrigen Märkischen heraushebt, wie man es dem Lautstand nach in Brandenburg und Strausberg und anderwärts ähnlich, vielleicht noch mit etwas stärker niederdeutschem Einschlag, hören konnte und kann, ist nicht nur sprachlich, sondern geistig zu erfassen, der Inhalt, die Denkweise, die sich für die Neuzeit vom Begriff „berlinisch“ nicht trennen läßt und die ihren Ausdruck eben im Wortschatz hat, der, je stärker zersetzt, je nachgiebiger die Lautform erscheint, um so mehr bereichert wird, jene bekannte Schlagkraft, die Energie der Abwehr, die Neigung zu unerwarteten Vergleichen, eine auffallende Gabe, die Mehrdeutigkeit der Wortform herauszuhören, aus der so viele Berliner Witzworte entspringen*) der Ausdruck scharfer Kritik, der auch vor sich selbst nicht halt macht, zur Selbstironie wird, jene besserwissende, schnodderig, oft aggressiv klingende Überlegenheit, die nicht anerkennen zu dürfen glaubt, aber die, mit dem Gefühl des Zweifels gepaart, nicht so überheblich gemeint ist, wie der „Außerhalbste“ glaubt, der Spott, dem sich für den Eingeweihten die Gutmütigkeit verbindet, die Lebhaftigkeit des Empfindens, die den Berliner immer nur zu leicht dazu führt, „mit dem Maul vornweg“ zu sein und ihm

*) Etwa die bekannten Schusterjungenwize: Kutscha, fahn Se? Na, ik lose. — Kutscha, sind Se ledig? (in einer Zeit als ledig noch die heute in Berlin vergessene nd. Bedeutung leer, frei hatte) Na, denn heiraten Se. Oder um ein selbst erlebtes Beispiel anzuführen, beim Einsteigen in die Straßenbahn: „Fahren Sie übers Rathaus?“ Und die überraschende Antwort des Schaffners: „Ne, det is uns doch je hoch!“ (obwohl der Wagen am Rathaus vorbeiführt). Daß die Tuchmacher ein „Wottienfest“ hatten, ist verständlich, die witzige Antwort darauf war das „Fliegenfest“ der Leinweber.

daher manche Feindschaft bringt, die leichte Entflammbarkeit, die sich hinter dem Ausdruck der Mächtigkeit und Blastertheit verschaukelt, hinter anscheinender „Wurschtigkeit“, die Gabe des Humors, die ihn über eine unangenehme Situation oft mit einem Witz hinwegbringt, grobe Derbheit⁶⁾, die für irgendwelche feineren gesellschaftlichen Bestrebungen, wie sie z. B. dem Sachsen lagen, gar keinen Sinn hatte. Die besten Vertreter — und das zeigt schon, daß dies an sich dem eigentlichen Kunstvermögen nicht entgegensteht — sind Schadow und Zelter, dessen Derbheit, so fremd sie im Goethehaus empfunden wurde, doch Goethe sichtlich wohl tat⁷⁾. Einen verwegenen Menschenschlag, dem gegenüber man selbst Haare auf den Zähnen haben müsse, nennt Goethe⁸⁾ den Berliner, spricht vom „überlebendigen Berlin“⁹⁾.

Der übermäßige Anteil, den man an Wörtern und Redewendungen der Neuzeit genommen hat, hat nun freilich dazu geführt, daß man mehr und mehr das Sprachinteresse auf diese beschränkt hat, und die eigentliche Sprachform, die sich auch im Gegensatz zu andere Mundarten der wissenschaftlichen Beachtung¹⁰⁾ niemals stark erfreut hat, immer mehr dahinter zurücktrat. Man hat sich um die eigene Sprachgeschichte in Berlin nur wenig bekümmert, viel weniger als in anderen Städten, wo die Geschichts- und Heimatsvereine auch die Mundart in ihren Kreis zogen. Die Ansicht, die Georg Hermann, ein Dichter, der Berlin so ungemein fein empfindet, so gut kennt, einmal äußert, das Berlinische reiche nur bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts zurück, dürfte die in weiten Kreisen verbreitete sein. —

Man hat oft die Frage aufgestellt, wann und wodurch diese besondere Art entstanden, entwickelt ist, die namentlich der jüngsten Phase des Berlinischen einen besonderen Klang gibt, seit wann sie zu beobachten ist. Gab es den Typus, den Wildenbruch in den Quithows seinem Köhne Finke mitteilt, tatsächlich schon zur Zeit, als die Hohenzollern hier einzogen? Hat der Grund zu dieser Anlage schon in dem geistig regsamen Kolonialvolk gelegen, in dem sich sächsisches, fränkisches, slavisches Blut mischte, das in immer neuem Zustrom nie stagnieren konnte? Die gleiche Bevölkerungsmischung fand sich auch in anderen mittelmärktischen, in anderen kolonialniederdeutschen Städten. Es muß hier also

noch das hinzugekommen sein, was die besondere politische und wirtschaftliche Entwicklung Berlins ausmachte, der Lebenskampf der Großstadt, der Drang nach Armfreiheit gegenüber immer erneutem Widerstande von allen Seiten zu allen Zeiten, die reichen geistigen Anregungen und damit die geistige Lebhaftigkeit, die besonders große Massensuggestion, um nur einiges zu nennen, das Gefühl der Überlegenheit, oder wie es der Nicht-Berliner leicht empfindet und ausdrückt, der Überheblichkeit, das aus der bevorzugten Stellung, die Berlin in der Mittelmark früh innehatte¹¹⁾, erwuchs. Aber das Gefühl der Überlegenheit, das man in allen Erklärungen immer wieder heranzieht, ist es gewiß nicht, was den Berliner charakterisiert, vielmehr ist es die zweifelnde Überlegenheit*) (wichtigsterisch ist eher der Zuzügling, der sich für einen Berliner ausgibt, als der Berliner, der es gar nicht versteht, feierlich zu sein, der für den „Trostlozigen“ nur Hohn hat), die zweifelnde Überlegenheit, die R. M. Meyer**), wenn er im Bilde Fontanes den Berliner schildert, als das Gefühl des Einäugigen charakterisiert, der sich seiner Einäugigkeit bewußt ist, aber doch unter Blinden als König fühlen muß. Fontanes Worte (über seine politischen Wahlgenossen), die Meyer heranzieht, kennzeichnen dies widersprechende Gefühl: „Von meiner Unausreichendheit, meinem Nichtwissen tief durchdrungen, sah ich doch deutlich, daß — kaum zu glauben! — das Nichtwissen der andern womöglich noch größer war als das meinige. So war ich bescheiden und unbescheiden zugleich.“

„Denn die Berliner sind eine besondere Klasse,
lieben volle Wagen und leere Kasse,
sind dabei fidel und mehr gescheit
als alle anderen Leut“

*) Das Bild, das wir hier zu zeichnen versuchen, kann nicht das der nachrevolutionären Gegenwart sein, das sich, im Fluß befindlich, noch gar nicht übersehen läßt. Es kann sich hier nur darum handeln, fest erkennbare Züge, wie sie sich im 19. Jahrhundert, in dessen zweiter Hälfte, um die Jahrhundertwende den Beobachtern dargestellt haben, wiederzugeben. Daher sind auch überall etwas ältere Beispiele gewählt.

**) Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts, Volksausgabe 1912, S. 389.

heißt es um 1830 in einem Lied auf die Fahrt nach Pantow, Sonntags im überfüllten Wagen (MfGB. 42, 126). Gewiß, man fühlt sich „mehr als andere Leute“, aber man lacht und wiggelt selbst darüber. Selbstgefühl gibt dem Berliner die Bedeutung seiner Stadt, ohne eigentliche Selbstüberzeugtheit, dazu ist er auf der weiteren Weltbühne ein zu junger Emporkömmling mit der Unsicherheit eines solchen, dazu auch hat ihn sein Werdegang nicht erziehen können. Gewiß kennt und weiß er alles und lobt die „Kinder“ neben der berühmten Herrenhäuser Allee*) und den Kreuzberg angesichts der Alpen, aber das ist einerseits (soweit nicht allgemein verbreitete Unbildung in Frage kommt) der Stolz des neu und aus eigener Kraft Gewordenen, andererseits, wie ich glaube, gerade ein Ausfluß des Zweifels. Wer von seiner Überlegenheit voll überzeugt ist, hat es nicht nötig, andere immer wieder darauf hinzuweisen. Er will sich nicht imponieren lassen, aber er ist selbst nicht sicher, daß seine Stellung genügend anerkannt ist, daher unterstreicht er sie. Das Gefühl der Überlegenheit an sich ist z. B. in den Hansesstädten, die keinem Machtwort eines Fürsten (man denke an die Berliner Geschichte vom 15. bis 18. Jahrhundert) untertan waren, die selber Macht waren, viel stärker, und wenn man einmal das berlinische „uns kann keener!“ und das hamburgische „mi könnt se al!“ zusammenstellt**), so sieht man in einem Falle doch eher ein parvenümäßiges, gutmütiges Selbstvergnügen, im anderen das alle „Quitsches und Butenmischen“ verachtende selbstsichere Gefühl jahrhundertelanger Überlegenheit.

In allen großen Städten, wo eine zahlreiche Menge zusammenstößt und im Kampf sich geistig entwickelt, wo täglich neue Begebenheiten den Sinn, die Schaulust, die Kritik reizen, erzählt man auch wichtige oder drollige Gelegenheitsbemerkungen, namentlich wenn der Bürger, wie in Berlin, lebhaft ergreift, lebhaft wiedergibt. Ähnliche „Witze“ macht man überall. Amüsante Wortbildungen

*) Vgl. die Bismardanekdote bei Manz, 100 Jahre Berliner Humor, S. 14.

**) Diese Zusammenstellung ist allerdings mehr wörtlich als inhaltlich berechtigt. Inhaltlich gehören die Sätze nicht ganz zusammen. Zum hamburgischen „mi könnt se al“ gehört eher das berlinische „Kannst mir'n Pudel runterrutschen“. Aber auch hierin liegt die überlegene Verachtung des Hamburgers in keiner Weise.

bietet jedes Wörterbuch, vor allem die Wörterbücher der Standessprachen, der Gaunersprache, der Studenten- und Schülersprache usw.; aber nirgend sonst finden wir ein ähnlich weitverbreitetes humorvolles Erfassen der Situation, durchgehend in allen Schichten, vom Fürsten (erinnert sei hier nur an Friedrich II., Friedrich Wilhelm IV., auch Kaiser Friedrich III.) bis zum Arbeiter, nirgend sonst so weit verbreitet — das Zeichen des echten Humors — die Neigung und Fähigkeit in einer schwierigen Situation das lösende Scherzwort zu finden: Bei Mißfunde, berichtet z. B. Baumann (Der Berliner Volkscharakter in der Seelforge, Berlin 1880) aus dem Dänischen Krieg 1864, trat in schwerem Granatfeuer Mißmut ein. Da ertönt plötzlich ein gut berlinisches „Manu! hier is man ja seines Lebens nich mehr sicher!“ und die Komik des Gegensatzes löst die Stimmung vollständig. Ähnlich wirkte beim Übergang nach Ulfen die Versicherung: „Lieber vor'n Sechser nach Stralau als hier umsonst!“ Sie brachte das befreiende Lachen und den Stimmungsumschwung. Bekannt ist auch, welche Wirkung in der Putzstimmung von 1835 (Mielke, Märk. Volkskunde, Landeskunde IV, 10) in einem Augenblick erregter Spannung das Plakat hervorrief: „Wegen plötzlichen Unwohlseins des Herrn Fritz Schulze, Schusterjungen, kann heute die große Berliner Revolution nicht stattfinden.“ Nirgends ist der Humor so allgemein wie hier. „Alles ist teuer“ (in Berlin), sagt Beta (Physiologie Berlins, 1846), „der Humor ist wohlfeil, der Wit spottbillig und Spaß umsonst zu haben.“

Vergleicht man einmal Sammlungen aus anderen Städten, etwa Paul Briedes „Hamburger Volks humor“*), so könnte ein guter Teil der Geschichten ebenso in Berlin oder anderen Orten aufgenommen sein. Ganz anders aber ist es mit dem lebenden Wort, das sich häufig gar nicht in Schrift und Druck bringen läßt, das dem Augenblick angehört. Eine witzig-schnoddrige oder eine komisch-lösende Bemerkung steht jedem Berliner leicht zur Verfügung, und wer z. B. eine wartende Menschenmenge in Berlin und anderwärts beobachtet, der wird die Berliner Eigenart leicht

*) Ich nenne gerade diese, weil Hamburger und Berliner im Charakter sehr verschieden sind.

bemerkten*). Das muß man gegenüber den vielen Versuchen, den Berliner Witz mit dem anderer Städte zu vergleichen, vor allem festhalten. Sie sind so alt wie die Beobachtung des Berliner Witzes: Nahe lag die Gegenüberstellung Berlins und Wiens; nicht nur, weil diese seit Ende des 18. Jahrhunderts ein besonders beliebtes Thema ist, sondern auch, weil, wie schon erwähnt, die Berliner Lokalposse in Nachbildung der Wiener entstanden ist. Die „Vertrauten Briefe aus Preußens Hauptstadt“ 1837 führen aus: „Wenn der Berliner schwerfälliger und witziger ist, so ist der Wiener lustiger und humoristischer; wenn jener komischer, so ist dieser spaßhafter, wenn die Laune des Berliners objektiver, so die des Wieners subjektiver . . .“ Spricht Philippi**) dem Berliner Witz die Schärfe ab (d. i. doch wohl nur das spitz Beleidigende), so weist gelegentlich Fontane (Brief an Storm 1853) auf die geistig scharfe Luft, die seit den Tagen des alten Fritz hier weht: „Die Süddeutschen und wir verhalten uns zueinander wie die Fliegenden Blätter zum Kladderadatsch.“ Man muß hinzufügen, daß der Süddeutsche stärker künstlerisch-ästhetisch, genießend, nach der Gefühlsseite veranlagt ist, der Berliner nüchtern-kritisch, tätig, nach der Verstandesseite; daß die Wasserkante schwerfälliger, ihr gegenüber der Berliner schneller, gewandter erscheint.

Oft hat man versucht, einen Zeitpunkt für die Entstehung des Berliner Typs festzulegen: In die Zeit der Not des Dreißigjährigen Krieges und der Pest, die 1637/39 Angst und Verheerung brachte, verlegt Mielle (Volkstunde IV, 8) die Anfänge des Witzes (der ja Ausdrucksform dieses Typs ist), der bisher zurückgehalten, sich in der Not um so schneidender und schärfer entwickelte; der niederdeutsche Humor wäre hierdurch inhaltlich vertieft, durch den französischen Geist behender gemacht, im Kontakt der Masse hätte er seine typische Färbung erhalten, ein Ergebnis der Bevölkerungs-

*) Die ältere Generation glaubt allerdings zu beobachten, daß der Witz heute nicht mehr die Rolle im Berliner Leben spielt, wie vor 50 Jahren. Vgl. z. B. auch SchrWfGW. 50, 168 (H. W. Meyer).

**) Alt-Berlin 111. Kaum ganz treffend wird man seine Zusammenstellung finden: „Der Münchner Volkswitz war urwüchsiger, der Dresdner hämischer, der Wiener harmloser, der Hamburger phlegmatischer, der Pariser grazitöser; den Nagel auf den Kopf traf pugig und drastisch und lustig nur der Berliner.“

mischung. Ich sehe nichts, wodurch diese zeitliche Ansetzung, auch die Entstehung des Witzes in Angst und Not, begründet oder gerechtfertigt sein könnte. Sie beruht wohl nur darauf, daß mit dem Großen Kurfürsten (1640—88) die neue Zeit für Brandenburg beginnt. — Fontane hat in dem bekannten Aufsatz „Die Märker und das Berlinertum“ die verbreitete Annahme zurückgewiesen, daß die starke französische Blutmischung durch die Emigranten zu Ende des 17. Jahrhunderts die berlinische Physiognomie entschied: „Die Puritaner, die damals einzogen, konnten dem Typus des Berliners nichts geben;“ aus dem spezifisch Märktischen heraus hat sich nach ihm seit der Zeit Friedrichs I., besser noch Friedrich Wilhelms I., das berlinische Wesen entwickelt. Andere, wie Erich Schmidt*), und schon früher Glasbrenner**) haben an die Zeit Friedrichs des Großen gedacht, den Aufstieg Preußens zur Führerschaft, die das Gefühl der Überlegenheit brachte, Freimütigkeit der schlagenden Rede***). Und doch konnte diese jetzt höchstens Formen zum Durchbruch geführt haben, die allmählich, in anderer Weise, entwickelt waren. Diese Berliner Geistesart, die, wie die uns geläufige Ausdrucksform, damals deutlich in die Erscheinung getreten ist, die man bei Friedrich) selbst (wie

*) Lessing 1¹, 160: „So fern auch der enggeschlossene fremdsprachige Kreis des Königs den Bewohnern Berlins blieb, konnte es doch nicht fehlen, daß etwas von dem oben geltenden Skeptizismus nach unten durchsickerte. Die Bürgerschaft enthielt überdies ein starkes französisches Element. Aber was wichtiger ist: indem Friedrich ein Teilchen der Denks- und Redefreiheit, die er mit den Selnen so königlich genoß, allen Untertanen vergönnte, löste er dem eigentlichen Berlinismus die Zunge. Die guten und die unangenehmen Seiten des Berlinertums begannen damals merklicher hervorzutreten: der rasche Witz, die kühle Kritik, die geistige Regsamkeit, das Sichnichtverblüffenlassen, doch auch das superkluge Vesserverwissen und politische Kannegießern, das freilich sehr auf der Hut sein mußte.“ Diesen Skeptizismus, s. o. S. 10, wird man aber doch wohl auch als selbständige Entwicklung im Bürgertum der Aufklärungszeit verstehen.

**) Berlin und die Berliner: „Der Witz und Sarkasmus der Berliner entspringt aus einer großen unvergeßlichen Quelle preussischen Ruhmes: aus dem Kopfe Friedrichs des Großen.“

***) Zahlreiche Anekdoten sind ja darüber im Umlauf; die berühmteste: „Ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre!“

†) Z. B. findet Erich Schmidt (Lessing 1¹, 154) in ihm den berlinischen Ton „wegwerfender Nachlässigkeit, in die berechtigtes Selbstgefühl gekleidet ist“.

nach anderer Seite gerichtet, auch schon bei seinem Vater erkannt) kann aber natürlich nicht plötzlich entstanden sein: Was bei Friedrich Wilhelm I. derb herauskam, das war wohl in der neuen Geistesatmosphäre dieser Zeit, die ja auch die Zeit Lessings, die Zeit der geistigen Entwicklung des Bürgerstandes ist, geschärft, befreit. Sie schafft den Typus nicht, sie wirkt ihn höchstens aus, sie gibt auch, wie jede stark bewegte Periode, neue Anregungen, neue Richtungen: König*), der diese Zeit miterlebt hat, setzt das politische Interesse der Berliner seit dem Siebenjährigen Kriege an, auch von anderer Seite wird damals auf das Kannegießern der unteren Stände hingewiesen, und mindestens für die Ausbildung des politischen Schlagworts ist diese Vorbedingung politischer Interessiertheit aller Klassen nötig**). Zweifellos beobachtet man damals und durch Friedrich ein verstärktes Lokalgelühl. Zugleich ist es die Zeit, in der die Kritik sich entwickelt. Im 18. Jahrhundert ist die Berliner Art deutlich erkennbar vorhanden. Ihre Ansätze aber sind gewiß älter: Wie sich die Volksart allmählich zusammenschloß, bestimmte Erlebnisse durchmachte, so wird sie sich mit ihnen allmählich konsolidiert haben. Der derbe Wisz, der dem Niederdeutschen überhaupt eigen ist, die schnelle Auffassung, das warme Blut der Mischbevölkerung paart sich mit der Überlegenheit, der Behendheit der Hauptstadt; die nüchterne Kritik des Märkers, die wie die Skepsis, die mit ihr zusammenhängt, durch die entscheidende geistige Entwicklung des Bürgertums gerade in der Zeit

*) Versuch einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin, 1792—99.

***) Aus dieser Zeit ist manches derartige überliefert. Vor allem ist an die Kriegslieder zu erinnern. „Der General Grün will nach Berlin“ höhnte man im 2. Schles. Krieg dessen vergebliches Bemühen und stellte ihn dabei auf einem Krebs reitend dar. Über das verschlechterte Geld im Siebenjährigen Kriege spottet man:

„Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friedrich, von innen Ephraim“ (der Münzlieferant).

Solcher Verse gab es aber auch schon früher unzählige. Im Nordischen Kriege spotteten die Berliner über die verbündeten Könige: „Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern, Stralsund und Wismar hätten sie gern.“ Man wird hierauf kein Gewicht legen.

der Aufklärung besondere Stärkung erhielt, vereint sich mit der Begabung, blitzschnell das Wort von allen Seiten zu erfassen, mit der Fähigkeit zu schlagkräftiger Abwehr, die der Berliner in seiner Geschichte stets zu üben hatte. Historisch betrachtet ist die Möglichkeit, sich (wenn auch nur im Kreise der märkischen Städte) andern überlegen zu fühlen, schon im 14. Jahrhundert vorhanden. Damals hat die junge Stadt doch schon so viel Bedeutung, daß die um die Mark ringenden Fürsten sehr wohl erkennen, daß man sich vor allem Berlins zu vergewissern hat¹¹⁾. Später, als die Kraft der Selbstverwaltung gebrochen ist, nach dem wirtschaftlichen Tiefstand des 16., dem politischen der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, hat die Stellung als Residenzstadt des Großen Kurfürsten, der zuerst wieder die Aufmerksamkeit auf Brandenburg lenkte, der Stadt erneute Bedeutung gegeben. Um 1700 kann der Hofpoet Besser*) ausrufen (allerdings noch mit Beschränkung auf den Adel und die Hofleute): „Die Brandenburgischen haben das Glück, daß sie bei Auswärtigen sowohl als Einheimischen in einem sonderlich guten Gerüchte stehen und viele sich einbilden, nichts weiteres nötig zu haben, denn nur auf einen Brandenburgischen die Augen zu werfen, um ihn alsobald an seiner geschickten Weise vor allen andern zu unterscheiden.“ Das neue Moment, das mit der Hofhaltung Friedrichs III. vordrang, der den Geschmack verfeinerte, Kunst und Wissenschaft hob, fremde Besucher in die Residenz zog, vor allem aber die Bedeutung, die die Persönlichkeit Friedrichs II. Berlin gab, dürfen nicht übersehen werden. In der Kaiserzeit fühlt man sich wohl weniger noch als Mittelpunkt der Verwaltung, als vielmehr als Stadt der Arbeit den anderen überlegen. — Aber zugleich empfindet man doch stets die Schranke: war man über andere Städte hinausgewachsen, durfte man stolz auf die Entwicklung sein, so war dies Gefühl doch kein ganz reines. Zu Hause spürt der Berliner die Bevormundung, unter der er bis in die Tage Friedrichs des Großen hinein und länger stand, draußen das Mißtrauen, das ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde, so daß eben das Gefühl der Überlegenheit doch nur ein bedingtes, zweifelndes, skeptisches sein kann. Damit ver-

*) Gedichte 1711, S. 67.

knüpft sich zugleich etwas anderes: Abwehr*) zu üben war zu allen Zeiten schon Veranlassung gewesen, im 15. Jahrhundert gegen die mißliebige Hofgesellschaft, neben denen die Märker vom Fürstendienst ziemlich ausgeschlossen waren, neben denen sie auch nicht wirken wollten¹²⁾; und für die jüngere Zeit zitieren wir statt aller weiteren Ausführungen nur Zelter (an Goethe, 10. August 1826): „Du scheinst betroffen über den Ton, der mir zuweilen gegen solche Herren entläuft . . . Ein Hiergeborener ist hier von lauter Fremden umgeben, die ihren Wirt gern ignorieren, wenn er nicht Parade macht gegen sie.“ So entsteht die für Berlin so typische Schlagkraft, mit der man seine Rechte immer wieder zu verteidigen, auf der Hut zu sein hatte. — Nüchterne Verstandesmäßigkeit erwächst bei einem Volksstamm, der im Sande der Mark schwer, gewissenhaft arbeiten muß, um so mehr, da überhaupt die niederdeutsche Art, wie ihre ältere Geistesgeschichte zeigt, vorwiegend verstandesmäßig eingestellt war. Mit diesem allen steht auch die Selbstironie im Einklang, die aus der verstandesmäßigen und skeptischen Anlage erwuchs, aus der Erkenntnis der Geringswertigkeit der anderen — und der eigenen, Selbstgefühl und zugleich Zweifel an sich. Sie ergab sich vielleicht, wie die oben gekennzeichnete stachlige Abwehr, der Mangel an Entgegenkommen bei aller Gutmütigkeit, ebenfalls aus der Gebundenheit der Obrigkeit gegenüber, die die Haupt- und Residenzstadt besonders empfand, und die als Auslaß statt der Waffe das streitbare Wort zugleich mit der Erkenntnis der eigenen Grenze — Selbstironie, Selbstbespöttelung — schuf. Die scharfe Einstellung der Sinne, Übung des Verstandes, zeigt sich auch in der Gabe, die Wortdoppeldentigkeit herauszuhören, auf der so viele Berliner Witze beruhen. Das Verstandesmäßige aber ist, wie oft, auf Kosten des Formgefühls entwickelt. Der Berliner ist oder war außerordentlich genügsam**), ohne Sinn für Pomp, „für Feierlich-

*) Die in zweifelndem Selbstgefühl geübte Abwehr, die Neigung zu Beziehungen und Vergleichen findet sich auch in der Studenten- und Pennälersprache, im Notwellsch. Daher steht man in den Wort- und Lebensartenbildungen starke Ähnlichkeiten.

**) Das wird seit dem 18. Jahrhundert immer wieder betont, Gädike im Berliner Lexikon 1806: „Die Lebensart des Berliners ist im allgemeinen sehr

keit“ (Fontane), im Guten, aber auch im Schlechten ohne Sinn für feinere Lebensform, liebenswürdiges Entgegenkommen. Durch derbe Grobheit stößt er nur zu leicht ab. Seine Stacheln kehrt er gern nach außen, kritisiert ohne Rücksicht zu nehmen. — Wer das Herz so leicht auf der Zunge hat, pflegt gutmütig zu sein. Gutmütigkeit und Wohlwollenssinn gehört zu den uns am frühesten und immer wieder bezeugten Charaktereigenschaften. Dazu stellt sich denn auch seine außerordentliche Freude an der Natur*): die Sonntagsausflüge sind nicht erst mit Stadt- und Vorortbahn aufgekommen, schon viel früher „machte man“ auf Wagen, Lortwagen, Kremsern, mit Treckschützen oder Moabiter Gondeln oder zu Fuß, mit Kind und Kegel, Lehrjungen und Freunden mit dem „Freßkober“ „ins Grüne“. Jeder Berliner hat immer ein bißchen vom Leberecht Hühnchen. Diese Gutmütigkeit aber schützt die berlinische Ironie, die berlinische Spottsucht wohl auch davor, wirklich boshaft zu werden. Eine gewisse politische und literarische Verbissenheit und Schärfe geht (Guzkow, Warnhagen, der kein Berliner war, neuere Zeitungen und Zeitschriften) von den Intellektuellen in gespannter Zeit aus.

Deutlich erkennbar, so führten wir oben aus, ist der heutige Berliner Typus uns im 18. Jahrhundert, dessen Lebensführung, dessen Menschen unserm Verständnis ja viel näher stehen als die des 17. Jahrhunderts. Was hören wir in Zeugnissen der älteren Zeit**) über den Berliner? Vor allem weist man, wie erwähnt, auf seine Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft***). Ein Reisender 1731 (Bär II, 564) erwähnt die Gescheitheit, Bildung und Lebhaftigkeit, auch, daß man hier nicht viel auf steifes Zeremoniell gibt†), das sind Züge, die bis in die Gegenwart festzustellen sind,

frugal, selbst in den höheren Ständen nicht mit so vielem Aufwande verknüpft wie in manchen andern großen Residenz- und Handelsstädten . . . (Im Mittelstand) ist der Aufwand im Essen und Trinken sehr gemäßiget.“

*) Erinnert sei an die besondere Entwicklung des Lebens in den Laubenkolonien um Berlin.

**) Laß, Schriftsprache, S. 117 bzw. 148A ist darauf hingewiesen, daß das Urteil, das der bekannte Abt Joh. Tritheim, der 1505 Gast des Kurfürsten war, über die Berliner gibt, nicht in allen Teilen objektiv richtig sein kann.

***) So König a. a. D.

†) D. i. noch unter Friedrich Wilhelm I.!

ebenso (1785 Berl. Mon. 6, 318), daß man hier gern und zu dreißt räsontiert*). Über die Grobheit der Berliner „Pöbeldamen“ und den Mutwillen der Straßenjugend kränkt sich 1779 ein Reisender. Er ist vielleicht in einen jener „lang ausgezogenen Flüche, Dialoge von Schimpfwörtern und Ergüsse von bitterer Galle“ irgendeiner Marktstrolächerin geraten, wie sie 1783 (Berl. Mon. 3, 49) geschildert werden, hier mit dem Zusatz „die wert wären, im Shakespeare zu stehen!“ Dieser letztgenannte Berliner freundlichere Auffatz schildert den Berliner als tätig, dabei nicht schlafsig, nicht übertrieben demütig, mehr ernsthaft als lautlustig**). „Der hiesige frohe Mut scheint . . . das Resultat vom Nachdenken, männlicher Tätigkeit, ziemlich vieler Freiheit, guter bürgerlicher Sicherheit und etwas Leichtsinns zu sein. Über das Spekulieren und Räsontieren des gemeinen und mittleren Standes hier würden Sie sich sehr wundern. Es gibt ungemein geschulte Leute unter Bürgern, Handwerkern, Soldaten, die scharf und richtig nachdenken und sich sehr treffend ausdrücken . . .“ Keiner kümmert sich um den andern, daher gäbe es hier viele „Originalcharaktere“. Auch hier wird der Mangel an Luxus hervorgehoben, weiter erwähnt, daß der Berliner für kalt, nicht herzlich gilt.

Diese kurzen Andeutungen suchen wir etwas zu ergänzen durch die Frage, was wir etwa vom älteren Berliner Witz als Ausdruck dieses Typus wissen.

Man hat sich natürlich vor allen Dingen klarzumachen, daß die Form oder Ausdrucksweise der gleichen Geistesart zeitlich eine sehr verschiedene gewesen sein kann, harmlos in den Zeiten der Unterdrückung, wo vielleicht die ironische Seite entwickelt wird; stärker politisch gefärbt, z. B. in den Zeiten der Konstitutionskämpfe der dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts (gerade diese Art ist durch die Memoirenliteratur, besonders auch durch Glasbrenners eifrig aufgenommene Schriften bekannt geworden); literarisch (gewiß nicht ohne Einfluß der jüdischen

*) Beta, Physiologie Berlins 1846, 3 behauptet dagegen, „man so dunt“, nach etwas auszuweisen, sei charakteristisch berlinisch. Er denkt wohl an die auch von anderen oft geschilderte Gruppe derer, die sich mit Kartoffeln und „Stullen“ begnügen, um dafür im Anzug nicht zurückzustehen.

***) Diesem letzten Zuge wird man heute nicht zustimmen.

Intelligenz mit ihrem großen literarischen Interesse, deren zersetzende kritische Art sich mit der berlinischen traf) im Beginn des 19. Jahrhunderts, als z. B. 1815 Goethes nicht leicht verstandener Epimenides „Eh wie meen Se des?“ umgetauft wurde. Derber interpretierte man Levekovs (Löwenzopf nannte man ihn) Fortsetzung „Des Epimenides Urteil“: „I wie jemeen is des!“ Zelter und andere überliefern eine ganze Reihe solcher Literatur- und Theaterwize.

Was wissen wir nun über die älteren Ausdrucksformen? Spiegeln sie den Geist, den wir heute als typisch fassen?

Das märkische Schwankbuch des 16. Jahrhunderts, Hans Clauerts (spr. Klauert) *Werkliche Historien**) dürfen wir hier nennen, obwohl der Verfasser nicht Berliner, doch Märker ist; es ist in Berlin erschienen, und Clauert, eine wirklich lebende Persönlichkeit, war bei Joachim II. und bei dessen Rat Eustachius v. Schlieben ein gern gesehener Zeitvertreiber. Einen Vorläufer Glasbrenners, der mit scharfem Blick und witzigem Wort Personen und Typen schildert, haben wir hier nicht, es ist ein Volksbuch, das die Streiche, Schwänke, Taten Hans Clauerts oder die unter seinem Namen gehen, erzählt, der sich pffiffig aus allen Situationen zu retten weiß, andere überlistet oder foppt, gelegentlich auch — der beliebte Schwankstoff vom betrogenen Betrüger — gefoppt wird. Jeder Erzählung ist ein „Morale“ angefügt. — Der typische Berliner Witz ist im stärksten Maße Wortwitz, hier handelt es sich mehr um Fopperei, oder Situationskomik. Wenn es damals eine individuelle berlinische oder märkische Art gab, so kommt sie hier nicht zum Ausdruck. Clauert könnte ebensogut Ostfale oder Nordniedersachse sein, obwohl ein Teil der Schwänke wirkliche Vorkommnisse erzählt, obwohl Clauert Mutterwitz besitzt, wie er dem späteren Berliner eigen ist, der aber an sich nichts Charakteristisches ist. — Cher kann man Johann Schönbrunn (geb. Berlin 1591, gest. 1654) in die Berliner Linie bringen, von dem Rißter**) eine Reihe witziger Ant-

*) Von Bartholomäus Krüger, Stadtschreiber in Trebbin, 1587. Neudruck durch Th. Raehse, Halle 1882. Vgl. Volte, Hans Clauert und Johann Schönbrunn. Berlin 1888. S. auch Pniower, Brandenburgia 6, 290.

**) Altes und neues Berlin IV, 2, 509 im Anschluß an Seibels Collektaenen. Bequemer zugänglich bei Volte, a. a. D. (nach Jacobis Elogia Brandenburgica).

worten überliefert, schlagfertig*), den eingebildeten Spötter heimlich schickend. Im Gegensatz zu Clauert und dessen Geschichtsschreiber ist Schönbrunn wirklich Berliner, Ratsverwandter. Freilich ist seine Art nicht die der Männer aus dem Volke, sondern geistreich gebildet, pointiert. Auch das ist Berliner Typ, nur daß man es natürlich in diesen Kreisen auch individuell außerhalb Berlins findet.

Die literarische Überlieferung sonst ist so gering, daß sich hier nicht einmal die Frage aufwerfen läßt, ob man in Berlin im Mittelalter überhaupt imstande war, soviel Humor und Satire aufzubringen, wie z. B. die Braunschweigische Chronistik und Liederdichtung. Gewiß hat es auch hier nicht an Spottliedern gefehlt, und die verunglückte Bernauer Wolfsjagd 1609**) hat sicher hier dröhnenden Widerhall gefunden, spielt doch sogar der Kurfürst darauf an; aber die Überlieferung, verglichen mit anderen Teilen Niederdeutschlands, ist sehr dürftig. — Natürlich haben die Handwerker ihre Spottnamen (auch in dem erwähnten Bernauer Gedicht heißen die Kürschner Raßenschinder, die Schneider Ziegenböcke), — aber wo hätten diese gefehlt? — Auch andere Volkswitze werden gelegentlich festgehalten, etwa daß man (1731)***) die rotgekleideten Kammerpagen „Krebse“ nennt. Aber die Quelle fließt doch sehr dünn, und vor allem fehlt das Individuelle. Einen politisch-kritischen Anstrich hat wohl die Inschrift, die man bei Friedrich I. Tode in Druckbuchstaben an das Schloß geheftet fand: „Dieses Schloß ist zu vermieten und diese Residenz Berlin zu verkaufen“†). Den berlinischen Typ wird man gelegentlich aus Randbemerkungen Friedrich Wilhelms I. herauslesen wollen; im Tabakskollegium gibt er sich wohl mehr verb als witzig, und z. B. die Art, wie man noch mit dem toten Gundling verfuhr¹³⁾, mutet heut eher grausam an.

Weit interessanter ist es, daß wir bei Friedrich Wilhelm I. doch schon beobachten, wie schnell ein Begriff, ein neues Erlebnis zum

*) Z. B. auf die Frage, wie es kommt, daß das neue Geld so schnell rot wird, antwortet er: „Es schämet sich, daß es so arm an Silber ist.“

**) Der Wolf war nur ein Hund. Das Bernauer Lied ist herausgegeben von Bolte, Arch. f. Litg. 15, 225.

***) Vår II, 551.

†) Friedländer, Berl. geschriebene Zeitungen, SchrWBerl. 38, 405.

Schlagwort werden kann. Das gerade ist eine typisch-berlinische Art der Bereicherung des Wortschatzes: Als die französische Mississippi-Gesellschaft zusammengebrochen war, braucht der König „mississippi“ werden für „verlorengehen“. (S. 184.)

Ein guter Teil der Berliner Witzwortbildungen der Neuzeit sind Namens- und Denkmalwitze. Sie freilich gehören ganz besonders dem Augenblick, und wo, wie hier, eine Lokalliteratur fehlt, wird nur ein Zufall sie übermitteln. Man wird aber auch auf vereinzelte derartige Spuren, z. B. den Namen Gethol, d. i. Narrenloch, seit dem 14. Jahrhundert für eine Sackgasse*), nicht einmal Gewicht legen dürfen: solche Namen fehlen nirgends, auch nicht da, wo die Geistesanlage eine ganz andere ist als in Berlin. Daß die Rosenstraße ihren lieblichen Namen erhielt, um einen ursprünglich anrühigen Ort zu retablieren, ist ebenfalls nichts spezifisch Berlinisches. Zuweilen stößt man in alten Stadtbüchern auf Übernamen. Es braucht nicht einmal ein Witz zu sein, wenn 1537 einer der Berliner Feldwächter**), der ja nach Felddieben Ausschau zu halten hat, „Sternekucker“ zubenamt wird; vielleicht hat er als „Sternekucker“ (einer der heiligen drei Könige) an dem Umzuge am Tage der heiligen drei Könige teilgenommen***); oder wenn der Kölner Bürger Georg Niechenow 1542 spottend „Herzog Georg“ genannt wird, kann man auch das nicht besonders vermerken. Vollends die Namensspielereien, die im Barockzeitalter überall Mode sind, eine Mode, der die Berliner Hochzeitsgedichte von dem Hauptpoeten der Zeit, Peucker†), stark hulldigen, sagen für den Berliner Witz nichts aus. Verwandter klingt uns schon z. B. Friedrichs des Großen spöttische Bezeichnung „Spizegerber“ für seinen Bankier Splitgerber, zusammengezogen aus Spizbube und

*) In der Verlängerung der Klosterstraße bis zur Stadtmauer (Neue Friedrichstraße). Zu diesem Namen s. S. 53.

**) Berliner Bürgermatrikel 1537 verzeichnet die unentgeltliche Aufnahme der drei Stadtbediensteten: Peter Werten, Hans von dem Felde, Cleman die Sternekucker oder sweyner (Hirt) genant, alle drey wechter.

***) Derartige Umzüge lebten in der engsten Umgebung Berlins noch tief im 19. Jahrhundert. S. z. B. Kuhn, Märkische Sagen (1842) S. 347 aus Pichelsdorf.

†) Peucker, Wollflingende lustige Pauke. Berlin 1702. P. ist übrigens selbst Schlesier.

Splitterher*). Aber zu dieser Zeit ist der Berliner Witztypus eben nicht mehr fraglich. Damals erhielt etwa die neu gebaute Bibliothek sofort die noch heute lebende Bezeichnung „Kommode“ (Bücherkommode: Karl Lessing an seinen Bruder, 15. 11. 1777), so wie z. B. die Kritiker des Blücherdenkmals sogleich nach der Enthüllung (1826) das Kanonenrohr und die niedergerichtete Säbelspitze ausdeuteten:

„Er sagt damit zu die, die hier so rummer loofen:
Komm keener mich uf meinen Dfen,
Ich hab alleene wenig Platz!“**)

Auffallend ist es, daß in den verschiedenen Korrespondenzen aus der Mitte des Jahrhunderts eigentlich niemand je den Berliner Witz berührt, daß z. B. Lessing ihn nicht beachtet hat; denn im Zeitalter Friedrichs des Großen sind die Formen, die wir kennen, dagewesen. Gegen Ende seiner Regierung treten sie, denen des 19. Jahrhunderts voll entsprechend, uns in reichster Überlieferung entgegen: Die hübsche Geschichte, die Zelter um 1770 erlebt hat (an Goethe, 22. 11. 1822***), mutet ganz vertraut an, wie er als 15- bis 16-jähriger Junge über die Straße geht, ein Vorübergehender anfängt zu singen „Blühe, liebes Weilchen“, dann aufhört. „Nachdem ich ein Weilchen gewartet, singe ich unwillkürlich den zweiten Vers, „das ich selbst erzog“. Wir waren schon eine Strecke auseinander, als ich mir nachrufen hörte: „Manz! Dummerjahn! Wenn er singen will, fange er sich alleine ein Lied an!“ — Oder das Marktgespräch, das Tlantlaquatlapatlis „Chronic von Berlin“ II 707 (1789) mitteilt: Die Schlächterfrau zur Kundin, die am Preise mäfelt: „Um Vergebung, wo wohnen Sie, junge Frau? Ich will es Ihnen noch obendrein nach Hause tragen lassen, und bleibt mein Knecht aus, so lassen Sie sich welches malen!“ Aber es ist müßig, die Proben aus dieser Zeit zu geben, in der sie so sehr am Tage liegen. Ähnliche Erlebnisse wie diese hat wohl

*) Briefe an Fredersdorf 331.

**) Lami, Mirebpidles und Mengenmus 1828. Ähnlich wird der Witz öfter überliefert, z. B. Vertraute Briefe I, 50.

***) Bödne erzählt sie aus der Erinnerung nicht ganz genau wieder (Berliner Briefe, herausgeg. von L. Geiger, S. 15). Auf Bödne geht die Wiedergabe bei Manz a. a. D. 180 zurück.

auch der schon genannte Verfasser der Bemerkungen eines Reisenden durch die Kgl. Preuß. Staaten gehabt (Altenburg 1779, I, 554), der dem berlinischen „Pöbel“ Stolz gepaart mit Grobheit nachsagt, „Gott bewahre jeden“, ihm in die Hände zu kommen. Am schlimmsten seien die Berliner „Pöbeldamen“, und „der Mutwille der gemeinen berlinischen Jugend, die auf den Straßen umherläuft, kennt keine Grenzen!“ Seit den siebziger Jahren erwähnen auch die Charakteristiken Berlins diese Art als typisch, z. B. Berl. Mon. 1783, 3, 51: „Wahren Witz habe ich hier oft im Ausdruck des gemeinen Pöbels bei heftiger Leidenschaft gehört: lang ausgespinnene Flüche, Dialoge von Schimpfwörtern und Ergüsse von bitterer Galle, die wert wären, im Shakespeare zu stehen.“ Nun werden, namentlich seit Anfang des 19. Jahrhunderts, Berliner Witze in Briefen und Aufzeichnungen häufig übermittelt. Daß man diese jetzt beachtet, liegt nicht nur an der veränderten inneren Einstellung, sondern vielmehr daran, daß die Sprachform der Gebildeten, die bisher ebenfalls „berlinisch“ war, nun davon abweichend, schriftdeutsch geworden ist. Der Eindruck, den gerade der Zusammenklang der besonderen Form mit dem Inhalt machte, konnte vorher von der Sprachform noch nicht ausgehen.

Mielke hat, Landeskunde III, II, 19 darauf hingewiesen, daß trotz des starken Fremdenzustroms im letzten halben Jahrhundert doch um 1900 die Art, die uns entgegentritt, keine andere ist, als der uns aus reichem Material bekannte Typus im Anfang des 19. Jahrhunderts (wir fügen nach dem vorher Gesagten hinzu: auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts). Wie kräftig muß diese Art sein, um sich den ungeheuren Fremdenstrom*) zu assimilieren, um unter diesen im Laufe dieser 150 Jahre so völlig verschiedenen, mehrfach geänderten Lebensbedingungen doch erkennbar die gleiche zu sein. Daraus aber zeigt sich schon, daß sie nicht ganz jung sein kann, eine jung erworbene Art hält solchem Ansturm nicht stand. Wir deuteten vorher kurz an, daß wir vielmehr der Meinung sind, daß diese typischen Züge, so wie das

*) König, a. a. D. V I, 283 (1798): „Die echten Berliner sind sparsam zu finden.“ — Bekanntlich sind auch gerade die literarischen Vertreter des Berliner-tums im 19. Jahrhundert meist Nicht-Berliner.

sächsisch-fränkisch-slawische Mischvolk sich hier festigte, an geschichtlichen Erlebnissen entwickelte, allmählich hervortraten. Der Ausdruck braucht nicht, kann nicht immer derselbe gewesen sein; mit Schönbrunn scheinen wir doch schon Spuren der uns vertrauten Art zu ahnen. Ein neues Erlebnis bringt der Große Kurfürst, der aus dem Elend des Dreißigjährigen Krieges Brandenburg aufwärts führt. Leichtigkeit, Pflege von Kunst und Wissenschaft, Verfeinerung bringt die Zeit Friedrichs I., denn an dem feinen genussfrohen Leben des Hofes nimmt die Stadt teil. Ein Zustrom von Fremden im 17. und 18. Jahrhundert führt ihr neues Blut zu. Die Menschen des 18. Jahrhunderts kennen wir. Friedrich Wilhelm I., der dem guten märkischen bürgerlichen Typus entspricht, arbeitsam, pflichttreu, durchdrungen vom Gefühl der Verantwortung, hinter dem rücksichtslos alles zurücktreten muß, herb, praktisch, nüchtern und verständig, skeptisch, mißtrauisch, ohne Sinn für feine Lebensformen. Und schließlich die Zeit Friedrichs des Großen, in der die Berliner Art in uns nahestehenden Formen ihren Ausdruck findet.

Wir sind hier Fragen nachgegangen, die an sich einer Sprachgeschichte fern zu liegen scheinen, sie sind es nicht. Wir werden (Kapitel IV) erkennen, wie sehr die Sprachentwicklung von der äußeren Entwicklung bedingt ist, wir werden weiter auszuführen haben, wie diese Geistesart des Berliners, für die wort schöpferische Fähigkeit oder die eigene Bedeutungsentwicklung, die Schöpfung oder Weiterbildung von Redensarten, oder selbst die Auswahl und Verwendung übernommener Ausdrücke grundlegende Bedeutung hat. Wenn wir sehen werden, daß die ältere Geschichte Berlins vornehmlich lautgeschichtlich*) erfaßt werden kann, so ist für die Erkenntnis des letzten Jahrhunderts gerade die eigene Ausbildung des Wort- und Redensartenschatzes das wichtige Moment. Sie gibt dem Berlinischen eine ganz eigene Stellung, weil es wohl keine andere Mundart gibt, in der der Träger der Sprache so stark wortbildend tätig ist.

*) und geistesgeschichtlich.

II.

Die ältesten Bewohner

Die Geschichte Berlins — unter diesem Namen umfassen wir, wo nicht Scheidung nötig, auch Köln im folgenden mit — beginnt für uns um 1230*). Am Anfang steht die Frage nach der Besiedlung nicht nur für den Historiker, auch eine Sprachgeschichte wird sie nicht ganz umgehen können¹⁾: wer sind die Siedler, die ihre Sprache in das neue Land getragen, ihm die Sprachform gegeben haben? Denn wenn diese Sprache auch das Niederdeutsche ist, nicht das eigentliche „Berlinische“, an das wir heute bei dem Worte denken, so hat doch dieses so viele Elemente des vorher hier gesprochenen Nd.-Märkischen aufgenommen (s. S. 36, 83), daß wir an ihm nicht vorübergehen können, auch wenn wir der älteren Zeit mehr einleitend gedenken. In dieser niederdeutschen Periode läßt sich die in Berlin gesprochene nd. Sprache freilich nicht aus dem Umkreis der ganzen Gruppe der südlichen Mittelmark**) lösen, und der Blick muß sich daher dem ganzen Sprachgebiet zuwenden.

„Es ist kein Staat in Deutschland, dessen ältere Geschichte noch in so vieler Ungewißheit und Dunkelheit vergraben liegen, als die Mark Brandenburg.“ Diese Worte, die am Anfang einer von der Berliner Akademie preisgekrönten Abhandlung „Sur les anciens habitants des Marches“ (1752) stehen, haben in mancher Beziehung auch heute noch Geltung.

Die Historiker streiten, ob Berlin oder Köln als deutsche Stadt die ältere ist, ob Berlin eine Stadtgründung oder Erweiterung einer Dorfanlage war. Die Sprachgeschichte kann an diesen Fragen vorbeigehen, da der in jedem Falle geringe Zeitunterschied sprachlich ganz irrelevant ist, für sie kommt nur in Betracht, welche Volksstämme an der Entwicklung der märkischen Sprachform beteiligt sind. Sie betrachtet die Namen, vergleicht die

*) Mitte des 12. Jahrhunderts beginnt die Besiedlung der Mittelmark.

**) Wir wählen diese kurze Bezeichnung, auch wenn sie nicht ganz genau ist.

chronistischen Berichte und gewinnt für ihre Zwecke zunächst die Tatsache des slawischen Namens „Berlin“. Die deutsche Siedlung führt also den Namen einer slawischen Anlage, in deren Nachbarschaft oder auf deren Boden sie entstanden²⁾ sein muß. Am andern Spreeufer, Köln³⁾, trägt den Namen der berühmten RheinStadt. Eine solche Übertragung setzt ein Interesse der Siedler an ihr voraus⁴⁾, und man wird, wie die Ortsnamenkunde uns gelehrt hat, dieses bei dem Kolonisationsunternehmer, dem Lokator, suchen und annehmen, daß er der jungen Neugründung an der Spree als glückverheißenden Namen den der führenden Stadt seines Heimatgebietes gab; um so mehr, da, wie wir sehen werden, fränkische Beziehungen auch in der Namengebung der Nachbarschaft nicht fehlen. Neben den Spuren slawischer Vorbevölkerung stehen also die der fränkischen Siedler⁵⁾. Die Kolonisten der Mark sind verschiedener Herkunft; aus verschiedenen deutschen Ländern, in verschiedenen Etappen strömen die Zuzüglinge in das Land, wo man ihnen eine neue Heimat bot. Der Franke aber kann in keinem Falle in der Mittelmark überhaupt der ausschlaggebende Siedler gewesen sein.

Einen sicheren Schluß auf die Herkunft des Kerns der Kolonisten, des Hauptstammes in jedem Falle, der so stark war, so sehr das Übergewicht über alle Einzelgruppen hatte, daß er dem Lande seine Sprache gab, daß in ihr die übrigen Sprachformen aufgingen, gewährt eben eine Beobachtung dieser Sprache. Muttersprache des südlichen brandenburgischen Gebietes ist zweifellos das südostfälische Gebiet zwischen Elbe, Saale, Harz, ein Gebiet, das heute in seinem östlichen Teil, dem Elbostfälischen⁶⁾, größtenteils das Niederdeutsche aufgegeben hat, dessen nd. Sprachform im Mittelalter wir aber gar wohl kennen. Mit dem, was wir der Sprache entnehmen, schließen sich die historischen Verhältnisse aufs schönste zusammen, denn dies ist das Land, in das auch die Beziehungen der askanischen Herren führten, die Heimat der Markgrafen, der Nachkommen Albrechts des Bären, die die gleiche Sprache sprachen, eine Tatsache, die möglicherweise dem Übergewicht, das diese Gruppe anscheinend zahlenmäßig über die verschieden zusammengesetzten Kolonistenscharen anderer Herkunft hatten, sprachlich weiteren Nachdruck verlieh, dazu beitrug, daß diese Sprachform,

die fährende, alle andern auffaugen konnte. Das ist das Gebiet, aus dem die Herrscher ihre Leute in die Mark fährten. Von hier aus bringen die geistlichen Orden, Prämonstratenser, Zisterzienser (Zinna, Lehnin) kultivierend vor. Die Hauptmasse der Kolonisten kam aus jenen elbostfälischen Landen, die am Anfang der mnd. Entwicklung geistig, kulturell überhaupt die fährenden sind*), wo z. B. zu Anfang des 13. Jahrhunderts, zur gleichen Zeit als die kolonisierenden Scharen in die Mittelmark zogen, der Sachsenspiegel entstand. Hier lag Magdeburg, der berühmte Schöffensuhl, der Rechtsmittelpunkt für den ganzen Osten. Die Mittelmark**) ist mit Magdeburgischem Recht belehnt, sah also auch rechtlich dorthin.

Die Tradition dieser Herkunft war auch in der Mark noch im 14. Jahrhundert wohlbekannt: Joh. von Buch, der berühmte brandenburgische Hofrichter, weiß (Glosse zum Sachsenspiegel II, 12 § 3)***), daß die Leute in der Marke... alместич incomen sin disse von Swaven, jene vome Rine. Der Rhein fähr uns wieder in die Gegenden von Köln; Swaven, d. s. die sog. Nordschwaben, zwischen Harz und Saale, eben jenes Gebiet, das wir als Mutterland erkannten.

Die niedersächsische Sprachform dieses Landes, dessen Laut- und Flexionsformen eben wohl durch seine Grenzlandstellung eine besondere Färbung hatten, bestimmt das Mittelmärkische nach Lautform, wie in hohem Grade nach dem Wortschatz. Als haupt-sächliches Charakteristikum⁷⁾ weisen wir hier nur auf die Diphthonge *ü^o*, *i^o*, wo das weitere niedersächs. Gebiet *ö ē* hatte (s. S. 44) *fü^ot* Fuß: *föt*; *brü^ef*, *li^et*, *si^en* †): *brēf*, *lēt*, *sēn* Brief, ließ, sehen. Auch der Wortschatz des ganzen Gebietes von der Elbe bis über den Harz hinaus hatte eine eigene Färbung, die sich aus der Grenzlandschaft ergibt. Wir wählen hier ein paar ganz einfache Wörter, die schon im ältesten Berliner

*) Vgl. Nd. Jahrb. 51, 59 ff.

**) Berlin ging bei Brandenburg zu Rechte, Brandenburg bei Magdeburg.

***) Hier nach Seelmann, der Nd. Jahrb. 49, 59 das Itat aus einer Handschrift der Berliner Staatsbibl. anführt.

†) Geschrieben wurde *fut* *brif* *lit* *sin* mit Vereinfachung der Diphthonge, und diese Formen sind für märkische Urkunden der Zeit bezeichnend.

Text, dem Stadtbuch, im 14. Jahrhundert in seinen freien Berliner Teilen so überliefert und dem ganzen genannten Landstrich eigen sind; denn gerade die ältesten Zeugnisse sind für Fragen der Siedlung besonders wichtig: „hinter“ heißt hier hinder (spr. hinger), seltener achter; im niederdeutschen Hauptgebiet ist es umgekehrt (z. B.: ses Buden stan hinder sünte Nycolaus chore). — „Messer“: sonst mets, mest; hier daneben die Langform, metser u. ä. — grempeler für den Kleinrämer, der auch Bier verschänkt (vgl. heutiges Krempe, Grempe: Kram), wie im östlichen Mitteldeutschen (Luther: grempelmarkt: Trödelmarkt). Im Stadtbuch heißt es über die Bierabgabe: Dy grempelers geven von der tunnen 4 penninge. — born Brunnen s. Anmerkung 13. — Unsere märkische Bezeichnung „Heide“ (Wald; der Name Grunewald*) zeigt sich schon durch das Grundwort wald als nicht sehr alt; dagegen) Damesche heide z. B. im Stadtbuch, Wuhlheide, Jungfernheide, Spandauer, Teltowische Heide (der alte Name des Grunewald), Kölnische Heide usw. Heidereuter (Heidereutergasse) war etwa ein Unterförster. Dieselbe Bedeutung von Heide^{†)} haben wir im Südostfälischen**) und im anstoßenden Obersachsen (z. B. die Döblauer Heide bei Halle***). Diese Bedeutungsentwicklung des alten Wortes wird wohl nicht unabhängig auf beiden Gebieten geschehen sein.

Von hier aus ist die nd. Grundlage unseres Gebietes bestimmt, von hier also muß die Hauptmasse, die an Bedeutung ausschlaggebende Gruppe, die alle fremden Elemente aus anderen Gebieten in sich aufnimmt, in die südliche Mittelmark gekommen sein. Mit diesem Gebiete verbinden uns auch Familien- und Ortsnamen. Der älteste mit Namen bekannte Berliner Stadtschreiber 1288, 1289 heißt Joh. Barboie, Barbeye, d. i. Barby†) (Anhalt). Hermann Barboie ist 1309 nachweisbar. 1311 sind Ulrichs und

*) Kap. VI § 12.

**) Der Sachsenspiegel, der ja elbostfälischen Ursprungs ist, nennt die drei Bannforsten, in denen die Jagd verboten ist: neben dem Harz „de heyde tho Coyne“ und „de Maghetheyde“ (II, 61a). 3. Verbreitung s. Anm. 7.

***) Dbf. Beispiele s. in Adelsungs Wörterbuch.

†) Es ist natürlich bald nicht mehr der Namensträger, der aus jener Gegend stammt, sondern ein Vorfahr. Aber das ist für uns das gleiche.

Conradus de Koten (Köthen) Kattente usw. Der Name des Berliner Gerichtsschreibers 1497 Peter Zigkow erinnert an Zieko nahe Coswig*).

Zu diesem Hauptstamm gesellen sich andere Einwanderer. Neben den Niederdeutschen kommen auch Mitteldeutsche, hochdeutsche Nachbarn jener südostfälischen Siedler, Ostmitteldeutsche, die später in der berlinischen Sprachgeschichte, der eigentlichen Geschichte des „Berlinischen“, noch einmal die führende Rolle spielen; dann aber auch Kolonisten von Westen her, vom Rhein, Franken vom mittleren (Rheinländer), wie vom niederen Rhein (Niederländer). Daher der Name Köln, den allein ein Unternehmer, der seine Scharen aus der Rheingegend herführte, gegeben haben kann. (Er braucht dabei gar nicht aus Köln selbst zu stammen, viel wahrscheinlicher aus dem kölnischen Gebiet, der dann die neue Stadt nach dem Hauptort seiner Heimat benannte.) An das rheinische Frankenland**) erinnern aber auch eine Reihe anderer Namen unseres Gebietes: Edward Schröder, der beste Kenner auf dem Felde der Namensforschung, hat German. Roman. Monatschrift 11, 65 ff. bestätigt, daß auch der Name Frankfurt (a. d. D.) Übertragung des Namens der Stadt am Main ist. Bekanntlich auch haben wir eine ganze Reihe Ortsnamen, die mit „Franken“ zusammengesetzt sind. Sie zeigen, auch wenn ein oder der andere Name nur sekundäre Übertragung sein mag, das Vorhandensein fränkischer Siedler. In der Mittelmark: Frankenselde, Frankensförde (d. i. Frankfurt), die schon 1285 im Besitz von Kloster Zinna erwähnt sind. Ein anderes Frankenselde bei Briezen wird im Landbuch 1375 genannt. Außerhalb der Mittelmark schon liegt Frankendorf bei Neu-Ruppin (1525; Riedel II 4, 153). Und hier sind wir auch in der Nähe des Rhin, der gewiß in diesen Zusammenhang gehört⁹). Die Namensübertragung des Hauptstroms der Heimat***), der das kölnische Stiftsgebiet durchfließt, scheint sich

*) Der Name des Heyno Hoym, Ratsherr in Brandenburg 1307, weist j. B. in die Gegend von Halberstadt.

**) In Brandenburg ist die Familie Menke, d. i. Mainz; Stadtbuch 1368 Claus Menke. Wie erwähnt, ist natürlich für diese junge Generation der Name Familien- nicht Herkunftsname. Aber er zeigt oft die Herkunft der Familie.

***) Die ältere Form ist „Rin“, aus der „Rhein“ erst jünger entwickelt ist.

diesen Frankendörfern, scheint sich dem Namen Rbln anzureihen. Daß die märkischen Siedler z. B. vom Rhein, Rin*), herkamen, wußte ja noch (s. o.) Anfang des 14. Jahrhunderts Joh. v. Buch, selbst ein Altmärker; anders, spezieller, deutet Seelmann die Stelle (Md. Jahrb. 48, 59) auf den alten Rhein bei Utrecht, im Anschluß an den Chronisten Helmold, auf dessen Slawenchronik (Kap. 88) in der Hauptsache die lange Zeit einseitig übertriebenen Anschauungen von einer überwiegend niederländischen Besiedlung der Mark unter Albrecht dem Bären zurückgehen, die die Geschichtsforschung der neueren Zeit auf einen bescheideneren Anteil zurückgeführt hat. Es kann natürlich kein Zweifel sein, daß die Niederländer**), die im Mittelalter in allen Teilen Niederdeutschlands als Siedler, als Lehrmeister im Deichbau, in der Wollenweberei usw. zu finden sind, auch in unseren Gegenden an der Siedlung entsprechend teilnahmen; man konnte sie z. B. da gar nicht entbehren, wo etwa in Sumpfs- und Flußlandschaften Deichbau nötig war⁹⁾. Daß sie aber die mittelmärkische Kolonisation nicht führend beeinflusst haben, wie man früher gern annahm, ergibt sich, wie aus den historischen Erwägungen, die wir hier übergehen, so aus der Sprache unseres Landes, die den niedersächsisch-südostfälischen, nicht den fränkischen Charakter trägt in allen ihren Lauterscheinungen. Erstaunlich gering, geringer als der niederländische Anteil an der Siedlung anzunehmen ist, ist auch die Zahl der Namen, die etwa (über „Franken“ hinaus, das eben auch auf die mitteldeutschen Rheinländer gedeutet werden kann) mit Sicherheit auf diese Gegenden weisen, Ortsnamen wie Familiennamen. Sie fehlen natürlich nicht ganz¹⁰⁾, und man wird vor allem an den ersten märkischen Chronisten im 13. Jahrhundert, Heinrich von Antwerpen, Prior im Kloster zu Brandenburg, denken, auch an vereinzelte Bildungselemente in Ortsnamen, freilich doch recht seltene: -cop (Hernecop 1375), während -dunc auch mittelfränkisch sein kann¹¹⁾. Die Versuche, aus Realien den niederländischen

*) Sogar ein Rudolphus Strazeborch (vgl. auch Straßburg in der Uckermark) steht 1311 in der Reihe der Berliner Ratsnamen.

**) Dieser umfassende, keine Gruppe hervorhebende Name ist hier mit Vorbedacht gewählt. Auch die mittelalterliche Chronistik faßt unter Flandrenses zusammen.

Anteil festzustellen, sind bekanntlich gescheitert, weder die Tatsache des Ziegelbaus, auf den man früher Gewicht legte, noch die Vergleichung der Hausformen führten weiter; die Beobachtungen aus der Hufeneinteilung sind nicht immer eindeutig. In neuester Zeit ist man bemüht, den ndl. Strom mit Hilfe des modernen märkisch-nd. Wortschatzes nachzuweisen, wie mir scheint, bisher bei unzureichender Methode mit sehr zweifelhaftem Erfolg¹²). Nur die sprachgeschichtlich eingestellte Betrachtung, die Berücksichtigung des ältesten Sprachgutes könnte (bei der durch eine zweite niederländische Einwanderung verwickelten Frage) einigermaßen gesicherte Resultate ergeben. Für unsere Betrachtung hier ist das wichtigste die Feststellung, daß die Niederländer die Sprache nicht grundlegend beeinflusst haben.

Eine Reihe westlicher Beziehungen könnten auch ebensogut wie niederländisch westfälisch sein¹³). Denn man hat sicher mit Westfalen unter den Kolonisten zu rechnen, die ja eines der stärksten Elemente in der Siedlungsgeschichte sind, und die gerade um die Zeit der märkischen Kolonisation in Scharen nach Osten zogen. Gerike Westpfal kennen wir in Berlin Anfang des 15. Jahrhunderts. Auf die Möglichkeit, daß der Berliner Schulze Marsilius 1247 westfälischer Abstammung ist, hat Ledebur (SchrVGBerl. 2) gewiesen^{*)}. Die Berichterstatter, die von flandrischer Siedlung erzählen, waren gewiß nicht immer fähig, die Gruppen Flamen, Friesen, Westfalen, Mittelfranken zu scheiden. Auch Wortschatz wie lautlich-grammatische Beziehungen sind hier oft zweideutig, und was als niederländisch in Anspruch genommen ist, gehört leicht ebensogut nach dem westlichen Westfalen. Die Form rünt Kind des Berliner Stadtbuchs ist aus dem Mittelniederländischen verständlich, sie ist aber auch im Mittelwestfälischen überliefert. In diesem Zusammenhang interessiert es, daß Sello (MF. 16, 3) im Güterrecht Berlins westfälische Einflüsse erblicken will. Auch

*) Auch in Brandenburg (MF. 18, 25ff.) 1369 Peter Marcellies, 1297 pueri Marcellii, 1421 Ingell Westvale, 1397, 1409, Tilemanus Sosatiensis. Es ist übrigens auffallend, daß Familiennamen in Berlin und Brandenburg fast alle der engsten Umgebung entnommen sind. Freilich haben wir sie erst aus der Zeit, als die Siedlung schon abgeschlossen ist.

aus dem Dortmund'schen Urkundenbuch scheinen sich alte Beziehungen zu ergeben¹⁴⁾.

Aus solchen Elementen setzten sich die Siedler zusammen, deren Sprache sich als Kolonialsprache unter diesen Einflüssen ausbildete. Die deutsche Hauptmasse aus dem südlichen Elbostfalen, dazu mitteldeutsche (westlich-fränkische und ostmitteldeutsche) Ansiedler, Niederländer und Westfalen, andere Gruppen, z. B. Friesen¹⁵⁾, in Spuren. In dieser vom Mutterland verschiedenen Zusammensetzung lag aber wieder auch der Kern zu andersartiger Entwicklung als das Mutterland zeigte, der Kern zur Neuentwicklung.

Doch ein Element haben wir bisher übergangen: diese deutschen Gruppen besiedeln das vorher von Wenden*) bewohnte Land, und neben den Deutschen saßen noch immer Wenden, vielfach als Fischer in den Riegen**). Das Berl. Stadtbuch kennt sie als Verkäufer auf dem Holzmarkt (Fib. S. 20 f., El. S. 16), und zwar sind dies die Wenden von der Oberspree, wo sich das Wendentum als geschlossener Bezirk am längsten erhalten hat¹⁶⁾. Im Stadtbuch sind unter den Kriminalverbrechern ein paarmal Wenden genannt. Wenn hier ein Beeskower, d. h. aus damals noch ganz wendischer Gegend stammend, im Gegensatz zu andern als „purus slavus“¹⁷⁾ besonders gekennzeichnet wird, so darf man wohl annehmen, daß er sich sprachlich von den um Berlin heimischen Wenden schied, die wohl früh die Sprache der herrschenden Klasse, an deren wirtschaftlichem Leben sie teilnahmen, lernten. Die erhaltenen Berliner Innungsstatuten des Mittelalters enthalten zwar kein Verbot, Wenden aufzunehmen, wie z. B. die Spandauer¹⁸⁾, dennoch haben sie zweifellos Amtszugehörigkeit hier so wenig wie anderwärts erhalten, haben in untergeordneter Stellung, wie sie noch heute das verachtende „Du bist woll von'n Riege“***) spiegelt, neben den Deutschen gefessen, wie wir das aus andern Kolonialstädten wissen.

*) Ich benutze diese volkstümliche Bezeichnung, die damals die in Berlin gebräuchliche war (Sing. di Went, Plur. Wende).

**) Bei Köpenick, Stralau usw. Die Dahme ist bis in die Neuzeit hinein von slawischen Fischern besetzt. Vgl. Berl. Bürgerbuch 1537 mit ausgesprochen wendischem Namen: Georgen panmad, Fischer.

***) Doch f. S. 162.

Doch zeigt sich das friedliche Nebeneinander*), die fortschreitende Assimilierung, wenn der Kölner Michel Friße 1506 eine Stiftung für arme Mädchen ausdrücklich ohne Unterschied der Geburt, deutsch oder wendisch, einsetzt. Slawische Namen sind, verglichen mit anderen Gegenden (Schlesien, aber auch Pommern, Mecklenburg) nicht häufig, vielleicht aber, weil der Slawe in Brandenburg früh die Neigung zu christlichen und germanischen Namen zeigte¹⁹⁾, auch dies ein Zeichen der Anpassung. Andererseits sind Namen wie Stenzel u. a. auch außerhalb der slawischen Kreise als Vornamen fest geworden.

Bei solchem Zusammenleben sind denn auch gelegentlich Ausdrücke übernommen worden, namentlich aus dem vornehmsten Berufskreis der Wenden, dem Fischereibetrieb. In der Fischerei auf der Dahme und Oberspree, in ziemlich geschlossener Berufsgruppe unter dem Einfluß der lausitzischen Nachbarn, haben sich bis heute zahlreiche technische Ausdrücke erhalten: Kieß, Lante sind uns allen geläufig. Bis in die neueste Zeit hinein führte der Wasservoigt auf der Spree und der auf der Havel die slawische Bezeichnung „Pristabel“, usw. Einige solcher Ausdrücke, die noch heute in Berlin leben, sind in Kapitel V, S. 161 ff. zusammengestellt.

*) Das doch auch schon aus den oben genannten Stadtbucheinträgen hervorgeht, in denen dem wendischen Händler z. B. betr. der Abgaben jede Rücksicht entgegengebracht wird.

III.

Berlinische Sprachgeschichte bis zum 16. Jahrhundert (Niederdeutsche Zeit.)

Worbemerkung: In diesem Kapitel, wo es sich vielfach darum handelt, die moderne berlinische Sprachform und das niederdeutsche Berlinisch zu vergleichen, verstehen wir dieses als „Berlinisch“, die jüngere Sprachform stellen wir ihm unter der Bezeichnung „Neuberlinisch“ gegenüber.

Tile Wardenberg*).

Tyle Wardenberges Övertredunghe, die he het began an demerade, ftad, werken und an den gemeynen (börgeren) tu Berlin.

*) Aus dem Berliner Stadtbuch, fol. 203 v b ff. C. über das Stück Num. 1, 2. Zur Erleichterung für den modernen Leser, dem es nur ein Bild der damaligen Sprachformen geben soll, ist es hier mit Umlautzeichen versehen, die der mittelalterliche Schreiber fortläßt, es sind ferner u und v nach heutigen Grundsätzen geschrieben; die Kürzungen, die nach mittelalterlicher Art angewandt waren, sind aufgelöst. i und y haben gleichen Lautwert. ei, ey ist als ê (gemeynen, lies jemēnen), g als j bzw. ch zu sprechen: geschag: jeschach. Diphthonge werden im allgemeinen nur durch den ersten Laut bezeichnet. Es ist also zu lesen statt dinstē: dīnste, buk: būok, sake lies soake, steden lies ste^aden. Wenn der moderne Leser an der Zweideutigkeit Anstoß nimmt, so ist darauf hinzuweisen, daß wir heute gleich zweideutige Formen haben und durch die Kenntnis des Wortes doch richtig lesen (Water: Wase, ach: ich, Kat: hat u. v. a. m.).

Übersetzung: Tile Wardenbergs Verfehlungen, die er gegen den Rat, die Stadt, die Gewerke und die Bürgerschaft von Berlin begangen hat. Erste Klagesache, wie es oft zu der Zeit der bayrischen Herrscher vorgekommen ist, wenn die Fürsten und Herren die Herren, Mannen und Städte des ganzen Landes zu sich in die Stadt Berlin entboten hatten. Wenn dann Tile Wardenberg Alderman war (den Vorsth im Rat hatte), wenn die Fürsten mit den Herren, Mannen und Städten gern zum Abschluß gekommen wären und zu Tile Wardenberg sandten, daß er die Bürger aufbieten solle, vor den Herren zu erscheinen, so wollte Tile Wardenberg das nicht tun und ritt hinaus und kümmerte sich nicht um die Herren. Dadurch kamen die Städte des ganzen Landes zu unersetzlichem Schaden.

Irfte sake, dat vake gefchag bi der Beygerfchen heren tyden, wen di försten und heren tu fik vörboden in di stad tu Berlin di heren, man und stede ut deme gantzen lande, Wen dan tile wardenberch olderman was und di förften den heren, mannen und fteden gerne hadden ende gegeuen, und fanden tu Tilen, dat tile földe hebben laten vörboden di berven lüde, dat fy vör di heren komen weren, fo en wolde des tile nicht don und rêd vp dat veld und warde der heren nicht; des quemen di ftede ut deme gantzen lande tu unvörwinliken fchaden.

*) Negende sake: wen di Radmanne tu fik vörbodeden dy gemeynen börgere vnd hadden met den tu redende ümme unfer heren nüd und fromen und der ftede nod, fo volgeden dy gemeynen börgere den Radmannen öres rades gerne vnd fcheiden fik eyndrechtliken von den Radmannen; auer an den anderen dage, wen he dat dervûr, so schikkede he, dat di gemeynen börgere wede tufamen quemen, so mußte men di Radmanne vörboden, so warp tile alle dedinghe wede ümme, der dy Radmanne met den gemeynen weren eyndrechtich worden. Des sint dy ftede tu grotem fchaden komen und di Radmanne met den gemeynen börgeren kunden unfer heren darümme nicht tu dinste werden alfe fy gerne hadden gedan.

† Diese Eintragung, dem „Bunf der övertredunge“, einem Verzeichniß der strafrechtlichen Übertretungen, der Kriminalverbrechen, im Berliner Stadtbuch entnommen, möge am Anfang des Kapitels¹⁾ zunächst ein Bild der niederdeutschen Sprachform vermitteln, wie man sie Ende des 14. Jahrhunderts in Berlin schrieb.

*) Neunte Klagesache: wenn die Ratmannen die Bürgerschaft zu sich entboten und mit ihnen über der Herrschaft Ruß und Frommen und die Bedürfnisse der Städte zu verhandeln hatten, so folgten die Bürger den Vorschlägen der Ratsherren bereitwillig, und sie schieden in Eintracht von den Ratsherren. Aber am anderen Tage ließ Ille Wardenberg, wenn er das erfuhr, die Bürger noch einmal zusammenberufen und so mußte man den Rat entbieten; dann warf Ille Wardenberg alle Beschlüsse wieder um, über die der Rat und die Bürger einig geworden waren. Dadurch sind die Städte zu großem Schaden gekommen und der Rat und die Bürger konnten unsern Herren (Fürsten) nicht dienen, wie sie es gern getan hätten.

Führt sie doch zugleich mitten in das städtische Leben, die inneren Streitigkeiten und zeigt den Hintergrund für die Stadtgeschichte und für ihre Sprachgeschichte. Von den hochdeutschen Fürsten hören wir, den „bengerschen heren“ (Ludwig der Ältere, Ludwig der Römer, Otto der Faule 1323—1373), von „deme keyserre Karle“, Karl IV., den luxemburgischen Fürsten, von dem selbstherrlichen Tile Wardenberg²⁾, dem unruhigen Kopf, der sich mit seinen Ratsgenossen nicht verträgt, eigene Politik treibt und Zwietracht zwischen Rat und Bürgerschaft sät, aber auch von dem steten Kampf zwischen Berlin und Köln, wenn die Berliner als Ratmann für Köln, den sie zu wählen haben, gerade diesen schwierigen Mann präsentieren.

Ist auch das heutige „Berlinische“ nicht die direkte Fortsetzung der im Mittelalter hier gesprochenen Sprache, so darf doch ein kurzer Überblick über diese in einer berlinischen Sprachgeschichte nicht fehlen, da die niederdeutsche Intonation, die niederdeutsche Lautbildung und sehr vieles im Wortschatz, in der Syntax, auch einige flexivische Elemente des „Neuberlinischen“ auf die alte Landesprache zurückgehen, aus ihr zu erklären sind, und da wir immer wieder beobachten, wie in gewissen Perioden, unter gewissen Bedingungen das niederdeutsche Element, das sich in der nächsten Umgegend Berlins erhalten hat, auf die Weiterentwicklung wirkt. Die folgende kurze Darstellung will im wesentlichen nur diese für das Neuberlinische noch wichtigen Erscheinungen beleuchten.

Das Bild der niederdeutschen Sprache, wie sie im Mittelalter in Berlin geschrieben wurde, ist aus dem reichen Material darzustellen, das sich in Briefen und Urkunden (die älteste in niederdeutscher Sprache ist ein Münzvertrag mit Brandenburg 1322), in Rechnungen und Aufzeichnungen in Stadtbüchern darbietet¹⁾, in die man Zins und Gefälle, Haus- und Grundsteuer, Einnahmen und Ausgaben des Rates, Rechte und Pflichten der Stadt, Eide und Besoldungen der Beamten, Zunft- und Polizeiverordnungen, vor allem die große Redaktion des geltenden Stadtrechts im 14. Jahrhundert, Kriminalurteile und Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit, wie Auflassungen und leghwillige Verfügungen, eintrug, Bürgeraufnahmen u. v. a. m. Das wichtigste

und älteste ist das „Berliner Stadtbuch“¹⁾, begonnen gegen Schluß des 14. Jahrhunderts, das in seinen verschiedenen Abteilungen alles Wissenswerte und für die Stadtverwaltung Wichtige im Verhältnis der Stadt zu den Fürsten (Privilegien, Huldigungsformeln), zu den Bürgern (z. B. Steuern, Zunftbriefe, das geltende Recht), zu den Beamten (Besoldung, Pflichten, Eidesformeln), zu den Fremden (Zölle und Niederlage) festhielt. Das „Kölner Stadtbuch“¹⁾ ist 1443 angelegt, als nach kurzer Periode des Zusammenwirkens die beiden Städte nach dem Aufstand von 1442 auf ein Machtwort des Kurfürsten getrennte Verwaltung, einen neuen Rat aus den Handwerkerständen erhielten, der nicht wie der bisherige patrizische in der Regierungstradition aufgewachsen war, und der, wie der damalige Stadtschreiber fürchtet, „enkeyne wyze noch regirunge, wu men desser stad gelt ynnemen odder uthgeven schal“ versteht; „ümme vormydinge sülker bysterheit unde errunghe“, die sich aus dieser Unwissenheit ergeben könnte, trägt das Kölner Stadtbuch wichtigste Bestimmungen bequem zusammen.

Freilich ist alles, was wir so gewinnen, rein geschäftlichen Inhalts. Literarisch ist Norddeutschland ja weit hinter dem Süden zurückgeblieben, und wenn andere niederdeutsche Städte mit stärkerer Selbständigkeit und stärkerem geistigen Leben (z. B. Lübeck, Braunschweig, Magdeburg, die westfälischen Städte usw.) wenigstens durch eine hochstehende Chronistik entschädigen, so sieht es auch hier in Berlin leer aus. Die Verse, die das 3. Buch des Berl. Stadtbuches einleiten, die Rechtsdarstellung,

Gy erliken lüde, nu syd bedacht,
na dem dage volget io di nacht,
di dag is ok an vns bewant,
vns ziget di auent in di hant . . .

sind nichts weiter als ein willkürlich umgestellter Auszug aus der 2. Versvorrede des Sachsenspiegels, der ja die Grundlage auch des Berliner Rechts bildet. Verse stehen noch an einer anderen Stelle im Stadtbuch: am Schluß der Beamteneidesformeln, eine Warnung vor falschem Eidschwur, den die Seele beim jüngsten

Gericht hängen wird. Sie knüpfen an eine (noch nicht festgestellte) Dichtung vom jüngsten Gericht (oder vom Streit der Seele und des Leibes) an, sind scheinbar mit geringen Anpassungen einer solchen entnommen. Der Schluß möge hier als Probe der Berliner Poesie stehen:

*) O vil lyve hilge geist,
 der lüde herte du wol weist:
 Ör herten gantz in guden sterke
 dat em dar volgen gude werke
 vör dat gremelike gerichte,
 dar sy stan tu godes angesichte.
 Dar is dan engeyne barmeherticheit,
 nicht wen syn strenge rechticheit.
 O wi dan wol hêt gedan,
 di mach vrolike vör den richter stan!**)

Die niederdeutsche Periode hat, soweit unser Wissen reicht, hier nur eine Dichtung hervorgebracht, die wenigstens durch ihren Stoff die Literaturgeschichte interessiert: Das ist die Totentanzdichtung³⁾ aus dem Ausgang des 15. Jahrhunderts, die in der Vorhalle der Marienkirche unter dem Totentanzgemälde steht, die wuchtige Mahnung an Tod, Begräbnis und schließlich Vergessenheit, die unser Los ist:

Bytterliken sterven ys dy irste sanck,
 dy ander alzo dy klokkenklanck,
 dy drüdde: van fründen sin vorgeten;
 altydes dat sölle gy weten!

Die Aufforderung des Todes, der keinen verschont, nicht den Geistlichen, nicht den Laien, der den Mönch wie den Weltgeistlichen, den Domherrn, den Kardinal, den Papst und wiederum Kaiser und König, Bürgermeister und Kaufmann, die Schenkwirtin wie den Handwerker in seinen Reigen zieht und ihrer Antwort, ihrer

*) O lieber heiliger Geiß, du kennst die Herzen der Menschen wohl: Stärke ihre Herzen ganz im guten, daß ihnen gute Werke dorthin folgen vor das zornvolle Gericht, wo sie vor Gottes Angesicht stehen. Da ist dann keine Barmherzigkeit, nur seine strenge Gerechtigkeit. O, wer dann recht gehandelt hat, der kann fröhlich vor dem Richter stehen, vor den R. treten.

Bitte nicht achtet. Seelmanns³⁾ Annahme, daß der Dichter ein Berliner Kleriker gewesen sein mag, der mit starker Benutzung anderer Totentanzdichtungen sein Werk schuf, können wir uns anschließen.

Der Totentanz steht schon am Ausgang der niederdeutschen Zeit Berlins. Als seit Ende des 16. Jahrhunderts der Gebrauch plattdeutscher Zwischenspiele oder plattdeutscher Rollen in hochdeutschen Theaterstücken aufkommt, ist Berlin offiziell schon zum Hochdeutschen übergegangen und nimmt die plattdeutschen Szenen in den hier aufgeführten hochdeutschen Komödien⁴⁾ nur noch als literarische Mode auf. Märktisches Platt finden wir nur vereinzelt, wie in Bart. Ringwaldts „Speculum mundi“⁵⁾ oder in einer kurzen Szene einer Studentenkomödie von dem Berliner Joh. Raue, der in Danzig wirkte⁶⁾. Der Dichter des sogenannten „Berliner Weisnachtspiels“⁷⁾, das von den kurfürstlichen Kindern 1589 aufgeführt wurde, macht der Zeitmode die Konzession, die Hirten plattdeutsch sprechen zu lassen, obwohl der Verfasser sichtlich selbst nicht plattdeutsch kann (war er ein hochdeutscher Hofbeamter?) und zahlreiche Verstöße macht. Der Kölner Domkürster Pondo, ein angesehener Dichter der Zeit, dessen „Comoedia von den drei Männern im feurigen Ofen“ 1585 im Kölner neuen Rathaus „agiert“ wird, ist gebürtiger Eislebener und schreibt in den plattdeutschen Zwischenspielen das Platt seiner Heimat⁸⁾, nicht das seiner hiesigen Umgebung. So gewinnen wir in Berlin kaum Spuren etwa vom Fortleben des Plattdeutschen als nicht-offizieller Sprache in den gebildeten Kreisen, obwohl man es damals sicher noch versteht; wird es doch rings um die Stadt, wie auch noch von den niederen Kreisen in der Stadt z. T. gesprochen. Daher kann man wohl auch spaßhaft, wenn im 17. Jahrhundert die Mode der Hochzeitscherze in der Mundart der bäuerlichen Umgegend in Norddeutschland um sich greift, auch in Berlin noch das märktische Platt brauchen, und es wird etwa 1637 zur Hochzeit des Kantors der Nikolaiirche und des Grauen Klosters, J. Krüger, mit Elisabeth Schmeedin ein solches plattdeutsches Scherzgespräch in Stralau fingiert⁹⁾.

Diese kurze Musterung des Bestandes zeigt, daß die literarische niederdeutsche Überlieferung nur sehr gering ist, und eine Betrachtung des berlinischen Niederdeutsch kann sich nur an die vorher

erwähnten geschäftlichen Schreiben halten. Nach den Angaben S. 36 berücksichtigt die folgende kurze Darstellung des berlinischen Niederdeutsch vornehmlich die im heutigen Berlinisch durchklingenden Verhältnisse und Reste. Eine vollständige Grammatik des Niederdeutschen in Berlin findet man in den Anm. 1 angeführten Büchern, namentlich muß auf die meiner „Geschichte der Schriftsprache in Berlin“ (S. 225 ff.) beigegebene Grammatik verwiesen werden. Dort ist auch das mittelmärkisch-brandenburgische Dialektgebiet*) näher umschrieben, dem Berlin-Köln sprachlich zugehörte. Briefe z. B. aus Brandenburg oder Spandau usw. zeigen das gleiche sprachliche Bild wie Berlin, und wo wir von der Schriftsprache Berlins sprechen, da handelt es sich um den Typus des ganzen Gebietes. Dieser nun ist interessant genug und scheidet sich trotz des allgemeinen Strebens der mittelniederdeutschen Zeit nach einer Schriftsprache, die über den Dialekten steht, doch deutlich von anderen Teilen: ein Berliner Text ist von einem Lübecker, einem Braunschweiger, einem Soester Brief sofort zu unterscheiden; näher steht er schon, erklärlich bei den Herkunftsbeziehungen, Halle'schen oder Zerbst'er Schreiben, und trotz vieler Unterschiede lassen sich auch zu der preußischen Gruppe, wo niederdeutsche und hochdeutsche Kolonisten sich treffen, gewisse prinzipielle Beziehungen erkennen¹⁰⁾.

Die Sprachgeschichte Berlins erhält von vornherein eine eigene Note dadurch, daß hier seit dem Aussterben der Uskanier

* Unter dieser Bezeichnung faßt die mittelniederdeutsche Philologie das größere südliche Gebiet der Mittelmark, d. i. etwa der größere südliche Teil des heutigen Regierungsbezirks Potsdam, die ungefähre West- und Nordgrenze (in großen, leicht andeutbaren Zügen ausgedrückt), schneidet das Havelland nördlich von Brandenburg, westlich der Linie Rauen, Kremmen; Ruppiner Kanal, Finowkanal. Doch wirkt die Schriftsprache vielfach über diese Grenzen hinaus, nach Westen in die östliche Utmarsk, nach Norden, sei es durch Einfluß von Berlin-Köln und Brandenburg, sei es auch, daß gelegentlich Schreiber aus dem südlichen mittelmärkischen Gebiet dort wirksam waren (vgl. Schriftsprache 226, wo statt D., östlich, natürlich W., westlich, statt Nordmark: Neumark zu lesen ist¹⁾). Die Frage, ob oder wie weit sich die Sprachgrenze im Westen und Norden gegen früher verschoben hat, ist leider bisher noch nicht geprüft. Der Südosten, Beeskow, Storkow, Fürstenwalde, schrieb, soweit ich sehe, stets hochdeutsch (Schriftsprache 151). Früh wandte auch Frankfurt a. D. die mitteldeutsche (hd.) Schriftsprache an (a. a. D. 30).

hochdeutsche Fürsten, eine hochdeutsche Regierung neben dem niederdeutschen Volke, der niederdeutschen Stadtverwaltung steht, daß hier nicht wie anderwärts eine sprachliche Einheit zwischen der Regierung und den Bürgern besteht.

In askanischer Zeit, 1134—1320, unter den Fürsten aus dem Hause Albrechts des Bären, als Herrscher¹¹⁾ und Volk auch hier einer Sprache, der niederdeutschen, waren, war die Urkundensprache noch meist lateinisch. Erst ganz zu Ende des 13. Jahrhunderts zeigt die große Kulturbewegung, die im 13., 14. Jahrhundert in ganz Deutschland der Volkssprache, je nach Bedürfnis und Lage verschieden schnell, zum Sieg über die Kirchensprache verhalf, auch in der Mark ihre Wirkung, beginnt das Deutsche zunächst in der märkischen Fürstenkanzlei vorzudringen, im Laufe des 14. Jahrhunderts gehen auch die Stadtverwaltungen zur deutschen Sprache über. Diese sprachliche Neueinstellung ist nicht zu trennen von den großen politisch-demokratischen Bewegungen, die im 11., 12. Jahrhundert eingesetzt hatten, und auch damals gerade in Norddeutschland in der Entwicklung des Zunftwesens, des Bürgertums in den Städten ihren deutlichen, weitgreifenden Ausdruck fanden. Das erstarkende Bürgertum versteht ja auch in der Mark im 14. Jahrhundert die dynastischen Verhältnisse für sich zu nützen und sich den wechselnden Herren gegenüber nicht nur zu behaupten, sondern auch wichtige Privilegien zu erringen. Die Selbständigkeit der Städte, die Machtstellung der Patrizier, das Unabhängigkeitsgefühl und das Selbstvertrauen wachsen, Niederdeutsch ist die Umgangssprache und seit dem 14. Jahrhundert die Verkehrssprache der Städte trotz der hochdeutschen Landesbehörden, die seit dem Interregnum (Bayern [1323—1373], Luxemburger, Hohenzollern seit 1411/1415) hier eingezogen waren, trotz der hochdeutschen Fürsten mit hochdeutscher Umgebung, hochdeutscher Kanzlei*). Am Niederdeutschen, das man eben im Bedürfnis nach einer allgemein verstandenen Ge-

*) Nur in der Rechtspflege mußte man der niederdeutschen Volkssprache vielfach Zugeständnisse machen, aus praktischen Gründen. Andererseits war auch gerade die niederdeutsche Rechtsprosa hoch entwickelt. Der brandenburgische Hofrichter J. v. Bach, ein Altmärker, schreibt im 14. Jahrhundert seinen Richterliche Landrechts und Lehnrechts niederdeutsch.

schäftsprache für das volksfremde Latein durchgeführt hatte, hält man fest¹²⁾, vielleicht auch gerade in trotzigem Selbstgefühl gegen die Landesregierung, die durch Sprache und Abstammung geschieden war, und der man¹³⁾ nicht immer die freundlichsten Gefühle entgegenbrachte. Wie verschieden die Herrscher und ihre Vertreter nach Herkunft, Stellung, Bedeutung für das Land waren, in einem stellt sie die Sprachgeschichte zusammen: die Sprache der Regierungsmacht ist hochdeutsch, verschieden von der Sprache der Bevölkerung und ohne den Einfluß, den die führende Kanzlei in Ländern gleicher Sprache auf die kleineren Kanzleien sonst ausübt und ausüben muß. Am stärksten muß der Gegensatz da empfunden worden sein, wo das Zusammenleben am engsten war, in Berlin/Köln.

Aus Urkunden, Stadtbüchern lernen wir die niederdeutsche Sprache Berlins kennen. Eine Kanzleisprache aber, die weithin verstanden werden muß, wird immer einer gewissen orthographischen Tradition folgen. Auch der mittelalterliche Schreiber schreibt, wie er gelernt hat, d. h. er folgt einer bestimmten Norm, die nicht jede Nuance der Aussprache wiedergibt, ja sogar recht grobe Abweichungen zuläßt. So werden beispielsweise (vgl. S. 34) Umlaute (man schreibt forsten, d. i. Fürsten, nicht försten, wie man sprach), Diphthonge im allgemeinen nicht bezeichnet. Zumal das Mittelniederdeutsche zeigt durch die starke Bindung, die durch die Hanse und ihren Briefverkehr gegeben war und weiterwirkte, früh eine Neigung zu weiterem Ausgleich, zu schriftsprachlichen Tendenzen¹⁴⁾. Der Schreiber schreibt also nicht genau wie er spricht. Trotzdem können wir uns im ganzen ein Bild auch der gesprochenen Sprache machen, die für unsere Ziele, die Beziehung zum Neuberlinischen, besonders wichtig ist. Denn der schriftsprachliche Ausgleich im Mittelalter ist doch nie so weit gegangen wie etwa unsere heutige Schriftsprache, die alles Provinzielle verdrängt hat; sondern noch bildet im Mittelniederdeutschen die landschaftliche, dialektische Form überall durchaus die leicht erkennbare Grundlage, die nur in bestimmten Punkten, erstens der Tradition der herkömmlichen Orthographie (es ist ja viel leichter zu schreiben, wie man es gelernt hat, als wie man spricht), zweitens in gewissen Tendenzen der Schriftsprache, d. h. des überdialektischen Ausgleichs, durch-

brochen wird. Zudem liegt für die Sprachgeschichte unseres Gebietes ein besonderer Vorteil darin, daß die Berliner und die Kölner Schreibstätten nicht bedeutend waren: Die Schreiber wurden nicht, wie etwa in Lübeck, von weither berufen, sie kamen zunächst aus der Stadt oder der Umgegend, und ihre Sprache war nicht verschieden von der ihres Wirkungskreises. Bei flüchtigen Aufzeichnungen, bei schnellen Protokollen, bei Notizen für den eigenen Gebrauch lassen sie sich oft gehen und machen „Schreibfehler“ in der Richtung nach der gesprochenen Sprache. So verlangt etwa die schriftsprachliche Orthographie die Formen „binden, finden, hende“ (Hände) usw. Aber in jenen flüchtigen Stücken finden wir Bosterbingerinne Bürstenbinderin, Selwinger (Seilwinder), die zeigen, daß man damals in Berlin wie noch jetzt im Platt der Mark nicht -nd- oder -nn-, sondern (vgl. § 11) ng (ng), fingen, Kinger (finden, Kinder) sprach. Die Beobachtung solcher „Flüchtigkeitsfehler“, die mit der noch heute gesprochenen Mundart übereinstimmen, ferner die Vergleichung der Entwicklungslinie, des alten historisch Gewordenen mit heutigen Erscheinungen, und endlich die charakteristischen Abweichungen der märkischen Form der Schriftsprache von der allgemeingültigen Form ermöglichen es uns, auch die gesprochene Sprache jener Lage, das berlinische Niederdeutsch des 14. und 15. Jahrhunderts vielfach zu rekonstruieren.

Zusammenstellung einiger mittelniederdeutsch/
berlinischer Formen (mit besonderer Rücksicht auf ihre
Bedeutung für das Neuberlinische).

Vorbemerkung.

I. Unsere Mundart zeigt den niederdeutschen Konsonantenstand, d. h. t, p, k, wo das Hochdeutsche z, B, s, bzw. pf, f, bzw. ch hat: tu zu, tid Zeit, dat das, ut aus; up uf auf, warp warf, penning Pfennig, slapen schlafen; sake Sache, sik sich, maken machen.

Niederdeutsch d: hochdeutsch t: don, dun tun, dach Tag, tiden Zeiten, wolde wollte, negende neunte, hadden hatten.

II. Diese konsonantischen Erscheinungen sind allgemein niederdeutsch. Die charakteristische Entwicklung, die einen Text unseres

Gebietes kennzeichnet, ist vokalisch; dem gewöhnlichen mittel- niederdeutschen ê ô entspricht berlinisch ꝥ. *E.* î° û°, ꝥ. *E.* ê ô:

1. ê: Das Mittelniederdeutsche unterscheidet, entsprechend der verschiedenen Herkunft dieser Laute, eine Reihe (5) verschiedener ê, die zwar in der Schreibung, die mit wenigen Zeichen rechnen muß, zusammengefallen, deren Lautwert und Entwicklung aber verschieden waren: Den drei mnd. Typen brêf, bêden, sên (hochdeutsch: Brief, bieten, sehen) entspricht berlinisch î° (geschrieben i): brif, biden, sin. Die Form „jessen“ gesehen, die um 1800 dem Neuberlinischen der Unterklasse angehört, ist also eigentlich die alte niederdeutsche Form¹⁵). — Ein 4. ê, berlinisch wie sonst mittelniederdeutsch, steht hd. ä gegenüber: kêse Käse. — Das 5. ê steht für hd. ei: stên, mênem im Berlinischen wie allgemein mnd.; hd. Stein, meinen. Geschrieben wird für dies e öfter ei, ey; so schreibt unser Text oben gemeynen, gesprochen jemênem.

2. ô: Das berlinische ô in lôpen, grôt, laufen, groß, ist das allgemeine niederdeutsche ô², dem hochdeutsch au oder ô (mhd. loufen, grôz) entspricht. — Das mittelniederdeutsche ô¹ (bôk Buch) ist berlinisch u°, bu°k, geschrieben u: buk, (mhd. buoh) Buch. Vergleiche im Text oben tu, allgemein tô, mhd. zuo, neuhochdeutsch zu. Das gleiche u steht auch für den nie besonders bezeichneten Umlaut û°: mnd. vören führen, fahren, berlinisch vuren, (lies: vûeren). *Z. B.* hü°leken eigentlich Brüderchen, Verwandter (allgemein mnd. böleken), lebt in neuberlinisch Biele, Bieleken Kinder, Geschwister, fort.

Diese Diphthongierung, die das Berlinische von der Hauptmasse der mittelniederdeutschen Dialekte scheidet, ist für die Herkunftsfrage der ausschlaggebenden Gruppe der Siedler wichtig. Das südliche Mittelmärkische teilt sie mit dem Elbostfälischen. Die Kolonisten aus diesen Teilen haben die grundlegende Sprachform gegeben.

§ 1. a: 1. Kurzes ä in geschlossener Silbe, gesprochen a: al, dat, hadde, warp, stad, Brandenborch.

2. a in offener (b. h. vokalisch schließender Silbe, „zerdehntes ä“), maken machen, gesprochen etwa q°, wie noch heute im märkischen Niederdeutsch. Diese Aussprache fiel zusammen mit der von ä und von „zerdehntem ô“, vgl. § 4.

3. langes *â*, später gesprochen *o*^a: *râdmanne*, *lâten lassen* (*lâben* noch neuberlinisch).

Die Gruppe *-ald-* ist wie im größten Teil des niederdeutschen Gebietes zu *-old-* geworden: *olde alte*, *olderman*, *holden halten*, *Förstenwolde Fürstenwalde*.

olde entwickelt sich weiter zu *olle* (so neuberlinisch bewahrt). Die Form gehört, obwohl die Schriftsprache *olde* schreibt, sicher schon in diese Zeit.

Niederdeutsche Entwicklungen sind auch die Abschwächungen des *a > e* in minderbetonten Formen, *dat > det* (*das*); so schon vor 1500. (Im älteren Neuberlinischen des. *Das* neuberl. *det* ist keine direkte Vererbung aus jener Zeit, ist erst wieder jung und neu aufgenommen; vgl. S. 122). Die gleichen Abschwächungen in mindertoniger Stellung, aber älter und verbreiteter als *det*, zeigen die Wörter *wen wann*, *wente bis wennêr wann*, *denne denn* dann (neuberl. *wenn*, *wennêr wann*, *denŋ*, ŋ. B. *Na*, *denn nich!*). *men für man* ist heute aufgegeben, doch wurde es Ende des 18. Jhd. in der groben Berliner Sprache auch gebraucht. Ebenso *ik derf darf*. Hier wirkt die nebentonige (minderbetonte) Stellung des Hilfsverbs, namentlich in der Lautverbindung *-ar-*, die der Zungenhebung leicht zugänglich ist.

Anm. 1. Die gelegentlich ausgesprochene Ansicht, *det* sei eine Kontamination von *dat* und niederländisch *het*, entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit, da *det* sich völlig in die niederdeutsche Entwicklung einfügt, in die Gruppe der sonstigen nebentonigen Entwicklungen, da ferner *det* erst im Laufe des 15. Jahrhunderts entsteht. Würde es, was zu obiger Annahme nötig ist, der Kolonisationszeit angehören, so würde man es (oder mindestens eine Spur des *het*) gerade am Anfang unserer Überlieferung erwarten müssen, nicht am Ende der niederdeutschen Zeit. Schließlich braucht das Niederländische selbst in der Kolonisationszeit noch vorwiegend *dat*, nicht *het* für den Artikel (mindestens müssen wir dies aus der mittelniederländischen Überlieferung schließen). Auch ist der Einfluß der niederländischen Mitbevölkerung nach allem, was wir sehen, nicht so groß gewesen, daß er selbst bis in die innerste Struktur der Sprache greifen konnte.

Anm. 2. Ebenso wenig läßt sich die häufig ausgesprochene Ansicht halten, *ik derf* sei aus *wi derven*, *das für älteres wi dörven* eintrat, entwickelt. *Ik derf* ist älter als die Entrundung *derven < dörven*.

4. Kurzer Vokal der unbetonten Endsilbe wird zu *e* geschwächt: *Stendel Stendal*, *kumpen Kumpan*, *Amtsgenosse*.

§ 2 e: 1. kurzes e in geschlossener Silbe: (ses sechs, selven selbst, helpen, hebbē haben, perrer Pfarrer, ender (enger) ander, menge manche. Auch vor r-Verbindung: erve, werk; kerke < kirke.

Anm. 1. Vor -rd- wird e wie jeder Vokal gedehnt: vërdich fertig. (Diese Dehnung im Neuberlinischen s. Kap. VI, § 2).

Anm. 2. hebbē haben, hēt hat sind noch tief im 19. Jahrhundert dem größten Neuberlinisch eigen.

2. ē: zerdehntes ē, gesprochen eä, ist aus e oder i in offener Silbe entstanden: geschreven geschrieben, eme ihm, nemen nehmen, weten wissen.

3. ê: Über die verschiedenen ê und ihre Vertretung im Berlinischen s. o. S. 44.

§ 3. i, in der Schreibung mit y, j wechselnd:

1. Kurzes i in geschlossener Silbe: visch Fisch, is ist, ik, willen wollen, twintich zwanzig (< twëntich), hilge heilige¹⁶).

Anm. wissel Wechsel weicht ab von der gewöhnlichen nd. Form wesse l. Ist dies i lautlich vor ss, oder ist auf die gleiche niederländische Form zu verweisen?

Die Gruppe -ir- ist stets zu -er- geworden: kerke Kirche. -i in offener Silbe > ē siehe § 2.

2. Langes î: mî, dî mir, mich, dir, dich, sîn sein, swîgen schweigen. Seit dem 16. Jahrhundert wird î vor Vokal, ij, > ei (Hiatusdiphthongierung). nîje neu > nei (Neigedorp 1516 Berl. Bürgerbuch). Dieses nei hat mit dem hochdeutschen neuberlinischen „nei“ neu nichts zu tun. Beide sind nur zufällig klanggleich.

§ 4. o: 1. Kurzes ô in geschlossener Silbe: dôn, dün (siehe neuberlinisch „dunnemals“) da, dann, wolde wollte, kop Kopf; vor r (aus u entstanden): Brandenborch, Borchert Burthard, Orben Urban, borst Brust, armborstirer Armbrustmacher. — Ebenso ô: köster Küster; vor Doppelkonsonanz gekürztes ô: mölner Mäller, frömd fremd, schöln sollen; oder ô < ü vor r: vörsten Fürsten, bürger Bürger, körsener Kürschner.

Anm. Vor rd wird der Vokal gelängt: Frankenkörde Frankfurt. Diese Aussprache bleibt neuberlinisch (Kap. VI § 2). Friedrich Wilhelm I. schreibt „Wohrt, Dhrt“ Wort, Ort usw. — Zum neuberl. „frömd“ s. Kap. VI § 6.

2. Zerdehntes δ entstand $\langle o$ oder u in offener Silbe. $\delta \langle o$, (bode Bote) gesprochen o^a , ist in dieser Aussprache mit \bar{a} zusammengefallen; die beiden Laute werden seit dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts auch in der Schreibung nicht mehr getrennt: älteres bode Bote z. B. wird dann bade geschrieben, daher auch „Lichtenrade, Hoppenrade“ und demgemäß jetzt auch die Aussprache mit a , während z. B. die Harzorte „Wernigerode, Hasserode“, die mit der gleichen Endung gebildet sind, die alte Form zeigen.

$\delta \langle u$ hatte eine eigene abweichende Aussprache, hier bleibt die Schreibung o : wi boden (\langle budun) wir boten.

o steht auch für das umgelautete δ : slötel Schlüssel, över über, vör vor, möle Mühle, Mölendam Mühlendam, Daneben später Möllendam, Möllenhof mit Anlehnung an möller Mäller \langle mölner. (Dagegen ist „Mille, Millendam“ erst die junge hochdeutschdialektische Form, entrundet \langle „Mülle“ [Abschiedebuch 1599: Mulkenmarkt und Müllentham]). Schließlich die jüngste Form „Mihle“ ist hochdeutsch-schriftsprachlich \langle Mühle, entrundet.)

3. Über $\delta^{1,2}$ und ihre verschiedenen Entwicklungen (buk Buch, lopen laufen; $\delta^{1,2}$: vuren (d. i. vüeren) führen, hövet Haupt f. S. 44.

§ 5. u : 1. u , kurzes u in geschlossener Silbe war wohl ein ziemlich offener Laut, wenigstens vor Nasal (vor r war ja im Mittelniederdeutschen jedes $\ddot{u} > o$ geworden, siehe § 4). u steht nach mund. Schreibart auch für \ddot{u} : wunde, uns, gebunden, vul voll, gehulpen geholfen, geschulden gescholten (Mulkenmarkt siehe Anm. 3); frünt Verwandter, sündler ohne, ümme um.

Anm. 1. ümmer \langle io mēr durch Labialisierung (vgl. Mittelniederdeutsche Grammatik § 176, 207). Diese Form ist auch dem Neuberlinischen der jüngeren Epoche bis tief ins 19. Jahrhundert hinein eigen, z. B. im Berliner Abschiedebuch 1600 vimmer. Friedrich Wilhelm I. schreibt meist ümmer. Doch wird, wenn sich diese Form erhalten konnte, wohl die auch in jüngerer Zeit bemerkbare Neigung der Labialisierung durch m (immer $>$ ümmer) missprechen.

Anm. 2. Die Einwirkung von \check{s} (sch), das an sich gerundete Lippenstellung begünstigt, zeigt sich in gelegentlichem vusch, d. i. vüsch Fisch, entsprechend auch im berlin. Schreibershochdeutsch der Zeit tusch (l. : tüsch). Diese Aussprache Füsich, Düsich, Tüsich ist der neuberlinischen Epoche bis in die Neuzeit hinein nicht fremd (Kap. VI § 7, 1 a), auch sonst in der Mark „Düsch, Düscher“. — Nicht in gleicher Weise zu erklären ist das nd. luschen (kalk luschen im Stadtbuch,

14. Jhd.), das neben dem gewöhnlichen nd. leschen eine eigene Ablautform ist, die bis in die Gegenwart im märkischen Nd. erhalten, bzw. fortentwickelt ist. — Auch das ebenfalls im Stadtbuch überlieferte „rünt“ Rind läßt sich noch heute nachweisen (s. B. im märkischen Dialekt von Prenen, Nd. Jb. 34, 7. Vgl. zu diesem Wort S. 31). Es steht im Ablaut zu dem gewohnten „Rind“.

Anm. 3. Der heutige Molkenmarkt heißt in niederdeutscher, wie in älterer berlinischer Zeit noch ganz überwiegend Mulkenmarkt. Die jüngere Form, Angleichung an das gewöhnliche Molken, ist erst spät durchgedrungen: Im Berl. Stadtb. (Fb. I, 31) ist zwecks Grundstücksabgabe verzeichnet: By deme Mulkenmarkt sind viif wonunge. Neben sünthe Nycolaus kerkhof (Nikolaikirchplatz) mit dem benachbarten olden markte gibt es im 14. Jahrhundert an weiteren Plätzen in Berlin unser liuen frouwen kerkhof (Marienkirchplatz), dabei der nige markt (der Neue Markt), ferner wird der vischmarkt und der mulkenmarkt genannt. Man hat unverständlicherweise das klare deutsche Wort*) umzudeuten, slawisches Gut darin zu sehen versucht. Mulkenmarkete, auf denen landwirtschaftliche Erzeugnisse verkauft wurden, im besonderen die der Milchwirtschaft, Butter, Käse, dann aber natürlich darüber hinaus die einschlägigen, davon nicht zu trennenden Marktwaren, Lebensmittel, gab es auch in anderen Städten, s. B. in Hildesheim 1342: in foro lacticiniorum (d. i. Mulkenmarkt) civitatis Hildensem, 1344 in foro lactiniali (Wb. v. Hildesheim I, S. 922 bzw. 937). Der Zweifel am Mulkenmarkt und seiner deutschen Bezeichnung ist sprachlich**) wie sachlich nicht gerechtfertigt.

2. langes û: sùpen saufen, hûs Haus, ût aus; u steht auch für û: lûde Leute, trûwe Treue, mûre Mauer.

Anm. 4. Zerdehntes û > ö (wi budun > boden) s. § 4. û, gespr. ûo, d. i. gemeinmd. ô², s. o. S. 44, s. B. im Stadtb. Ruland, d. i. Rûoland, der Roland an der Nikolaikirche; ebenso u für ðe, Bruderstrate ebd. I. Brûederstrate, Brûederstraße.

§ 6. Diphthonge. Dem hochdeutschen ei entspricht niederdeutsches, so auch märkisches, ê (S. 44). Rein orthographisch aufzufassen ist die übliche mittelniederdeutsche Schreibung ei, ey: eyn lies; ên, gemeynen borgere lies; jemênen börjere; têken Zeichen, stên Stein. Nur in wenigen Gruppen, in denen germanisch ai

*) Das niederdeutsche Götting-Grubenhagensche Wörterbuch erklärt: mulken: alles was das Melkvieh liefert, also Milch, Butter, Käse.

**) Neben der ganz klaren niederdeutschen Bezeichnung fehlt überdies eine slawische, an die man anknüpfen könnte. Daß der Stadtschreiber Joh. Methner 1504 in den Kammerechnungen das niederdeutsche Mulkenmarkt in Millichmarkt umsetzt (1506/07 schreibt er wieder Mulkenmarkt), sagt an sich für die Etymologie nichts aus, zeigt aber, wie man 1504 das Wort auffaßt.

unter anderen Entstehungsbedingungen nicht > ê kontrahiert war, ist Diphthong zu lesen: ey, eighere Ei, Eier (aij), allerleyghe allerlei, Beygeren Bayern, di beygerschen heren. — (Hier spricht auch das Neuberlinische ei, nicht ê.) — Anderer Herkunft ist deit, steit, geit, tut, steht, geht mit Diphthong (Inf. dun (dôn), stân, gân).

Entlehnt aus dem niederdeutschen Hauptgebiet ist das Zahlwort tein (teyn), zehn, mit Diphthong, da Zahlen im Handelsverkehr leicht beeinflusst werden können.

§ 7. ou vor w (spr. ôuw), geschrieben ouw oder ow: schouwen, schowen schauen, houwen, howen hauen.

In diese Reihe tritt nun auch die ursprünglich slavische Ortsnamenendung -owe: Stralowe, Spandowe. Ihre Entwicklung in neuberlinischer Zeit ist Seite 236 f. geschildert.

Anm. Der heutige Straßename „Krögel“ geht zurück auf das ältere nd. Wort krôuwel (nach nd. Art krouwel geschrieben). Der Krôuwel war eine plagarartige Ausbuchtung*) mit einem Zugang nach der Spree. Hier lag die Krôuwelstove, das öffentliche Bad. Das Wort Krôuwel ist häufig in Ortsbezeichnungen**), Fluß- und Flurnamen. Ein Krouwel, Krauel, Krâuel ist eine Art Gabel, Forke (Worstkrouwel Wurstspieß der Schlächter). Es deutet bei Drilichkeiten wohl immer auf die gabelartige Abspaltung, die gegabelte Straßenführung. Die Weiterentwicklung Krôuwel > Krögel in der jüngeren Periode s. Kap. VI, § 23, 4.

§ 8. Entrundung. Im heutigen Niederdeutschen eines Teils der südlichen Mittelmark***) ist ö, ü, eu zu e, i, ei geworden: Zur Bildung eines ö, ü, eu ist neben der bestimmten Zungenstellung die Rundung der Lippen nötig. Unterbleibt diese, so entfällt statt ö: e, statt ü, eu: i, ei. Die Laute sind entrundet:

*) Daß es ein Platz, keine eigentliche Straße war, geht aus der Hausbezeichnung „up, uf dem Krôuwel“ statt „in“ bei Straßen hervor.

**) Urkunde für Spandau 1232: usque ad fluvium quod Croewel vocatur, Krauel als Ortsname z. B. in Vierlanden bei Hamburg, in Rehdingen, in Stormarn bei Lübeck, Kraulshorst in Pommern. Alte Zusammensetzungen mit Krouwel aus dem Süden siehe in Förstemanns Ortsnamen.

***) Die nd. Mundart im Fläming, in Gr.-Westen bei Königswasserhausen (Md. Jb. 33, 13), die freilich schon sehr zersetzt ist, hat entrundete Vokale; das gegen hat die Mundart von Prenden an der Nordgrenze unseres Gebietes Lippenrundung bewahrt (Md. Jb. 34, 7f.).

„schön: scheen“, „büele“ Kind: „biele“. Die Entrundung ist im Berlinischen durchgeführt wie im Obf. Immerhin ist aber zu fragen, ob, wie das jüngere märkische Niederdeutsch sie besitzt, so schon das berlinische Niederdeutsch sie gekannt hat, ob also bei Aufnahme der mitteldeutschen Entrundung zugleich etwas Altes, Heimatliches fortgeführt werden konnte. Es scheint sich jedoch im Niederdeutschen erst um einen etwas jüngeren Vorgang zu handeln. Die niederdeutsche berlinische Überlieferung gibt uns keinen Anhalt für eine andere Annahme; die wenigen Spuren, die man so deuten könnte, genügen nicht. Die märkischen Gedichte des 17. Jahrhunderts lassen Entrundung nicht erkennen. So wird Entrundung im Berlinischen doch als hochdeutscher Lautstand angesehen werden müssen. Als solche jüngere Erscheinung, nach der hier behandelten Zeit, ist sie Kapitel VI § 3, 2 besprochen.

Konsonanten.

§ 9. Wie im Neuhochdeutschen ist auch im Mittelniederdeutschen jeder auslautende Konsonant stimmlos*) (Auslautsverhärtung), d. h. man spricht rät, nicht räd Rat, aber räden, tit nicht tid, wech: doch wējes (Weges), brives, brīwes, aber brif. Da aber in archaisierender Schreibung oft die alte Form tid orthographisch beibehalten wird, die in der Aussprache nicht begründet ist, so ist es erklärlich, daß gelegentlich auch falsche d g hergestellt werden in Fällen, wo etymologisch t usw. berechtigt war, z. B. in unserem oben gegebenen Text nüd Ruzen, statt nüt, geschag statt geschach, wo wohl Pluralformen wie geschēgen, geschāhen, mit einwirken konnten.

*) Stimmlos nennt man Laute, bei deren Bildung die Stimmbänder untätig bleiben, wie p, t, k, ch, f, stimmhaft solche, bei denen die Stimmbänder mitschwingen, z. B. die Vokale oder b, d, j, w. Die scharf, gespannt, intensiver gebildeten Laute p, t, k heißen Tenués; b, d Medien; alle diese sind Verschlusslaute, weil bei ihrer Bildung ein Mundverschluss (Zungens-, Zahns-, Lippenverschluss) durch den Luftstrom gesprengt wird; Reibelaute, Spiranten heißen die Laute, bei denen der Verschluss nicht vollständig ist, eine kleine Öffnung bleibt, durch die die Luft unter Verührung (Reibung) der Ränder der schmalsten Stelle entweicht. Stimmlose Reibelaute sind f, s (sch), h c (ch), stimmhafte w, j, z. S. auch S. 244.

Über das Verhältnis der niederdeutschen Konsonanten zu den hochdeutschen s. o. S. 43f.

Für die Erklärung der berlinischen Konsonanten ist, wie unsere weitere Beobachtung ergeben wird, wichtig, daß der Berliner nach niederdeutscher Art Tenuis und Medien, t: d, p: b, stimmhafte und stimmlose Laute, tit: din, punt: bunden deutlich scheidet. Die Tenuis p t k ist, außer etwa in der Verbindung sp, st, immer stimmlos und so energisch gebildet, daß man noch nach Öffnung des Verschlusses die überschüssige Luft als Hauch nachstürzen läßt, man sagt, sie wird „aspiriert“ gebildet. Die Media ist stimmhaft und weniger energisch, sanfter, unaspiriert gebildet. Eine Verwechslung von b: p, d: t ist bei dieser Aussprache nicht möglich. Diese niederdeutsche Lautbildung bewahrt der Berliner auch in der hochdeutschen Periode, s. S. 83. Er spricht das gelernte Ostmitteldeutsche nicht mit mitteldeutscher, sondern mit niederdeutsch/märkischer Lautbildung. Wir begnügen uns hier, die niederdeutschen Konsonanten und ihre hochdeutschen Entsprechungen anzugeben:

1. niederdeutsch/berlinisch b, hochdeutsch b: bruder (sp. brüoder, f. o.), buk (büok) Bruder, Buch; arbēt Arbeit.

2. nd./berl. d: 1.) hd. t (germanisch d) und 2.) hd. d (germanisch th; vergl. das alte Verhältnis in 1. englisch day, niederdeutsch dach, aber hochdeutsch Tag; 2. englisch thing, niederdeutsch, hochdeutsch Ding): dach Tag, lüde Leute; aber dak, dat, Dach, das.

Inlautend haben früh Assimilationen, Angleichungen der Lautgruppen, stattgefunden. Die Gruppen nd, ld sind in allen Dialekten durch solche Angleichungen verändert, wenn auch die mittelniederdeutsche Schriftsprache die etymologische Schreibung beibehält. Im berlinischen Niederdeutsch ist ld > ll geworden. Vergl. noch neuberlinisch olle < olde alte, Molle Mulde. nd ist > ng geworden: enger ander, hinger hinter, henge Hände. Im Auslaut, wo nd (s. oben) früh > nt geworden war, blieb dagegen nt: kind (kint): kin(g)er, Kind, Kinder. Die Schreibung macht der Schriftsprache folgend keinen Unterschied: ender, ander, kinder wie kind, land oder lant. Nur bei nachlässigem oder flüchtigem Schreiben entfährt dem mnd. Schreiber gelegentlich eine

Außerspracheform, Selwinger Seilwinder, Seiler, hinger, ungehingert, hangelunge.

Charakteristisch ist die Schreibung *glinge*, *glingde* für den Ortsnamen *Glinde* (*Gindow* bei *Werder*) oder ein umgekehrtes *Klyndenberg* (Name *Klingenberg*), weil man gewöhnt ist, *gehörtes* *ng* durch *nd* wiederzugeben. Dies *ng* < *nd*, *ll* < *ld* teilt unser Gebiet wieder mit den preussischen Kolonialgruppen und mit den Gruppen an der niederdeutsch/hochdeutschen Grenze z. B. *Waldeck*, d. h. wieder mit den unter mitteldeutschem Einfluß stehenden Gruppen, wie denn auch die mitteldeutschen Nachbar dialekte das gleiche *ng* kennen.

Anm. Auffallend ist es, daß *Friedrich Wilhelm I.* häufig *ng* für *nd* schreibt (s. Kap. VI § 27).

Zwischen *n-r*, *l-r* tritt ein phonetisch leicht erklärbarer Übergangsverschuß ein, d: *kelda* < *kelder* (*keldr* < *kelr*) *Keller*; *dalda* < *dalder* < *dalr* *Taler*. Hierdurch erklärt sich auch die Worsilbe *der-* für *er-* (*derwur* *erfuhr* im zweiten Absatz unseres Textes). *d* entwickelt sich zwischen dem *-n* eines vorhergehenden Wortes und dem reduzierten *r-*: *wi hebbēn erfahren* > *hebbendrvarēn*. Derartige Formen sind uns auch heute noch nicht fremd. In *Friedrichs des Großen Briefen* lesen wir z. B. *gedondert* *ge-* *donnert*, *Donderstach*.

§ 10. *p*, *t*, *k*. Diesen entsprechen in hochdeutscher Schriftsprache meist Spiranten, s. o. S. 50 A.: *punt* *Pfund*, *appel* *Apfel*, *höpen* *hoffen*, *släpen* *schlafen*, *schäp* *Schaf*, *strump* *Strumpf*. Hochdeutsch dialektisch freilich sind die Lautverteilungen nicht überall die gleichen wie in der Schriftsprache. Gerade diese Beobachtung wird sich als wichtig für die Geschichte des Neuberlinischen erweisen. *tein* *zehn*, *ēten* *essen*, *hēten* *heissen*, *ik wēt* *ich weiß*, *dat*, *jünger* *det*, *das*.

Anm. Der Absatz des Verschlusses hinter *n* oder *s* wird in allen hochdeutschen und niederdeutschen Dialekten häufig als *t d* fixiert: *ymant* < *ye man*, *jemand*, *nergent* < *nergen*. Vgl. neuberlinisch *andast* *anders*, *emt*, *ebent* *eben*.

Die hochdeutsche Lautverschiebung des *k* > *ch* hat in unserer Schriftsprache nur im Inlaut und Auslaut, nicht im Anlaut Geltung, hier stimmt also das niederdeutsche und das hochdeutsche *k* zusammen:

ik kan: ich kann, kōninc König, dagegen māken machen, rike reich, ik ich, dak Dach. Nur an zwei Stellen tritt für k auch ch ein, beide nicht auf Berlin beschränkt, 1. in der Endung lit, lisch, lüg, 2. sich, ich neben sik, ik ist mittelniederdeutsch nicht ganz selten¹⁷⁾.

Für k schreibt man gern c, namentlich vor l und r. Die häufige Form Coln, Colen, Colne Köln steht wohl mit unter Einfluß von lateinisch Colonia.

Anm. kegen statt des gewöhnlichen niederdeutschen iegen oder tegen ist mitteldeutsch beeinflusst.

§ 11. g: Die Aussprache des g als Spirant (Reibelaut) ist im Mittelniederdeutschen im Gegensatz zu jüngeren Entwicklungen der Neuzeit noch über das ganze niederdeutsche Gebiet — wenn auch nicht überall mit dem gleichen Lautwert — verbreitet. In Berlin sind heute g und j völlig zusammengefallen. Ursprünglich bestand ein geringer Unterschied in der Aussprache, der hinreichte, die beiden Laute in der Schreibung traditionell noch (bis auf wenige Fehler) auseinanderzuhalten. Der Unterschied ist wohl so zu fassen, daß j schlaffer, mit weniger Reibung als g gesprochen wurde, d. h. dem i näher, wie noch heute vielfach in süddeutschen Dialekten. Aber schon im Laufe der mittelniederdeutschen Zeit ist in Berlin der Zusammenfall eingetreten. Das zeigt sich natürlich wieder zuerst in Namen: die Gasse, die am Nordende der Klosterstraße zur Stadtmauer (Neue Friedrichstraße) führte, hatte den bezeichnenden Namen Gekhol¹⁸⁾, d. i. Narrenloch, wie ja Sackgassen häufig Scherznamen führten, so im Stadtbuch (Clauswitz Seite 23, Fid. I, 32) 14. Jahrhundert. Später mit j: Kammereirechnungen 1504: 1 schock eingenommenn von Mertenn Syffart vff die Bude dy er vom Rate jm Jeckhol gekouft . . . von Jacob Molner vff seine Bude im jeckhale. Neben Gördeler schreibt man Jördeler, Gürtler, paddenjetzken 1507 Padden-gäßchen, Kleine Stralauer Straße.

Die Schreibung gh (övertredunghe), die in der Probe einige Male (verhältnismäßig selten, verglichen mit jüngeren niederdeutschen Texten) vorkommt, ist mit g identisch und ohne eigenen Lautwert.

Auslautendes g und g vor t ist stimmlos, d. i. ch, (ç, h) u. j. w. palatal, im vorderen Gaumen gebildet wie im hochdeutschen ich (ç),

nach e oder i, nach r, l: Brandenborch, wech, berch, talch **Talg**, balch; am hinteren Gaumen, der hochdeutsche ach-Laut (h), nach a o u: dach **Tag**, drüch **trug**; vor t: jacht (jaht) zu jagen, licht (liët) zu ligen. Die gleiche Ausspracheverteilung im Neuberlinischen.

Auch gg hat den Lautwert jj: säjjen sagen (seggen). Noch Hennax (Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurteilung . . . der Briefe, 3. Auflage, 1779, S. 83) berichtet, daß nach märkischer Art „derjenige Teil der Berlinischen Einwohner, der plattdeutsche Wörter unter das Hochdeutsche zu mischen pflegt, aus seggen (für sagen) erst sejjen und hernach seyen macht.“ Auch Moritz bucht 1781 „Bäjjen“ als berlinisch, „pöbelhafte“ Form für „sagen“.

Inlautend steht nach palatalem Vokal (Vorderzungenvokal: e, i), sowie nach r, l der palatale sth. Verschlusslaut, der in der Aussprache heute (und anscheinend schon früher als g im Anlaut) mit j zusammengefallen, j auszusprechen ist: volgen, börgere, balgen (: balch), wëge (: wech), krigen kriegen (: kricht). Auch als Übergangslaut zwischen dem Stammvokal und dem e der Endung: beygerschen, meyger, sêgen säen, nêgen nähen, oder in der dem Französischen entlehnten Endung ige (< ie): prövestige Probstei, bödelige Haus des Büttels, Frohnen, töverige Zauberei, Hererei. Neuberlinisch noch höch, höger (höjer). — Nach dunklem (gutturalem) Hinterzungenvokal a, o, u ist g dunkler (gutturaler) Reibelaut, den wir mit z bezeichnen: wäzen, dräzen tragen, öze Auge. Noch das heutige Berlinisch besitzt diesen charakteristischen Laut, der von Nichtberlinern oft fälschlich als Zäpfchen -r oder als h (ch) aufgefaßt wird. Wir werden ihn daher im neuberlinischen Teil, Kapitel VI, § 23, genauer behandeln.

Verschlusslaut war g nur in der Verbindung ng, lange: singen, soweit es nicht durch Ungleichung, ng > n̄g, geschwunden war oder im Auslaut verhärtet > nk. In ding(e)sdach > dinstach (so noch neuberlinisch mit kurzem i) ist g in mehrfacher Konsonanz ausgefallen.

Anm. 1. ghen, gheyn kein (1322) < engheyn, negheyn < nihheyn nur in den Texten des 14. Jahrhunderts. Im 15. Jahrhundert wird diese Form durch die südlich beeinflusste keyn, enkeyn verdrängt (allgemein mnd. dagegen ist neyn).

§ 12. s-Laute. Das niederdeutsche *ſ* im Anlaut vor Vokal ist ein stimmhaftes (weiches) *s*, mittelniederdeutsch auch oft *z*, geschrieben, mit dem Lautwert nicht des hochdeutschen *z*, sondern des stimmhaften (weichen) *s*, wie noch heute im Niederländischen: *sitten* sitzen, *setten* setzen, *sake* Rechtsache, *senden* senden. Scharfes *s* steht nur in der Verdoppelung: *büsse* Büchse, *vösse* Fächse, *desse* diese, *bessern* Besen; oder im Auslaut vor *Fuchs*, *hūs* Haus; im Anlaut vor Konsonant *swin* Schwein, *slān* schlagen, *sniden* schneiden, *smēr* Fett. Stimmlos (scharf) war schließlich auch das *s* im Anlaut von Lehnwörtern, hochdeutschem stimmlosen *s* oder *z* (*ts*) entsprechend: *sucker*, *czucker*; *sintener* *czentener* *czintener* Zentner. Dieser dem Niederdeutschen fremde Anlaut wird auch durch *cz*, *tz* gegeben, das nicht etwa nach neuhochdeutscher Art als *ts*, *tz*, sondern als scharfes *s* (*ß*), vom niederdeutschen *s* geschieden wird, *sege*, *czege*, *Ziege*. Vergleiche noch heute vielfach die Berliner Aussprache *z. B.* für zehn (*Bên*). Dies *cz* steht auch in den Ortsnamen und Personennamen slawischer Herkunft *Czinne* *Zinna*, *Czerwist* *Zerbst*, *Cziten*, deren *cz*, seltener *c*, *tz*, eine vom niederdeutschen Laut verschiedene scharfe Aussprache andeutet. Sehr selten wird *cz* in niederdeutschen Wörtern geschrieben. Inlautend *Brycen*, *Britzen*, *Pricze*, *Prutze*, *Prusse*. *tz* kann daher den Lautwert *ts* und *ss* haben.

Daneben besitzt das mittelniederdeutsche Berlinisch auch den Spiranten *sch* (*š*), der die Artikulation des *s* (Reibungsebene der Zungenspitze an den Alveolen), mit der Hebung der Hinterzunge (*ch*-Stellung) verbindet, zugleich aber auch die Zunge stärker wölbt als dies bei *s* der Fall ist. Die Varianten und Schreibfehler noch bis ins 18. Jahrhundert hinein (s. Kap. VI, § 24) lassen annehmen, daß der Laut zwar als *š*, doch mit verhältnismäßig schwach gewölbter Zunge gesprochen wurde.

Wie weit aber dürfen wir die Aussprache *schwin* (*šwin*), *schliken*, *schmolt*, *schniden*, *schtên*, *schpēlen*, d. h. *š < s* vor Konsonant, schon ins Mittelniederdeutsche setzen? Sie findet sich heute außer im Ostfälischen, im märkischen Niederdeutsch, im Ostpreussischen, d. s. die Gegenden, die wir mehrfach zusammen nannten. Wir haben also wohl auch hier etwas für den mitteldeutschen Einschlag Charakteristisches zu sehen, das wohl von der ostfälisch-mitteldeutschen Gruppe der

Siedler ausgeht, hier wie in ganz anderer Zusammensetzung in Ostpreußen. Darf man aus dem Schreibgebrauch annehmen, daß die Entwicklung $sl > \text{sl}$ usw. um 1500 in Berlin schon vor-
geschritten war? Seit Anfang des 16. Jahrhunderts ist die
Schreibung $schl$. . . auch im Niederdeutschen gewöhnlich*):
Schmer, schlachten, beschueren beschweren (s. Schriftsprache
S. 295). Kammereirechnungen 1504: Gerart Schwulle < Swulle,
Baltzer Schlegel. Nach dem, was wir sonst über die Geschichte
des Lautwandels s vor Konsonant wissen, ist aber gleichzeitig mit
der Entwicklung $\text{šw } \text{sl}$. . . auch $\text{št } \text{šp}$ anzusetzen (vgl. Kap. VI,
§ 24.¹) Die Aussprache š vor Konsonanten, die Berlin mit dem
märkischen Sprachgebiet teilt, wird also anscheinend nicht nur aus
dem im 16. Jahrhundert eindringenden Obersächsischen über-
nommen, sondern die Anfänge sind wohl auch schon dem Nieder-
deutschen des Gebietes eigen gewesen.

§ 13. **f w**. Die neuberlinische labiodentale Aussprache dieser
Laute (Reibungsenge durch Annäherung der Oberzähne an die
Unterlippe) ist die allgemein norddeutsche, anscheinend innerhalb
der mittelniederdeutschen Zeit entwickelt.

f im Anlaut (mittelniederdeutsch gewöhnlich v , u geschrieben)
ist stimmlos; **w** der stimmhafte Anlaut: vörböden entbieten,
försten vörsten, vrüwe früwe Frau, Lehnwort fin fein; wräke
Rache, werpen werfen, werk, unvrwinlik unüberwindlich (un-
verwindlich). Die Bewahrung des w vor r (l) ist niederdeutsch.
Im Hochdeutschen ist w vor r sehr früh ausgefallen: neuberlinisch
wringen, Wringmaschine, Wrasen, wrangen gehen auf die nieder-
deutschen Formen zurück.

Inlautend kennt das Niederdeutsche nur stimmhafte Aussprache:

1. hochdeutschem b entsprechend, geschrieben v , u , auch w : berue
bieder, gegēuen gegeben, übertrēdunge.

2. mittelhochdeutschem w entsprechend, geschrieben w : ēwig,
gerwer, knökenhouwer Knochenhauer, Schlächter. Über Kröwel,
Krögel siehe § 7.

*) Anders ist sie da aufzufassen, wo der Übergang der Mundart nicht an-
gehört.

Enge Berührung zwischen dem labialen (v) und dem gutturalen (z) Reibelaut zeigt sich aus gelegentlichem Wechsel von v und g (übrigens reinem beide häufig im Niederdeutschen miteinander): Tempelhage für Tempelhave (Tempelhove). Andere Beispiele s. Laß, Schriftsprache § 105. Für die uns interessierende Entwicklung ist auf den Wechsel Havel: Hagel zu weisen. (Vgl. Kap. VI § 23, 4.)

Anm. Einzelne alte oder spätere ungeübte Schreiber verwechseln im Anlaut v und w. Man hat dies früher für slawischen Einfluß gehalten, kaum mit Recht, da die Erscheinung auch außerhalb des Koloniallandes vorkommt. Sie erklärt sich aus der gewohnten Orthographie, der Übertragung des Wechsels von v und w, wie er im Inlaut vorkommen konnte.

§ 14. h: In Gegenden mit stark slavischem Einschlag fällt Verwechslung, falscher h-Vorschlag neben Fortlassen des h an seiner Stelle, auf; sie tritt im hannoverschen Wendland auf; aus dem märkischen Kreise Luckau wird (Haushalter, Die Grenze zwischen dem hochdeutschen und dem niederdeutschen Sprachgebiete, Rudolstadt 1886, S. 3) berichtet, „daß das h stets an der falschen Stelle ausgesprochen wird, so sagen die hiesigen Landsleute Höl statt Öl und Uhn statt Huhn.“ Ähnlich ebd. S. 12 für Lübben, Leupitz (Ammelfleisch, Eilighabend). Im Berlinischen der niederdeutschen Zeit finden sich solche Spuren nur individuell, wie wir sie in der älteren hochdeutschen wie niederdeutschen Literatur überall vereinzelt kennen (vgl. Schriftsprache § 138).

§ 15. r l m n: Das niederdeutsche r war Zungenr; Zäpfchenr entstand erst im 18. Jahrhundert (s. Kap. VI § 26). Eine im Niederdeutschen weit verbreitete Erscheinung, an der auch das berlinische Niederdeutsch teil hat, ist Metathese, d. i. die scheinbare „Umstellung“ von r und benachbartem Vokal: bernen: brennen, born: Brunnen, borst: Brust. — Das niederdeutsche l war dunkler als das heutige berlinische. ld > ll erwähnten wir in § 9, 2: olde > olle, Molde > Molle.

Die Neigung, auslautendes m nebetonig in n zu wandeln, d. h. im Wortauslaut die Zungenstellung der Ruhelage, die mit der des n etwa identisch ist, verfrüht einzunehmen, ist bedeutsam für die Entwicklung der Flexionen (dem > den, em > en, eram > Eren usw. Sie wird uns in diesem Zusammenhang (S. 59)

noch beschäftigen. Erhalten ist -m, wenn daneben flektierte Formen standen, wo -m im Inlaut geschwächt war: wi quēmen: ik quam, bōm: bōme, dagegen ik bin < bim. — Andererseits konnte durch Angleichung an benachbarten Lippenlaut n > m werden: Brandemborch, vmbillich.

Aus mb entstand mm in lemmere Lämmer, üm, ümme < umbi (um). Vergleiche den märkischen Ortsnamen Damme < Dambe.

Das Märkische gehört zu den Dialekten, in denen n vor s erhalten ist, uns (nicht üs), gans (nicht gös) sind auch die im Niederdeutschen geltenden Formen.

In § 9, 2 war die Vorsilbe der- (für er-, ir-) erwähnt. Häufiger setzt aber das Niederdeutsche die Vorsilbe vör-, die allgemein die Stelle des hochdeutsch beliebteren er- vertritt. So auch berlinisch vör- (var- vor-): vörtellen erzählen, sik vörbiden sich erbieten, vörfären wie derfären erfahren. Vergleiche daher im Neuhochdeutschen versaufen ersaufen, verzehlen erzählen (s. S. 300).

Unter den Endsilben ist hervorzuheben: -unge neben -inge, die allgemein mnd. Form ist -inge; övertredunge (övertredinge), handfestunge Beurkundung, settunge, settinge Satzung.

Die Präpositionen kegen, hinder waren schon genannt. Als charakteristisch für das Gebiet ist noch met (mit) zu erwähnen, statt des gewöhnlicheren mnd. „mit“, das den Vokal des Adverbs (mede) fortsetzt.

Zur Flexion.

Nominalflexion.

§ 16. Das Substantiv.

Masculinum. Starke Flexion.

Singular. Nom. di berch Berg; di becker Bäcker.

Gen. des berges; becker(e)s.

Dat. deme, dem, den berge; becker (e).

Akk. den berch; becker.

Plur. Nom. di berge; becker, becker, becker.

Gen. der berge; becker (e).

Dat. den bergen; becker(e)n, becker.

Akk. (wie Nominativ).

Schwache Flexion. Singular. Nom. vörste Fürst. **Gen., Dat., Akf.** vörsten.
Plur. vörsten.

Neutrum. Starke Flexion.

Singular. Nom., Akf. dat hus Haus. **Gen.** des huses. **Dat.** deme, dem, den huse.

Plur. Nom., Akf. di huse (hüse), hüser(e), hüsers.

Schwache Flexion.

Singular. Nom., Akf. dat herte Herz. **Gen., Dat.** herten.

Plur. herten.

Femininum. Starke Flexion.

Singular. Nom. erde Erde. **Gen., Dat., Akf.** erde (erden).

Plur. Nom. Akf. erde, **Gen., Dat.** erden.

Schwache Flexion.

Singular. Nom., Akf. vruwe Frau. **Gen., Dat., auch Akf.** vruwen.

Plur. vruwen.

Anm. 1. In dieser Übersicht über die Flexion interessiert zunächst das Plural-s, die Bildung des Plurals auf s, wie sie zu becker und zu hus angeführt ist. Sie zeigt, daß diese Endung nicht erst in neuberlinischer Zeit gewonnen ist, sondern in ältere Zeit hinaufreicht. Die Geschichte dieser Endung behandelt im Zusammenhang in der neuberlinischen Grammatik Kap. VI, § 28.

Anm. 2. Des weiteren sind die Formen des Dativ für unsere Sprachgeschichte wichtig. Wir haben im Maskulinum wie im Neutrum die Artikelformen deme, dem, den nebeneinandergestellt. deme ist wohl hier, wie um diese Zeit vielfach niederdeutsch, nur noch traditionell konservativer Schriftform. Sprechform ist dem, und hieraus den. Denn wenn auch ein Zusammenfall von Dativ und Akkusativ, wie das Neuberl. ihn kennt, den als Dat. und Akf., mnd. noch nicht voll besteht, so beobachtet man doch gerade auch in unsern Berliner Texten schon Spuren, Anfänge des wichtigsten Prinzips, das später zum Verfall des mask. Dativs führte, der weitere Formen nach sich zog. Wie in vielen anderen Dialekten ist auslautendes m, besonders in schwachbetonter Stellung >n geworden, s. § 15. Unsere Schreiber besitzen damals durchaus noch das Gefühl für den Dativ, das kann man oft an der Form des Substantivs neben dem abgeschwächten Artikel erkennen: van eynen ydermanne, van eynen jeweliken vate, in dessen buke (Akf. wäre: dit buk), vör dessen Petro; der Zusammenfall (dessen < dessem) ist hier rein lautlich. In den meisten Fällen stellt man ihn auch durch das Gewicht der traditionellen schriftsprachlichen Forderungen gegen die Aussprache orthographisch her. Gelegentliche Fehler, Umkehrungen, wie ein Plural tu deme Kalandes heren (wo statt des richtigen den [Dat. Plur.] der Schreiber mechanisch umsehend deme schreibt) zeigen, daß es sich hier nicht um etwas Syntaktisches handelt. Auch im pers. Pronomen mußte der Dat. Plur. em > en werden, d. i. gleichlautend mit dem Akf. Sing., dagegen der Dat. Sing. eme > em; Akf. en. Im Sing. stehen nun em und en nebeneinander: Köln. Schb. 1503: war sy ehm vnnd syn gudt overkamen mochten (vgl. die beiden Bestimmungen); das zieht denn auch im Dat. Plur. Wechsel

von en und em nach. sch: nha eren gemake, wo em dath becqueme werd syn, R. Sib. 60. Die Abschwächungen sind besonders durch die schwachbetonte Stellung hinter Präposition begünstigt. Die Schreibersprache, die Sprache der höheren Kreise, wahrt wenigstens in offiziellen Dokumenten die traditionellen Formen. Der lateinisch gebildete Schreiber war, wie erwähnt, auch imstande, die Kasus zu scheiden. Doch finden wir nicht nur in den flüchtigen Niederschriften in den Büchern für den inneren Kanzleidiens, sondern auch sonst manches Beispiel für die fortschreitende Entwicklung zum Zusammenfall, s. u. Zweifellos ist aber in diesen Kreisen das Dativ-, Akkusativgefühl nie ganz erloschen; denn wenn sie im 16. Jahrhundert zur hochdeutschen Schriftsprache übergehen, sind sie im Gegensatz zum heutigen „Berliner“ imstande, nach den Regeln derselben zu schreiben. Schneller, radikaler geht die Volkssprache vor. Wie im pers. Pronomen (mi, di, uns, ju für Dativ und Akkusativ) im Nd. eine Scheidung schon von altersher nicht möglich war, das Gefühl für den Unterschied an sich also nicht kräftig, so greift nun volkssprachlich hier der lautlich angebahnte Zusammenfall weiter: Dat. Sing. den knecht(e), Akk. den knecht lauten gleich. Im Berliner Schöffensbuch 1506 gibt Hans Krafft d. y. Sedeler: 2 schock den hilligen geist (heilige:Geist:hospital), $\frac{1}{2}$ schock den grawen Möncken (das 1. „den“ ist Dat. Sing.). Das syntaktische Gefühl wird dadurch schwächer und schwächer. Diese Formen ziehen andere nach, die das sinkende Sprachgefühl nicht mehr scheidet. Namentlich in der Stellung nach Präp., wo dem, em in schwächstbetonter Stellung früh > den, en wurde, beobachten wir den Zusammenfall. Es kommt hinzu, daß eine Scheidung der Präpositionen mit doppelter Rektion (Akkusativ bei Richtung; er ging vor das Tor, Dativ bei Ruhe: er stand vor dem Tor) oft durchbrochen (scheint*): vor dat stralowsche dor sint $2\frac{1}{2}$ cavel Berl. Stadtb. Alle dy yenne dy win schenken in desse stat Cölen, dy schölen jrsten vor deme rade komen, wo man jetzt genau die umgekehrte Kasusverteilung erwarten würde. (Gesprochen wurde natürlich schon vor den rad.) Ein Satz wie gegen den rad und der gantzen stad (gegen hat ursprünglich den Dativ neben sich, den rad ist also Dat.) zeigt, wie die Verwirrung im Nebeneinander um sich greifen kann.

Faßt man hiernach zusammen, was den Verfall des Dat. und Akk. gefördert hat, freilich mit der Einschränkung, daß die gebildeten Klassen das Sprachgefühl vielleicht bei fremdsprachlicher Erziehung nie so weit verloren haben, wie anscheinend die Volksklassen früh, so zeigt sich der lautliche Vorgang $m > n$ als besonders wichtig. Dieser war begünstigt in schwachtoniger Stellung hinter Präposition; fiel hier Dat. und Akk. Sing. mask. zusammen, so schloß sich diese Entwicklung im Unterbewußtsein an die ältere Einförmigkeit des Dat., Akk. im persönlichen Pronomen (mi, di, ju, uns), auch das reflexive sik hatte nd. weit früher als im Hd. die gleiche (Akkusativ-)Form für Dat. und Akk. durchgeführt. Wirkt die Stellung hinter Präposition auf die Lautform, so trägt

*) Vgl. die zahlreichen Beispiele, Schriftsprache 324. 3. T. sind aber hier die Beziehungen andere als für das moderne Gefühl.

diese umgekehrt dazu bei, das Gefühl für die Rektion der Präposition abzuschwächen. Dazu kam schließlich, daß neben einer Präposition das Beziehungs-
wort oft durch ein flexionsloses dar ersetzt war, das ebenfalls dazu beiträgt,
das Gefühl für die Flexion an dieser Stelle zu unterdrücken. So lassen sich
namentlich hinter Präposition schon viele Fälle unsicheren Kasusgebrauches
nachweisen, die in der Volkssprache zweifellos sehr viel zahlreicher waren als in
der traditionell schriftsprachlich geschützten, durch Kenntnis des Latein vertieften
Sprachform des gebildeten Schreibers.

Um m. 3. In mund. Zeit bringt auch schon die Umschreibung des Genitivs
vor. Berliner Schb. 1506: Dy anderen x scock sal peters . . . syn (Peters)
irste kint, eyn dochter, hebben, d. h. der possessive Genitiv wird der Deutlich-
keit halber noch einmal durch das Possessivum syn unterstrichen. Auf dieser
Stufe ist das Mnd. geblieben. Die Ersetzung des Genitivs durch den Dat., Mfl.,
den Mann sein Kind, ist jünger, s. Kap. VI § 28.

§ 17. Aus der Objektivflexion sei bemerkt, daß der Nominativ arm, olt, schön usw. ohne Flexionsendung in allen drei Geschlechtern stehen kann: ên arm man, ên arm vrûwe, ên arm kint; armet, schönert im Neutrum (neuberlinisch Kap. VI § 31) ist erst spät und sekundär eingedrungen. Früher findet sich die Endung -et allein bei allet alles, mit früher Nebenform allent, d. i. die Grundform für das verhochdeutsche allens alles.

Die Flexion des Adjektivs ist stark oder schwach, geregelt wie im Hochdeutschen. Nur im Vokativ steht nach dem üblichen syntaktischen Brauch der Zeit schwache Form im Gegensatz zur Neuzeit: Live her richter. (Noch jetzt hört man aber gelegentlich von alten Leuten „Lieben Kinder“.)

Komparativ und Superlativ: rike riker rikest reich, nâ nêger nêgest nah. In hôger hôgest hôher hat sich die Form mit j (g) bis ins Neuberlinische erhalten.

§ 18. Persönliches Pronomen.

Sing. ik (Dat., Mfl. mi); dû (Dat., Mfl. di); hê (Gen. is, siner, Dat. ên, Mfl. ên, em; s. § 16 Anm. 2); si (Dat. ör[el], Mfl. si); it (et, -t), Gen. is, Dat. ên, en, Mfl. it, s. § 16 Anm. 2). — Reflexivum: sik (sich § 10). Gen. siner, Dat., Mfl. sik. Plur. wi (Gen. unser, Dat., Mfl. uns), gi (Gen. jüwer, Dat., Mfl. jüwe, jûw); si (Gen. brer, bre, Dat. ên, em, Mfl. si, s. § 16 Anm. 2).

Bemerkenswert ist das Nebeneinander der Formen ême, bre, ême, em, en, urreilen am, für eame < imu (der Diphthong wird in gewohnter Ortho-

graphie vereinfacht) und eöre*), öre < iru, d. h. verschiedener Ausgleich des alten zerdehnten Lautes. Überall sonst ist entweder em, ere oder öme, öre durchgeführt. — Ebenso ist auf hē neben di, si zu weisen, wo man hi, di oder hē, dē erwartet. Die verschiedene Ausgleichsform der Pronomina erklärt sich im Kolonialland durch die verschiedenen Einflüsse, die bei den noch nicht fest von der Hauptgruppe übernommenen, noch im Fluß befindlichen Formen sich stets geltend machen. Die Beobachtung, daß in der Entwicklung gefestigte Formen glatt aufgenommen, werdende, noch schwankende Formen von den Mittelsiedlern beeinflusst werden können, gibt nicht nur an dieser Stelle, sondern allenthalben die grundlegende Erklärung für die Entwicklung der Kolonialdialekte.

Die Flexion des Artikels s. oben beim Substantiv. Nebentoniges di kann natürlich auch zu de werden. Aber det < dat s. § 1. Entlittisch wird dat > it -t: up it hus, vōrt erste. Dat., Akk. dem, den s. § 16 Anm. 2.

Nam. Der Ortsname Berlin, gewiß aus einer slawischen Flurbezeichnung erwachsen, s. Kap. II, Anm. 2, steht häufig mit dem Artikel: tu deme Berlin.

Wir sehen bei dem Zweck unserer Zusammenstellung, die nicht nach Vollständigkeit strebt, davon ab, die übrigen Pronomina hier aufzuführen.

Verbalflexion.

§ 19. Präsens Inditativ: ik nēme ich nehme; du nēmest, nemst; he nēmet, nempt, nemmet. Plural wi, gi, si, nēmen.

Präsens Konjunktiv: ik nēme; dū nēmest; hē nēme. wi, gi, si nēmen.

Präteritum (Vergangenheit): ik nam, wi nēmen. — Konj. ik nēme, nāhme; wi nēmen.

Partiz. Präteriti: genōmen (später genāmen geschrieben, spr. jenoamen). Die Bildung des Partizips mit ge- (je-) ist bemerkenswert. Die mud. Schriftsprache braucht gern das Partizip mit ge-, während die meisten alten Dialekte das ge- aufgegeben haben (wi hebt nōmen, offäl. wi hebt enōmen). Bei uns ist ge- auch volkssprachlich. Es konnte sich wohl unter den in § 18 gekennzeichneten Kolonialbedingungen erhalten, da der Gebrauch der niederl. (auch das Ndl. hat das ge- bewahrt), der elbostfälischen und der mitteldeutschen Siedler zusammenwirkte.

Futurum: ik werde nēmende, werde nēmen. Im Konj. häufig Umschreibung mit willen wollen: ik wolde genōmen hebben ich würde genommen haben, ich hätte genommen.

Passiv Präsens: ik werde genōmen; Perfekt.: ik bin genōmen, ik bin genōmen worden; Plusqu.: ik was genōmen.

*) Im Berl. Schöffensb. 1505: Vollmacht für Jaf. Hannemann: in allen eoren pynliken vnd borchlychen saken. Vgl. die häufigen iome, iore, in elb-ostfälischen Texten.

Das Kennzeichen der Kolonial- und Grenzdialekte, verglichen mit den alten, ist die Bildung des Plurals im Präsens: Die alten Dialekte flektieren: wi, gi, se hebb(e)t, gēvet; die neuen wi, gi, se hebben, gēven. Da das aus-schlaggebende Lübeck koloniale Formen hatte, so ist dieser Ausgang auf -en zugleich der mund. schriftsprachliche. Unserm märkischen Kolonialdialekt gehört gi hebben, gēven aber auch als Sprechform an.

Da die übrigen Verbformen sich durchaus in die Allgemeinentswicklung einfügen, kann hier von einer Aufzählung abgesehen werden. Einiges, z. B. ik derf (darf), war unter den Lautformen schon erwähnt. Es folgen hier nur noch einige Einzelformen, die in der weitern Berliner Sprachgeschichte noch wieder zu nennen sein werden:

hebben haben, s. o. § 1. ik hebbe, dū hest (hēst < hēfst < hēvest), hē hēt, wi, gi, si hebben; ik hadde hatte; Part. Prät. gehāt. Sämtliche Formen sind in das Neuberlinische übernommen. Sie galten allerdings als „pöbelhaft“ (s. S. 122).

sin, älter auch wesen sein. ik bin, dū bist, he is; (ist wohl hd. beeinflusst); wi sin, sin, sint (letzteres die besser nd. Form). ik was war, wi wēren. Part.: gewest gewesen, ik bin, seltener ik hebbe gewest.

stān stehen. ik stā, dū steist, hē steit; ik stunt stand; gestanden.

gān gehen. ik gā, du geist, he geit; ik ging; gegān gegangen, he is, het gegān.

Zur Wortstellung.

Der Infinitiv folgt im Nebensatz dem einfachen wie dem zusammengesetzten Hilfsverb: dy he het muten betalen, die er hat bezahlen müssen. — ofte eyn wynmann synen wyn nicht kunde utschenken, wenn ein Weinverkäufer seinen Wein nicht aus-schenken könnte. — dat eyn besunderen rad ghesettet vnde ghekoren sal werden, daß ein gesonderter Rat eingesetzt und gewählt werden soll.

Die auch heute in norddeutscher Volkssprache kenntliche Neigung, die adverbiale Bestimmung an den Schluß zu stellen, zeigt sich auch im berlinischen Niederdeutsch: Volkstümliche Rede spannt den Raum zwischen Subjekt und Verb nicht gern zu lang: he hebbe einen vader wonende met jw to Czerwest, er hätte einen Vater bei Euch in Zerbst wohnen. — also dat ik em helpende sy tu syme recht, so daß ich ihm zu seinem Rechte ver-helfe. — Also he gekoren was to eme kemerer, als er zum Kämmerer erwählt war.

IV.

Das Werden des „Berlinischen“

Niederdeutsch oder, wie man es seit dem 17. Jahrhundert zu nennen pflegt, plattdeutsch, ist, wie das vorige Kapitel zeigte, die Sprache des eingewohnten Berliners, des Bürgers, während des ganzen Mittelalters, und stolz auf die eigene Sprache, die Sprache der Väter, meidet man die Sprache der Fremden, des Hofes, die in dieser Zeit keine Fortschritte hier machen konnte. Der hochdeutsch sprechende Hof, die Landesregierung ist durch die Sprache geschieden von den niederdeutschen Bürgern und ihrer Vertretung, dem Rat.

Eine neue Zeit, eine neue Denkweise, in ihren Anfängen, den vorbereitenden Kämpfen schon seit langem in ganz Deutschland bemerkbar, tritt um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts in die Erscheinung. Überall sind die „Geister wach“ geworden, wird mit dem Alten gebrochen, wird Neues erfasst — es braucht hier nur an die religiösen, an die sozialen Umwälzungen erinnert zu werden. Das ist auch die Zeit, in der die mitteldeutschen Bestrebungen um eine schriftliche Gemeinsprache gegenüber den provinziellen Sprachen erfolgreich einsetzen, und im Anfang des 16. Jahrhunderts wird hier der Grund zu unserer neuhochdeutschen Schriftsprache gelegt. Dies Zusammentreffen ist nicht zufällig; jede geistige Bewegung, die ihren Ausdruck sucht, wird sich stets in Sprachentwicklungen spiegeln, und das Bedürfnis nach der „Hauptsprache“, das nicht neu ist, war in den geistigen und ihnen verbundenen praktischen Entwicklungen der Zeit stärker hervorgetreten.

Die neu einbrechende Zeit¹⁾ war auch in Berlin durch die Kämpfe und Entwicklungen des 15. Jahrhunderts vielfach vorbereitet. Niederdeutsch, so erinnerten wir eben, spricht und schreibt man in Berlin während des Mittelalters in den städtischen Kreisen, in der Verwaltung wie im privaten Leben. Als aber im Jahre 1504 der neue Stadtschreiber Joh. Nether sein Amt antritt, da zieht mit ihm das hochdeutsche²⁾ Schrifttum ein, und der ganz ungewöhnlich

schnelle Verdrängungsprozeß, das schnelle Vordringen des Hochdeutschen, ist nur erklärbar dadurch, daß die Verhältnisse, die leitenden Männer, wie die vornehmere Bürgerschaft überhaupt, die Übernahme des Hochdeutschen begünstigten. Es müssen ganz neue, ganz veränderte Verhältnisse gewesen sein, die hierzu trieben, Verhältnisse, die früher als irgendwo sonst im niederdeutschen Gebiet³⁾ wirksam waren, denn wenn Berlin schon 1504 die hochdeutsche Schriftsprache übernimmt, Spandau, Brandenburg im Laufe der folgenden Jahrzehnte, so hat dagegen die Hauptgruppe der niederdeutschen Städte, die westfälische, die nordniedersächsische⁴⁾, erst in der zweiten Hälfte des 16. Jhd. die Neuerung durchgeführt, Verhältnisse, die auch mündlich früh zur Übernahme des Hochdeutschen führten, mindestens zunächst für die Oberklasse, während tiefer im Gebiet Hochdeutsch später und als Schriftsprache aufgenommen wurde. Damit aber ergeben sich bedeutsamste Unterschiede der hochdeutschen Sprechform. Ehe wir diese auffuchen, fragen wir nach eben diesen Verhältnissen, die hier für den folgenden schweren Schritt, die Aufgabe der niederdeutschen, die Übernahme der hochdeutschen Sprache im offiziellen Gebrauch wie in der Umgangssprache — der Grundlage des Neuberlinischen — wirksam waren, suchen wir den geistigen Zustand verständlich zu machen, der dazu führt, daß der Berliner seine angestammte Sprache aufgibt.

Wenn zu Ende des 14. Jahrhunderts Berlin mit der Erwerbung des niederen Gerichts einen gewissen Höhepunkt erreicht hatte⁵⁾, wenn es die Zeit schwankender Obergewalt flug benützt hatte, um manche Privilegien an sich zu ziehen, so führt das 15. Jahrhundert ihm die Herren zu, die mit fester Hand aus den zerrütteten Verhältnissen den Staat schufen, aber die städtische Selbständigkeit zerschlugen. Im Herzen von Berlin-Köln, in Köln, über die Spree fort Berlin überschauend, baut der Kurfürst seine Burg, und sein Machtwort diktiert forthin die Entwicklung der Städte. Aber nicht nur rein politische Machtfragen ändern die Lage, nicht minder auch jene geistigen Umwälzungen, die wir schon andeuteten. Ein anderer Menschenschlag, eine neue Zeitanschauung kündigt sich an. Auch hier, wie damals überall in Norddeutschland, setzen sich Patrizier und Handwerker auseinander, erhebt sich (1442) Zwietracht, wie der Kölner Stadtschreiber 1443 berichtet zwischen den

radheren vnde der ganczen meynheit van beyden steden an eyne vnde der vir wercke met etliken jninghen desser twier stede am anderen deyle, aber weittragender als anderswo sind hier die Folgen, da der Kurfürst bereit ist, in die innere Verwaltung einzugreifen, seine Herrenhand auf die Städte zu legen:

Ok *) schölen alle verschrivunge vnd büntnisze, öfft **) . . . dy stede syk binnen edder bwten vnser gnedigen herschapp landen wes verschreuen edder verbunden hedden, nu förder mehr ewichliken gantz aue syn ***) vnd keyne krafft edder macht mehr hebben. Vnd wy . . . schölen noch en willen vns nû henförder to ewichen tyden met nymande in keyner wisz nicht verschriuen vereynigen noch verbynden . . . dat geschege †) denne met des gnanten vnser gnedigen heren . . . weten, vûlbort ††) vnd gûden willen.

Durch diesen Paragraphen der Unterwerfungsurkunde von 1442 wird Berlin und Köln jegliches Bündnisrecht genommen, damit auch, wie Hinzé (Die Hohenzollern und ihr Werk, S. 87) ausführt, „ihre Zugehörigkeit zur Hanse“, soweit der Kurfürst sie nicht billigte. Berlin-Köln, obwohl seit 1358 als Hansemitglied nachweisbar⁶⁾, war freilich nie ein bedeutendes Glied der Hanse gewesen, wenn auch die Handelsverbindung nach Hamburg, nach Stralsund, Anklam und sonst an die See⁷⁾, in das Gebiet von Danzig bis Hamburg, führt. Ein einziges Mal waren sie überhaupt auf einer Hanseversammlung vertreten gewesen. Noch unter den Folgen der schweren inneren Kämpfe der vierziger Jahre leidend †††),

*) Text hier nach Fibicin II, 185.

**) wenn.

***) ave: ab, aufgehoben.

†) geschähe.

††) Wissen, Zustimmung und Wollen.

†††) „twifelen ok nicht, gij hebben eygentlich wol derfaren wu wij leijder in den yaren Christi vnser heren souenundevirtich vnde achtundvirtig met vnseme gnedigen heren in groter twidracht, krige vnde vngnade vmme vnser stede frijheide vnde gerechticheyde tu beschermende gesettet weren.“ Ohne die vergebens von der Hanse erbetene Hilfe sind „van sulker vngnade wegen nicht alleyn vnde stede sunder ok vnse üppersten vnde treffelikesten borgere tu vorderflikken vnvorwinliken schaden vnde tu groten swarliken valle komen.“ Berlin an Lübeck, Lübisches Ub. 9, S. 100.

konnten sie die Tagung von 1450 nicht beschiden. Die Hanse verlangt ausreichende Entschuldigung, droht andernfalls mit Geldstrafe und zehnjährigem Ausschluß. In beabsichtigtem^{*)} oder unbeabsichtigtem Mißverständnis verzichten sie auf die Mitgliedschaft^{*)}. (Das Resultat verschiedener Verhandlungen, in die auch der Kurfürst eingreift, scheint zu sein, daß Berlin zwar noch als Mitglied^{*)} geführt wird, aber doch aktiven Anteil nicht nimmt. 1516 benachrichtigt Lübeck die auswärtigen Kontore, daß Berlin als außerhanfisch zu betrachten sei.)

Seit Mitte des 15. Jahrhunderts ist damit der Blick der Städte von der norddeutschen Interessengemeinschaft, von der Hanse, ganz fortgeleitet; nicht nach dem Norden, nach Süd- und Mitteldeutschland (Fugger und Welser, Nürnberger Kaufleute u. a. m. nennt das Schöffensbuch), nach dem Osten (Schlesien—Posen—Polen) lenken die Kurfürsten den Handel bewußt. Das ist für die sprachlichen Verhältnisse bedeutungsvoll: im Hansegebiet galt das Niederdeutsche, im Süden und Osten das Hochdeutsche. Wohl haben die Beziehungen zu Hamburg, zu Danzig usw. nie aufgehört^{*)}, aber die wichtigsten Umschlagsplätze sind nun Frankfurt a. D. und Leipzig, Frankfurt, die seit alters eng verbundene Stadt, daneben und bald in erster Reihe Leipzig. Leipzig war der Mittelpunkt des Handelszuges, der vom Westen zur Oder hin und über diese hinaus, vom Osten über Leipzig, Magdeburg, die Mark umgehend, nach Norden, nach Hamburg führte. Mindestens nach Frankfurt, sicherer nach Leipzig, mußte der Berliner, der Anschluß an den Handel suchte. 1513 (die folgenden und viele andere Stellen entstammen dem Berliner Schöffensbuch, das 1503 angelegt ist) verpflichtet sich Hans Tempelhof, seine Schuld ratenweise zu zahlen, „vff Jubilate zu leipzß (Leipzig) vff dem Farnmarkt anno etc. 13 vnd fort alle leipzße (Leipziger) markt.“ Die Blankensfeldes tragen (1513) ihre

*) „vnd hadden wol gehopet, dat gy daromme so snel nicht scholden gewest syn, vns vthe der Hense tu vorleggende . . . nachdeme sulck schade, val vnde vorderff, vns entschuldunge genug düchte wesen . . .“ In bezug auf die nächste Hanse-tagung „hebben wij ouerwogen, dat vns sulke dagfarde tu besüken etliker mate . . . tu swar werden . . . schal. Hirumme muten wij vns sodane medeselschop der henszen vortijen (verzichten) vnde konen der vorbat nicht mer holden.“

Geschäfte mit den Augsburger Fuggers „Zu lipitz im marckt“ aus. Der Bürgermeister Christoph Wins verspricht 1515, die den Gengers in Ulm schuldige Summe „Zu bezalen uff sex marckte Zcu Leipztz“ uff

Leipzig ist noch in der Zeit des gesunkenen Aktivhandels in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts der ausländische Platz, wo der Berliner Kaufmann ohne Vermittler verkehrt. Leipziger Verbindungen werden im Berliner Schöffebuch sehr häufig genannt. Kein Wunder, daß früh auch persönliche Beziehungen zwischen Berlin und Leipzig bemerkbar sind, Verbindungen durch Heiraten *) durch eine lebhaftere Freizügigkeit, die den geistigen Austausch mit Leipzig fördern. Auch der bekannte Kanzler Joachims II., Lampert Distelmeier, ist übrigens ein Leipziger.

Hier in Leipzig konnte man natürlich das berlinische Niederdeutsch nicht brauchen, man mußte, um sich zu verständigen, umlernen, das Hochdeutsche, das man um sich hörte — einen ostmitteldeutschen Dialekt — so gut oder schlecht es ging, aufnehmen. —

Aber nicht nur durch die neue Handelsrichtung wird die alte Geschlossenheit und Abgeschlossenheit des niederdeutschen Gebietes bedroht, von allen Seiten her wird sie angegriffen. Niederdeutschland öffnet sich jetzt stärker dem Reich. Das Zeitalter des Humanismus trägt das römische Recht vor. Die alten Lokalrechte hatte jedes Territorium für sich ausgebildet. In Zweifelsfällen wandte man sich um Auskunft an seinen Oberstuhl im heimischen Gebiet, das war für Berlin das nahe Brandenburg, und die Brandenburger Schöffen gingen wieder um Belehrung an den berühmten Stuhl von Magdeburg: Es war ein geschlossenes Gebiet, auch rechtlich. Nun aber, seit dem 15. Jahrhundert, dringt das römische Recht vor, die lokalen Rechte werden vom Kaiserrecht abgelöst, das Reichskammergericht in Speyer wird die oberste Instanz für das ganze Reich, ein Gericht mitten in hochdeutschen Landen, wo ein etwa dort unverständenes niederdeutsches Schreiben für die Partei großen Schaden angerichtet hätte. Auch schien es wohl

*) Dominicus Blankensfelde, ein Mitglied der bekannten Berliner Kaufmannsfamilie, hat f. B. eine Leipzigerin, die Tochter des Andreas Hornung, zur Frau (Schöffebuch 1520).

für eine Prozeßpartei vorteilhaft, in Speyer selbst anwesend zu sein, wie wir das z. B. aus des Pommern Bartholomäus Saström Selbstbiographie wissen, der sich mit seinem Bruder, um den Prozeß des Vaters zu fördern, in Speyer aufhielt, sich hier zum Advokaten heranausbildete und so natürlich das Hochdeutsche in Wort und Schrift beherrschen lernte. Der erste große Prozeß in Berlin, bei dem man beobachten will, daß er nach neuem Recht, nach den Satzungen der neuen bambergischen Halsgerichtsordnung geführt ist, ist der große Judenprozeß von 1510, der mit der Verbrennung der der Hostien-schändung Angeklagten auf dem Neuen Markt in Berlin endete¹⁰⁾. Der Gerichtsschreiber aber, der bei diesem ersten großen Kriminalprozeß nach kaiserlichem, allgemeinem Recht tätig ist, ist nicht, wie seine Vorgänger, ein niederdeutscher Märker, er ist hochdeutscher Abkunft, aus der mitteldeutschen (ostfränkischen) Gegend, in der die bambergische Halsgerichtsordnung entstanden ist, der erste hochdeutsche Gerichtsschreiber in Berlin, der anscheinend für die Umstellung im Gerichtsverfahren gewonnen ist.

Das Vordringen des römischen Rechts steht, wie bekannt, in engem Zusammenhang mit den Anschauungen, die wir als Humanismus bezeichnen. Die Zeit, deren geistige Einstellung uns hier beschäftigt, die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, die Zeit des vordringenden Buchdrucks, ist auch die Periode, in der der Humanismus in der Mark Fuß faßt. — 1506 wird im befreundeten Frankfurt die Universität eröffnet, und die geistige Bewegung der Zeit ging, trotz aller zeitgenössischen Berichte von märkischer Unbildung¹¹⁾, auch an der Mark nicht spurlos vorüber. Das Studium nimmt stark zu, es bleibt nicht auf die gelehrten Kreise beschränkt, auch der gebildete Kaufmann besucht vielfach die Universität. Dominikus Blankensfelde aus der führenden Berliner Kaufmannsfamilie nennt seinen Sohn Virgilius. Der Name ist so wenig alltäglich in der Namengebung des Bürgerstandes, daß hier ein ganz bestimmtes Interesse angenommen werden muß. Die Universitäten aber, die man von Berlin aus bevorzugt, sind Leipzig¹²⁾, dazu nach der Gründung der Universität 1502 auch Wittenberg, nach 1506 natürlich Frankfurt. Wittenberg und Frankfurt waren ursprünglich niederdeutsche, damals aber — mindestens in ihren Kanzleiaufsetzungen und der Sprache der geistig führenden

Klassen — schon hochdeutsche Städte, die ihr Hochdeutsch aus den benachbarten Gebieten gewonnen hatten, so daß auch hier wie in dem Hauptvermittlungsort Leipzig vornehmlich ostmitteldeutsches Hochdeutsch in Frage kam. Fragt man, wo die vorzüglichste Verkehrsader liegt, wohin die Reisen den Kaufmann, den Studenten führen, so ist es vor allem immer wieder neben Frankfurt Leipzig. Hier lernt der Berliner sein Hochdeutsch praktisch. Das beobachteten auch die Zeitgenossen. Der 1517 gestorbene Hamburger Domherr Albertus Kranz schon berichtet in seiner „Saxonia“, Köln 1520, bedauernd daß die Märker (gemeint sind die Berliner) in Obersachsen meißnisch annehmen*).

Leipzig gehört zum ostmitteldeutschen Sprachgebiet, und zwar zur obersächsisch-meißnischen (enger zur ostländisch-meißnischen) Gruppe¹³), die wir hier kurz geographisch durch die Städte Leipzig im Süden Chemnitz, im Osten Dresden, Meissen bestimmen. Es ist das dem östlichen Niederdeutschen nächst erreichbare hochdeutsche Gebiet, das für alle Teile des niederdeutschen Landes stets so sehr das Hochdeutsche repräsentierte, daß der Niederdeutsche für Hochdeutsch einfach „meißnisch“ (meißnisch) sagte und bezeichnend lebt dies Wort gegenwärtig in der Form „missingsch“ fort (mit einem kleinen Lautwandel, der durch Anlehnung an missing (Messing) erklärlich ist¹⁴), mit wohlverständlicher Bedeutungsentwicklung jetzt das verunglückte Hochdeutsch des Niederdeutschen bezeichnend. — In Handel, Recht, Verkehr war für die Klassen, die tätig führend daran teilnahmen, wie wir sahen, durch die Verschiebung der Interessenpunkte, durch neue Verhältnisse, die sich seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entwickeln, die Notwendigkeit hochdeutscher Sprachkenntnisse stärker fühlbar geworden. Auch in Berlin selbst haben sich neue Bedingungen ergeben: die Schranken, die man zwischen sich und den fremden Hofleuten gern errichtet sah, als deren wichtigste man vielleicht die Sprachverschiedenheit schätzte, durch die die Stammesverschiedenheit betont war, wurden nicht länger aufrecht erhalten. Im ausgehenden 15. Jahrhundert haben sich die Verhältnisse stärker ausgeglichen. Wohl ist noch im

*) in superiori Saxonia Misnensibus veri Saxones (d. i. die nd. Märker, im besondern die Berliner) linguam coaptant. lib. I cap. I.

16. Jahrhundert die Hofgesellschaft nach dem Gerichtsstand usw. von der Bürgerschaft gesondert, aber daß die Verkehrstrennung, wie wir sie unter den ersten Hohenzollern beobachten, die scharfe Scheidung zwischen den hochdeutschen Hofleuten und der Stadt zu Ausgang des Jahrhunderts nicht mehr bestand, das zeigen uns zahlreiche Züge. Auch im Verhältnis der Städte zum Herrscher ist am Ende dieses kampfreichen Jahrhunderts eine Wandlung eingetreten, der Widerstand, freilich auch die Selbständigkeit, hat aufgehört. Der Landesherr ist aber auch jetzt kein Fremder mehr. Albrecht Achilles gehörte dem Reich an, Johann Cicero ist beschränkt auf die Mark. Nicht mehr wie seinen Vorgängern stehen ihm die fränkischen Beamten beliebig zur Verfügung, so daß er einen Teil derselben jetzt in der Mark suchen muß, daß auch Märker, Berliner in die Verwaltungsstellen eindringen¹⁵⁾, allerdings noch nicht in die führenden, die den Männern aus den vorgeschritteneren hochdeutschen Landen, Franken, Sachsen, der Lausitz, noch vorbehalten waren. Die Gegensätze zum Hof, zu den Beamten hören auf, die Fremden werden hier heimatfest, verschwägern sich mit den Berliner Familien. Mancher erwirbt das Bürgerrecht, manchem begegnen wir als Vertragspartei im Schöffensbuch. Unter diesen Hof- und Regierungsbeamten aber entstammen nicht wenige auch gerade dem erwähnten ober-sächsischen Gebiet, die — gleichviel, welches die Form der Hof- und Schriftsprache war — zweifellos ober-sächsischen Dialekt im Verkehr sprachen: der Propst Erasmus Brandenburg stammt aus Zwickau, ein Sachse ist der kurfürstliche Rat Dr. Stauffmel (seine Tochter heiratet einen Kölner Bürger), ein Leipziger ist Joachims II. Kanzler Distelmeyer u. a. m. Natürlich aber muß auch der Märker im Hofdienst, als kurfürstlicher Beamter die hochdeutsche Sprache anwenden, denn die kurfürstliche Kanzlei war stets hochdeutsch gewesen. Nicht länger darf die Sprache hindern, unumgänglich nötig ist das Hochdeutsche für alle, die mit der Landesregierung in geschäftliche Berührung treten. Auch von hier aus ist Kenntnis des Hochdeutschen Forderung. So schnell erscheint sie den führenden Kreisen auch für die berlinische Verwaltung als unerlässlich, daß 1504, als der langjährige Stadtschreiber, natürlich ein Niederdeutscher und niederdeutscher Schreiber, stirbt, sein Nachfolger, Joh. Nether, die hoch-

deutsche Sprache in die Berliner städtische Kanzlei einführt. Früher und schneller¹⁶⁾ als irgendwo sonst im niederdeutschen Gebiet dringt in Berlin hochdeutsch als Verwaltungssprache ganz durch. Mit dem Ende des dritten Jahrzehnts schon ist die Umstellung durchgeführt. Das ist natürlich nur möglich, weil der Schreiber die Unterstützung der führenden Kreise hat, die selbst hochdeutsch interessiert sind, ja, wir müssen sogar annehmen, daß der Übergang zum Hochdeutschen auf ihre Anregung, ihren Wunsch geschieht. Nicht nur J. Nether schreibt hochdeutsch. Auch die amtierenden Rämmerer, d. h. also Berliner Patrizier, machen ihre Bemerkungen zu den Rechnungen 1505/6 hochdeutsch. Die Briefe der Männer aus den „Geschlechtern“ werden hochdeutsch, man verhochdeutscht sogar die Namen, die bekannte Berliner Familie Ryke (nach der die Rykestraße heißt) nennt sich „Reiche“; die Kölner Familie Schum schreibt sich später gern „Schaum“; sogar Berlein für Berlin kann man finden*). Die Grabchriften, die man den verstorbenen Angehörigen setzt, sind im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts hochdeutsch, selbst die Handwerkerrechnungen passen sich schon im frühen 16. Jahrhundert der neuen Strömung an und sind oft hochdeutsch. Hochdeutsch ist die Sprache der höheren Schule**), hochdeutsch die Schüleraufführung „Von der lieblichen Geburt unsers Herren Jesu Christi“ im Kölnischen Gymnasium am Dreikönigstage 1541, und die Mode der plattdeutschen Zwischenspiele, die seit Ende des 16. Jahrhunderts das Drama beherrscht und auch in Berlin Anklang findet, hat mit der Umgangssprache nichts zu tun. Im Gegenteil, sie gerade betont das Hochdeutsche als normale Sprache. —

Es waren also rein praktische Gründe, die den Berliner veranlaßten, die angestammte Sprache gegen die weitere Verkehrssprache aufzugeben, praktische Bedürfnisse, die ihn in Leipzig zwangen, sich der dortigen Umgangssprache anzupassen. Denn dort, oder wenigstens im oberfälischen Sprachgebiet, hat der

*) Quittung des Hans Vorgehorff, 1534.

**) Die Schulordnung des Grauen Klosters 1574 (bestätigt 1579; nach Dieterich, Gesch. d. Gr. Kl. S. 65) enthält in § 8 die Verpflichtung für die Schüler „sich im teutschen des Weisnischen dialecti und im schreiben einer leserlichen hand zu befeißigen“.

Berliner sein Hochdeutsch gelernt. Was er in erster Reihe als „hochdeutsch“ empfängt, ist mitteldeutsch und trägt die obersächsisch-meißnische Färbung. Die hochdeutsche Stadtkanzlei ist nicht etwa, wie man erwarten würde, identisch mit der Hohenzollernkanzlei. Diese schreibt damals das traditionelle, aus dem fränkischen Hofdeutsch erwachsene Deutsch. Der erste Berliner Stadtschreiber aber, der das Hochdeutsche hier als Geschäftssprache einführt, hat, wie der Rat, für den er tätig ist, sein Hochdeutsch aus Sachsen mitgebracht¹⁷⁾.

Aber diese Schriftsprache, die sich noch mannigfach wandelt, interessiert uns weniger als die gesprochene Sprache. Und für sie gewinnen wir das gleiche Resultat: der Berliner übernimmt ober-sächsisches Hochdeutsch. Als Vermittler kommt natürlich zunächst die Gruppe in Betracht, die die Beziehungen nach jenen Gegenden hat, die die patrizischen Kreise, die die Leipziger Märkte besuchen, die studierende Jugend.

Was aber lernte man hier?

Eine einheitliche Sprache gab es um 1500 nicht, nicht im Schreiben, wo sie damals erst in den ersten Anfängen des Ausgleichs stand, viel weniger im Sprechen. Ist doch in der Aussprache des Deutschen ein voller Ausgleich noch heute nicht erreicht! Was man um 1500 lernen konnte, konnte schriftlich nur eine Kanzleisprache mehr oder minder lokaler Färbung sein*), mündlich eine stark dialektische Provinzialsprache. Der Fall liegt hier um 1500 anders als für die übrigen niederdeutschen Gruppen, die später, erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, zum Hochdeutschen und erst im Laufe des 17. Jahrhunderts allmählich zur hd. Sprechsprache übergingen, die vor allem nicht in mündlicher Gemeinschaft, sondern überwiegend aus einer reichen gedruckten Literatur und in einer Zeit nach Abschluß der ostmitteldeutschen schriftsprachlichen Entwicklung, als die mitteldeutsche Schriftsprache schon grammatisch gefestigt wurde¹⁸⁾, die eine große schriftsprachliche Form als solche lernten, in der Zeit, als (s. S. 75, 84)

*) Vgl. die für Nether angeführten obersächsischen Lokalformen Anm. 17. Man kann um jene Zeit der noch nicht ausgeglichenen, nicht einheitlichen Schriftsprache noch die Herkunft jeder Urkunde, jedes Briefes aus den Wortformen ablesen.

die Kritik gegen das Weisnische schon eingesetzt hat. Man denke nur an die nordwestdeutsche Aussprache *spielen*, *Stein*, aber *Schmerz*, *schwer* (berlinisch wie hochdeutsch überall *s*), an die *Scheidung*: *d* (*tun*: *das*, berlinisch *dun*, *des* oder *det*), so sieht man, daß dort das Schriftbild die Sprechsprache beeinflusst hat, denn nur aus der geschriebenen Form „*spielen* : *schwer*“ läßt sich die nordwestdeutsche *Scheidung* *st sp* : *schw schl schm schn* verstehen, die hochdeutsch überall nur orthographisch war *), in einer nur nach dem Gehör, mündlich, übernommenen Sprache nicht möglich gewesen wäre. Umgekehrt werden wir sehen, daß die heutigen berlinischen Lautformen weder aus der ursprünglichen nd., noch aus der md. geschriebenen Sprachform, wohl aber aus der gesprochenen ostmitteldeutschen Form deutbar sind¹⁹⁾. Der grundlegende Unterschied zwischen der berlinischen Lautform des Hochdeutschen und dem Hochdeutschen des übrigen ursprünglich niederdeutschen Gebietes liegt **) in dieser verschiedenen Aufnahme, verschieden in der Zeit, vor oder nach der Entwicklung einer mitteldeutschen Schriftsprache, verschieden in den Beziehungen, die nirgend so eng zum Obersächsischen sind wie in Brandenburg, verschieden in der ausschlaggebenden Weise, als Buchsprache oder durch das Ohr. Der letzte Punkt schließt natürlich nicht aus, daß ein Teil der nordwestdeutschen Bevölkerung ihr Hd. auch im Lande selbst oder von Hochdeutschen gehört hat, ein Teil der Berliner niemals in Oersachsen gewesen ist. Wir werden auch im Berlinischen viele Punkte aus antimaisinischen Tendenzen zu berühren haben; der ausschlaggebende Kern, die ausschlaggebende Gruppe allein kommt hier zunächst in Frage. Sie wirkt so stark, daß sie den Sprechformen bis in die Gegenwart den Stempel auf-

*) Im Niederdeutschen *s-t* wie *s-w*, so daß eine Einwirkung aus der niederdeutschen Sprechsprache ebenfalls nicht in Betracht kommt.

**) Von den zahlreichen weiteren Einzelheiten sehen wir hier ab. Vom 17. Jhd. bis in die Gegenwart kommen natürlich noch überall individuelle Entwicklungen hinzu, wie wir sie für Berlin auf den folgenden Blättern schildern. Aber daß auch alle andern hochdeutsch sprechenden Niedersachen bewusst manches ursprünglich stärker oersächsische Moment erst aufgegeben haben, werden wir noch berühren. Anders wieder liegen die Dinge im ursprünglich elbostfäl.: niederb. Gebiet, das heute ganz mitteldeutsch ist, auch in der Sprache der Landbevölkerung. Siehe hierzu Anm. 19, sowie Nd. Jb. 51, 74.

gedrückt hat. Die Form, die der Berliner in Obersachsen, im Meißnischen gehört und gewonnen hat, ist, wenigstens für den Lautstand, die Grundlage des „Berlinischen“ geworden. Zug für Zug können wir die Hauptformen der obersächsischen Sprechsprache um 1500 in den Lautformen des Neuberlinischen wiederfinden.

Aber kennen wir denn überhaupt den Lautstand der gesprochenen Sprache Obersachsens um 1500? Was uns in Urkunden und Briefen überliefert ist, folgt doch im allgemeinen, auch wenn die allgemein schriftsprachliche Bewegung noch in den Anfängen stand, der traditionellen, aus mancherlei Einflüssen erwachsenen, von der Sprechform schon recht verschiedenen Schreibform. Auch diese dringt nach Berlin (wir fanden in Nether einen obersächsisch geschulten Schreiber), und sie hat ihre Spuren bis tief in das 18. Jahrhundert hinein hinterlassen, aber die Schreibtradition hat mit der Entwicklung des „Berlinischen“ als Sprache nichts zu tun. Wissen wir etwas von dem vergänglichen Laut der Sprechsprache?

Wir sind in der glücklichen Lage, nicht nur das berlinische Nd. des Mittelalters zu kennen, sondern auch das obf. Hd. um 1500, das für das Verständnis des Berlinischen hervorragend wichtig ist, in weitgehender Weise feststellen zu können. Wir rekonstruieren das gesprochene Obersächsische nicht nur aus lokalen Färbungen einer noch nicht ganz gefestigten Schriftsprache, nicht nur, wie sonst meist, aus den stärkeren Abirrungen unsicherer Schreiber nach der gesprochenen Sprache hin, die wir mit Beobachtungen jüngerer mundartlicher Fortentwicklungen verbinden, sondern wir besitzen als wertvolle Ergänzung auch alte Berichte über die sächsische Aussprache. Die ganz besondere Stellung, die Obersachsen mit dem Hauptort Leipzig in der Sprachgeschichte einnahm, die sprachliche Tyrannei, die Obersachsen, Leipzig, zeitweilig ausübte, unter der ja noch der junge Goethe (Dichtung und Wahrheit II, Buch 6) leidet, führte sehr früh zur Opposition der anderen Landesteile. Länger als ein Jahrhundert dauerten die Angriffe, ertönte aus Norddeutschland und aus Süddeutschland der Widerspruch, der es ja auch schließlich dazu brachte, daß dieses obf. Deutsch für die moderne Entwicklung seit dem späteren 18. Jahrhundert die Führung verloren hat. Dieser Widerspruch aber wird gern gestützt durch Beispiele. Um zu beweisen, daß das

tyrannisch herrschende Leipziger Deutsch nicht schöner sei als das heimische, um die Widerwärtigkeit der obf. meißnischen Aussprache zu erweisen, führen die Grammatiker der Zeit oft Leipziger Formen an, Formen, die wir als authentisch ansprechen, weil wir sie entweder aus der älteren Sprachperiode noch direkt oder als Grundlage heutiger Entwicklungen im Obf. kennen; wenn sie nicht immer mehr städtisch sind, so sind sie doch in der Landschaft noch zu beobachten. Scioppius *) (daraus zitiert bei Morhof, Unterricht in der Teutschen Sprache und Poestie, Kiel 1682 S. 480) tadelte 1626 die Meißner, bei voller Anerkennung ihrer zierlichen, eleganten Sprache nach Wörtern und Wendungen, doch wegen ihrer Aussprache, sie sagen: „Heebt pro Haupt, Zeeberer pro Zauberer, Jott pro Gott, Gar pro Jahr, Jott jeb euch ein jutes naues Gar²⁰!“ Man sprach also j, nicht g, auch g für j; Zeeberer < Zöberer < Zeuberer; entsprechend Heebt < Heubt **, d. h. daß statt au, eu : o, ö, ferner, daß ö entrundet (s. S. 223 ff.) als e gesprochen wurde. Diese Aussprache o für au (mhd. ou), ebenso e für ei (mhd. ei) wird uns immer wieder gewährleistet. Im Deutschen Museum 1783 (II, 206) heißt es: „Sie können daselbst (in Leipzig) Beene, Kleeder hören, soviel Sie wollen. Ei wird in den mehresten Wörtern ausgesprochen wie ee, au wie o: Die Dgen sind mir ufgeschwollen²¹)“.

Derartige Äußerungen sind für uns sehr bedeutsam; denn im Verein mit der Überlieferung der vorschriftsprachlichen Zeit, mit dem was scherzhafte oder satyrische Dialektaufzeichnungen uns lehren, geben sie uns die Möglichkeit, die gesprochene Sprache zu rekonstruieren, zeigen sie, was der Berliner als hochdeutsch hörte.

In der Aussprache ergibt sich etwa folgendes:

1. Vokalische Erscheinungen:

Die Verteilung von ei : e, au : o ist nicht mit der neuhd. Schriftsprache identisch. Diese schreibt ***) mein wie Stein, Haus wie

*) „Consultatio de prudentiae et eloquentiae parandae modis in adolescentis culusdam Germani usum.“ Vgl. Germania II, 320.

**) Die umgelauteten Formen sind die ostmitteldeutschen. Auch in Berlin schrieb man im 16. Jahrhundert Heupt, gleuben usw.

***) Ausführliche Zusammenstellungen s. Kap. VI. An dieser Stelle geben wir nur so viel, wie zum historischen Verständnis nötig ist.

Auge, dagegen obf. (berlinisch) mein aber Stên, Haus : Oge. So ergibt sich etwa folgendes Verhältnis:

1.	mhd.	mîn	wîn	sîn	stein	meinen
	obf.	mein	wein	sein	stên	mênen ^{2a)}
	berl.	mein	wein	sein	stên	mênen
	nd.	mîn	wîn	sîn	stên	mênen
2.	mhd.	hûs	mûs	boum	ouch	
	obf.	haus	maus	bôm	ôch	
	berl.	haus	maus	bôm	ôch	
	nd.	hûs	mûs	bôm	ôk	

Mittelhochdeutsch î û hat sich also obf. in ei (spr. ai, ae), au gewandelt; mhd. ei, ou > ê, ô. Spuren dieser Aussprache zeigen sich gelegentlich auch in Leipziger Urkunden des 15. und 16. Jhd. in „fehlerhafter“ Schreibung*). Das Berl. geht genau mit dem Obf. — Statt „auf“ < ûf, wie man erwarten müßte, hat obf., berl. uf, da hier die Kürzung des Vokals schon sehr früh, früher als die Diphthongierungen, eintrat. —

Kurzer Vokal war ober-sächsisch auch in widder wieder, ville viel geblieben (so z. B. auch in alten Leipziger Urkunden, wie in der späteren Sprache), ebenso berl.

Entrundung s. o.: Zeeberer, Heebt, vgl. berl. scheen schön.

2. Konsonantische Erscheinungen:

Für das Verständnis eines hochdeutschen Dialektes ist stets sein Verhältnis zur Lautverschiebung wichtig. Als hochdeutsche Lautverschiebung bezeichnet man eine (im 5. bis 7. Jahrhundert eingetretene) Konsonantenentwicklung, an der alle hochdeutschen Dialekte teil haben, aber in verschiedenem Umfange und in verschiedener Kombination. Sie verwandelt die Verschlusslaute t, p, k, die im Niederdeutschen unverändert erhalten sind (tein penninc, schap, maken : zehn Pfennig, Schaf, machen), zu Keibelauten, wie dies S. 43 f. ausgeführt ist. Während die oberdeutschen Dialekte (bayrisch-österreichisch, alemannisch [d. i. die Mundart in Württemberg, Teil von Baden, Elsaß, Schweiz]) diese Konsonanten an allen

*) Z. B. (Cod. dipl. Saxoniae reg. Bd. 9) och 383, 385 (1514, 1515); vor Ogen Nr. 400 (1508); wasserloff oder canal 351; vorkoffen Nr. 365 (1503) neben schriftsprachlichem verkeufen: verkofften 412 (1522), vfflossen auflaufen Nr. 366 (1503) usw.

Stellen, wo sie vorkommen können, verschoben haben, kennen die miteldeutschen Mundarten in bestimmten Gruppen Hemmungen, die für die einzelnen Laute und einzelnen Dialekte verschieden sind. Die Verschiebung des $t > z$, β ist (bis auf Reste im Mittelfränkischen [Köln]) überall durchgeführt: nd. tein : zehn, nd. dat : das, nd. water : Wasser, nd. sitten : sitzen. Besonders starke Unterschiede zeigt die p -Verschiebung, und hier geht jedes Gebiet seinen eigenen Weg. Das nördliche Mittelfränkische hat z . B. p in Dörp, helpen Dorf helfen un- verändert (wie nd.), andere Dialekte haben etwa p im Anlaut bewahrt, im Inlaut verschoben: im Rheinfränkischen (Frankfurt a. M., Heidelberg) entspricht z . B. einem niederdeutschen pipe : peife, usw.

Welches ist die Verteilung im Obersächsischen?

Ia. nd. t : nhd. z (tein : zehn, to : zu), s , ss , β (nd. water : Wasser, wat : was, ut : aus), tt : tz (nd. sitten : sitzen). Obf. meißn. hat die allgemein nhd. Verhältnisse. Ebenso berlinisch; nur det neben des, wat mit nd. t . Diese Formen gehören dem Berlin, aber nicht ursprünglich an, sind erst im 19. Jhd. vordrungen, s. S. 122).

Ib. nd. k : nhd. k im Anlaut (Kind), ch im Inlaut, Auslaut: maken, bok: machen, Buch. Obf. wie allgemein nhd. Ebenso berlinisch; nur steht hier ik neben ich, das aber erst in junger Zeit neu vordrang, vorher ich.

Die Aussprache des obf. k ist allerdings ganz verschieden von der berl. Darüber s. u. Hier soll zunächst nur die Lautgrundlage allgemein festgestellt werden.

Ic. nd. p : 1. nhd. pf : Pfennig, obf.berl. f : Fennich; 2. nhd. nach Vokal f : schlafen, Schaf, ebenso im Obf.berl.; 3. nhd. inlautend nach Konsonant, r , m : pf , Karpfen, Strump, obf.berl. p : Strump, Karpe(n) (aber Dorf). 4. Niederb. -pp-, nhd. pf : Apfel, Kopf, obf.berl. pp : Appel, Kopp. Berlin geht also in allen Fällen wie obf., d. h. f im Anlaut und im Inlaut nach Vokal; $p(p)$, wo das Hd. pf zeigt, außer im Anlaut. Die einzelnen nd. Dialekte gehen hier sehr stark auseinander, um so charakteristischer ist gegenüber diesen sehr verschiedenen Kombinationsmöglichkeiten*)

*) Z. B. ostfränkisch (Bamberg, Würzburg) wie nhd. Schriftsprache; rheinfränkisch (um Frankfurt, Mainz, Heidelberg) anlautend p , pennink, pert, Pfennig, Pferd.

die volle Übereinstimmung im gesamten Konsonantismus auch an dieser Stelle. Auch im Berlinischen weicht nach m das p jetzt mehr und mehr dem pf (s. S. 247). Abrecht führt in seinem Buch, Die Leipziger Mundart (1880) Seite 14 für Leipzig an: Anlautend „f“ fahl, fand (Pfahl, Pfand), sonst p: Feisengopp, Pfeisentopf, Schneppe und Schnepfe, Lopp und Lopp klingen gleich, p hinter m habe sich in der städtischen Sprache jetzt nicht mehr erhalten, in der bäuerlichen dagegen haben Damp, Strump die alten Verhältnisse bewahrt. Aus alter Leipziger Zeit sei angeführt, z. B. Cod. dipl. Sax. reg. 9 Nr. 351: das das wasser unvorstoppt (unverstopft) seyn gangk gehaben magk (um 1500) Nr. 366 1503 vorzceppen verzapfen, das sind „Verstöße“ gegen die Orthographie (Nr. 367 geczepft gezapft), 1522 karppen Karpfen Nr. 412 usw.

II. Daß man in Leipzig in der Übergangszeit anlautend g wie j sprach, zeigten die angeführten Zitate. Diese Aussprache wird noch von Gottsched (Sprachkunst, II § 7) bestätigt: Jott, Jabe, jut in Leipzig, Halle, Merseburg²³). — Auslautend klingt g wie ch in der Mehrzahl der Fälle auch so gut obs. wie niederd. Man ist sich über das Alter dieser Aussprache im Obs. nicht einig; doch verlangt die Schreibung, wie im 15. so auch im 16. und 17. Jhd., gk, ck, möglicherweise gegen die Aussprache, z. B. genugsam (genung), weck weg 1503 (Nr. 366 Cod. dipl. Sax. reg. 9). Wir werden sehen, daß auch Berlin die Schreibung gk, ck übernimmt und noch im 18. Jahrhundert durchführt, denn gelegentlich zeigt sich, daß B. das Obs. in doppelter Weise kennen lernt, die gesprochene Sprache, und unabhängig davon lernen die Berliner Schreiber die Kanzleisprache. Beispiele dafür hatten wir Anm. 17 für Joh. Nether, den ersten Berliner Schreiber, gegeben.

Die auffallendsten Erscheinungen des obs. meißn. Dialektes sind für uns heute die Konsonantenpaare b/p, d/t, von denen der Norddeutsche behauptet, der Sachse (tatsächlich sind gleiche Entwicklungen auf dem größten Teil des hd. Gebietes eingetreten) verwechsle sie, verwechsle „Gebäck“ und „Gepäck“ usw. Es handelt sich hier um den Zusammenfall zweier im Niederdeutschen scharf getrennter Laute in einen Zwischenlaut (eine stimmlose Lenis). Luther, der ja Obersachse war, vermag sie schriftlich

noch zu scheiden, doch müssen wir sicher für die Gruppe d/t²⁴) die neuentwickelte Aussprache schon zu seiner Zeit, in unserer Übergangszeit, ansetzen, wenn man auch orthographisch die alte Scheidung damals (und für die Zukunft) bewahrte. Aber eben um die Zeit des Austausches, die wir hier behandeln, war im Ober-sächsischen jener Lautwandel eingetreten, der für ein norddeutsches Ohr, das an scharfe Scheidung von d und t gewöhnt war (tein: din, zehn: dein Kap. III. §9) ein aspiriertes, intensiv eingesehtes t sprach, einen Unterschied von d und t kaum mehr erfassbar machte. Der neuberlinische Zusammenfall von hd. d und t (dausent, hd. tausend, nd. düsent): dein (hd. dein, niederdeutsch din) ist (vgl. Kap. VI § 20 eben dadurch ausschlaggebend beeinflusst worden, daß der Berliner in jener Zeit der Aufnahme einen Unterschied d/t obs. nicht mehr ausreichend wahrnahm. — Ob auch b/p schon zu dem Mittellaut zwischen b und p geworden waren, wird sich bei der Seltenheit des p, das nur in Fremdwörtern vorkam, nicht mit gleicher Sicherheit entscheiden lassen, obwohl es wahrscheinlich ist. Die damals sehr verbreiteten „Pau(e)r, Pusch, Paum“ sind auch in berl. Texten des 16. Jhd. zu finden. Für die Sprechformen, von denen „Puschel, Pudel“ fest geblieben sind, mag aber im 17. Jhd. vielleicht noch ein anderes Element hinzugekommen sein (s. S. 86).

Wir brechen hier ab, denn schon diese kurze Zusammenstellung ergibt die engen Beziehungen. Man hat das Berlinische immer wieder als Mischform charakterisiert, die einen als hd. und pd., die andern als pd. mit hd. Spuren, allen galt es jedenfalls als mehr oder weniger regellose Sprechform, die bald aus der einen, bald aus der anderen Quelle schöpfte, wenn man neben mein: Steen*), neben Haus: Boom*), neben „schlafen, laufen, helfen, Dorf“*) zwar die gleichen berlinischen Formen (obzwar loofen mit anscheinend nd. Vokal), aber dann wieder neben „Tropfen, Strumpf, Kopf“: Dropfen, Strump, Kopp, anscheinend rein nd. Wörter, fand. Man hat bei solcher Beurteilung immer nur das einzelne Wort ins Auge gefaßt; das einzelne Wort aber kann entlehnt sein (s. u. it, det, Töle), kann eine Sondergeschichte haben (s. B. Propfen), und will man von ihm aus Prinzipielles herleiten, so führt es leicht

*) Nd. min, stên, hûs, bôm; slâpen, lôpen, helpen, Dorp.

auf falsche Fährte. Historische Sicherheit gibt nur ein gesamter Überblick, eine Betrachtung der gesamten Lautverteilung. Die historische Betrachtung führte auf die Verbindung Berlins mit Obersachsen. Ein Vergleich mit dem Lautstand dieser Gegend aber frappiert. Denn alles, was als nd. hd. Gemisch im Berlinischen gilt, findet man ebenso dort in jenem hd. Sprachgebiet. Die völlige Gleichheit der Verteilung bei den ganz verschiedenen möglichen Entwicklungen, die klaren, regelmäßigen Verhältnisse, die sichere Scheidung, die bei einer Mischsprache undenkbar ist, kann nicht auf Zufall beruhen. Im einzelnen findet man wohl jede dieser Erscheinungen auch in verschiedenen anderen Dialekten, genau die gleiche Kombination wie im Berlinischen für alle Fälle aber findet sich gerade nur in der md. Mundart, auf die die historische Betrachtung aus ganz anderen Gesichtspunkten geführt hatte, im Obersächsischen. Hier haben wir die gleiche vokalische Verteilung (mein, Steen, Haus, Boom; uf, widder, ville). Und daß es sich bei berl. e, o für ei, au nicht um niederdeutsche Rückstände, sondern um hd. obs. Lautstand handelt, zeigt sich darin, daß nur die anscheinend nd. Vokale, die mit dem Obs. gleich lauten, berlinisch vorkommen, dagegen z. B. nicht nd. i, u (min, Hus), ferner daß der obs. Vokalismus auch sonst durchgeführt ist, wo er mit dem nd. nicht übereinstimmt (ville ist nd. vele), schließlich, daß alle diese Wörter mit dem anscheinend nd. Vokalismus in der übrigen Lautform hd. sind (roochen, loofen), auf obs. Lautstufe stehen. Hier, im Obs., auch wirkte die Entrundung (scheen: schön), war g spirantisch (jut). Hier vor allem zeigt auch die Lautverschiebung genau den „berlinischen“ Stand, d. h. volle md. Verschiebung von t, k (Wasser, roochen), partielle für p (Fennich Pfennig; schlafen, Schaf: f im Anlaut und inlautend nach Vokal; Appel, Kopp, Strümpe: p, wo die Schrift pf setzt*). Die lautliche Grundlage ist also die obersächsische.

Diese Formen aber wurden in der obs. Schriftsprache doch immer höchstens spurweise, „fehlerhaft“ geschrieben. Nicht schriftlich kann man sie gewonnen haben, wie schon oben gezeigt war, sondern

*) Welteres Berlin. Gut aus dem Obs. wie weltere Belege dafür, daß die Übernahme mündlich war, s. in Kap. V, S. 159 ff., VI, S. 20.

mündlich. Auch die Berliner Schreiber des 16. Jahrhunderts, die omd. schreiben, bringen diese Formen selten, sie schreiben nach gelernter omd. gefärbter Schriftsprache²⁵); denn die omd. Schriftsprache, die man kanzlistisch übernahm, stand im Begriff, die lokalen Eigenheiten abzuwerfen. Wohl läßt sich bei Nether erkennen, daß er seine hd. Schriftsprache in Oberachsen gelernt hat¹⁷), wohl begegnen noch später gelegentliche für ei, Seler Seiler, Zcom Zaum u. a. m., aber das sind doch nur vereinzelte Formen. Die geschriebene Sprache, ob auch in der Mundart wurzelnd, steht doch als ausgleichende Schriftsprache über dieser, das Streben, provinzielle Eigenheiten aufzugeben, war ihr in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts schon in einem hohen Grade eigen, in einer Zeit als Luther, die Wittenberger Drucker wirkten, als der treffliche Fabian Frangt, von Geburt Schlesier, in seinem Kanzlei- und Titelbüchlein²⁶), Wittenberg 1531, als erster Grammatiker eine Gemeinsprache, d. i. eine geschriebene, erkennt. Diese md. Schriftsprache obs. Färbung können wir in ihren Nachklängen noch bis ins 18. Jahrhundert beobachten (s. S. 107 f.), z. B. sie seindt sind, starkes Adjektiv nach Artikel usw. Ihr Vordringen wird uns noch beschäftigen. Aber sie scheidet e/ei, o/au; sie schreibt nd, nicht nn, ng (Kinder); sie gibt das Verhältnis von p : pf : f nach den allgemeinen Vorschriften usw., kurz nicht aus der geschriebenen, gelesenen Sprache kann das in Berlin gesprochene Hochdeutsch stammen, sondern aus der gesprochenen, aus der allein man jene Kombination gewinnen konnte. Über eine jahrhundertelange Entwicklung fort ist das heutige Berlinisch dessen noch ein Abbild. Nach Lautverschiebungsstand und Vokalentwicklung stellt es die Form des Hochdeutschen dar, die der Märker im 16. Jahrhundert mündlich kennen lernte, die er seiner eigenen Lautbildung assimilierte, gleichviel, wie sich in den gebenden Landschaften die Sprache seitdem weiterentwickelt hat.

Man kann die Frage aufwerfen, ob nicht bei einfacher Aufnahme des Hochdeutschen im Sinne unseres Mhd. mit den selbstverständlichen Resten etwas Ähnliches wie unser Berlinisch entstanden wäre. Sie erledigt sich aber schon dadurch, daß es eine gesprochene Gemeinsprache zur Zeit, als die oberen Klassen in

Berlin das Hochdeutsche übernahmen, nicht gab. Was man als Hd. kennen lernte, konnte nur ein Dialekt sein, natürlich derjenige, zu dem man die persönlichen Beziehungen im Handel und Verkehr hat, der sich in den heutigen berlinischen Formen wiederfindet. Vergleichend ist auf die von Löwe, *Nd. Jahrb.* 14, 14 ff. geschilderte Form des Magdeburgischen Hd. hinzuweisen, die gleichen Lautstand (d: dausent, p: Kopp, Damp, o: ooch, Steen, Entrundung, uf, widder, ville) zeigt. Auch sie ist nach Löwe im mündlichen Verkehr (L. nennt Studium und Handel) aufgenommen¹⁹⁾.

Wir sind nun an einem Punkte, wo wir nicht länger an dem Einwand vorbeigehen können, daß doch zwischen Berlin und Sachsen heute eine Ähnlichkeit nicht besteht:

Der Berliner lernt sein Hochdeutsch in Obersachsen, d. i. in Leipzig, Meissen, im weiteren die ganze Landschaft zwischen Elbe und Saale, deren Deutsch, so seltsam uns das anmutet, trotz aller Anfechtungen gegen den Lautstand bis tief ins 18. Jahrhundert als das beste, zierlichste galt²⁷⁾. Aber das Berlinische hat doch nun mit dem Sächsischen heute ganz gewiß keine Ähnlichkeit. Trotz aller philologischen Erwägungen bleibt bestehen, daß ein Gefühl der Übereinstimmung nicht aufkommt.

Der Unterschied liegt in dem, was Berlin zu dem Übernommenen selbst hinzugegeben hat. Eine hd.-nd. Mischsprache wiesen wir oben zurück. Nein, die Lautgrundlage ist die erlernte obs., aber darüber hinaus ist weiteres zu berücksichtigen: Wenn bei allen organisch gewordenen Mundarten die Lautgestalt als ausschlaggebendes Element erscheint, so ist sie hier, wo sie nicht entwickelt, nur übernommen ist, doch nur das Knochengerüst. Gewiß, die Berliner übernehmen das „misnische“, aber sie übernehmen es, wie wir schon zeigten, mit ihrer nd. Sprechbasis, ihrer Intonation, ihrer nd. Lautbildung, sie ahmten die fremden Laute nicht vollkommen nach (s. z. B. zum d Kap. VI § 20), sondern sie sprachen sie nur annähernd, so wie sie die entsprechenden Laute zu bilden gewöhnt waren; sie substituierten die eigenen Lautformen, unbewußt, wie ein Deutscher etwa für den französischen Nasal oder das englische th sich oft mit annähernd ähnlicher Aussprache begnügt. Mit der verschiedenen Bildung der Laute aber war der Anstoß zu ganz verschiedenem

Fortgang der gebenden und der nehmenden Gruppe selbstverständlich. Vertieft wurde der Unterschied durch die sehr verschiedene Intonation beider Gebiete. Sie gerade ahmt der Ausländer, der eine fremde Sprache als Erwachsener, wie es hier der Fall war, übernimmt, selten nach; sie aber ist vor allem wichtig für die Richtung der Lautentwicklung*). Man übernahm die obf. Sprache, aber man sprach sie niederdeutsch aus. Und in dieser „falschen“, d. h. nach gewohnter Weise gebildeten Aussprache lag der Keim zur Voneinanderfortentwicklung in verschiedenem Sinne. Dazu kam noch, daß die obf. Aussprache in Norddeutschland, wo man b und p, d und t zu scheiden verstand, bald beanstandet wurde. Das meißnische d : t, b : p entsprach ja nicht der reinen Lautform, die hier mit dem Bilde des Buchstaben verknüpft wurde. Sehr bald erhob sich im 17. Jhd. weithin Kritik. Georg Rollenhagen**) moniert schon um 1600²⁰⁾ die obf. Aussprache bader, bossum für lateinisch pater, possum²¹⁾). Da empfahl sich die norddeutsche Aussprache, die besser scheiden konnte, und man strebte eine genaue Nachbildung der obf. Aussprache gar nicht an. Manche Ansätze sind in späterer Zeit unter der Wirkung solcher kritischen Bedenken zurückgedrängt; das gilt wahrscheinlich für die Aussprache des hellen Berliner a statt des dunklen hd. wie nd. Lautes (S. 228)***). Der Widerstand kommt von den verschiedensten Stellen: Schottel, der einflußreichste Grammatiker des 17. Jhd., ein Braunschweiger, polemisiert in seiner „Hauptsprache“ vom Standpunkt des Norddeutschen aus gegen die obf. „Unmaßung“ (S. 158): „Es ist sonst fast lächerlich, daß ein und

*) Dieser märkisch-niederdeutsche wenig modulierende Klang, die vorwiegend expiratorische Betonung, deren Abstufung weniger durch musikalische Unterschiede als durch lautere oder leisere Aussprache der Haupts- und Nebensilben erzeugt wird, die ziemlich hohe Allgemeinlage der Stimme sind es wohl, die Fontane so anstößig sind: „Dünnheit tritt an die Stelle der Kraft, bloßes sprachliches Geräusch an die Stelle des Tones“: Das „reine Deutsch des Regierungsbezirks Potsdam“ sind ihm „dünne, beinahe fistulöse Töne, die . . . in ihrer scharfen Trockenheit etwas Krähernes oder Blechernes, unter allen Umständen aber etwas unsagbar Profaisches aufweisen“. (Auszüge aus Fontanes Theaterkritiken, s. Pniower, Voss. Jtg. 11. 6. 26, Unterhaltungsblatt.)

**) Aus Bernau, Rektor in Magdeburg.

***) Eine Reihe weiterer Fälle zeigt die grammatische Darstellung in Kap. VI.

ander sonderlich aus Weissen ihnen*) einbilden dürfen, der Hochdeutschen Sprache ihrer Mundart halber Richter und Schlichter zu seyn . . .“ Die städtische Sprechweise will er noch anerkennen, den breiten bäurischen Dialekt weist er ganz zurück. Aus der Fülle der Kritiken befragen wir nur den Berlin-Kölnener Rektor Bödiker²⁹⁾ 1690, der uns durch seinen Wirkungskreis am nächsten steht: „So ist die weisnische Sprache nicht eine Regel der hd. Sprache, sondern nur ein Dialectus in der oberländischen Sprachtheilung. Sie kommt der hd. Sprache (gemeint ist hier schon die Gemeinsprache, nhd. Schriftsprache) sehr nahe, sie hat aber auch viel unzierliche Sonderheiten in der Ausrede und etliche unbrauchbare Wörter, die in der hd. keine Statt finden, Zeberer für Zauberer, Blut für Blut, selt für daselbst, wir für wir usw. In Summa, der gemeine Mann redet nirgend hd., die gelehrte, geschickte, gereifte Leute aber auch außer Weissen.“ Mit diesem Bewußtsein der auch über dem Weisnischen stehenden Schriftsprache, das sich seit der Aufnahmeperiode allmählich entwickelt hat, kann die Kritik am Weisnischen geübt werden. Aus dieser neuen Stellung heraus ist es zu verstehen, nicht nur, daß im weiten norddeutschen Gebiet die obs. Richtung in der Aussprache nicht durchdrang, sondern auch, daß in der Folgezeit in Berlin die Entwicklung eher vom Obs. ab, als zum Obs. hin einsetzt. Die einmal übernommene, hier Anfang des 16. Jahrhunderts festgewordene Lautgrundlage, der Lautstand, blieb, aber die Aussprache der Laute folgt eigenen Regeln.

Schließlich haben wir für beide Gebiete die verschiedene äußere und innere Sprachgeschichte heranzuziehen, Verschiedenheiten des syntaktischen Baues, der hier viel Niederdeutsches bewahrte, verschiedenen Wortschatz. Wohl drang mit der neuen Sprache auch neues obs. Sprachgut ein, etwa Strippe, Stulle und vieles andere (s. Kap. V) sind aus dem Obs. übernommen, aber außerordentlich viele Alltagsbezeichnungen bleiben auch die gewohnten, höchstens ins Hd. umgesezt. Das erklärt sich schon daraus, daß wir für die ältere Periode bei den unteren Klassen ja nur sehr allmähliche obs. Durchdringung anzunehmen haben,

*) ihnen: sich.

dann aber auch wie wir oben ausführten, weil Werttagsbezeichnungen, Dinge, die man nur im eigenen Kreise erwähnt, nicht ausgeglichen*) zu werden brauchen. Plattd. bleiben daher hier noch lange viele Ortsbezeichnungen, z. B. „Müllenhof“ (neben hd.:obsf. Müllenhof), und sicher sehr viel mehr, als aus der geschriebenen Sprache zu erkennen ist. So hat auch der Berliner zahlreiche pd. Alltagswörter in die neue Sprache übernommen, Ausdrücke des Marktes, der Küche, „Vollen, Besinge“, die man im Gespräch mit den bäuerlichen Lieferanten, mit der Köchin brauchte u. v. a., worüber Kapitel V im Zusammenhang Auskunft gibt³⁰).

Eine ostmitteldeutsche Sprachform ist aufgepfropft auf eine nd. Basis, hd.:obsf. Lautstand in nd. Aussprache, im Wortschatz und in der Syntax vielfach anders gerichtet, manches Weisnische auch in jener kritisch gewandten Strömung gegen das „Hochdeutsche“ aufgebend, so etwa die umgelauteten „keufen, gleuben“, die ursprünglich auch hier gewöhnliche Schriftformen sind („loben“ ist demgegenüber Neuaufnahme aus dem hd. „glauben“**), das der gewohnten Aussprache angepaßt wurde). Individuell scheint man gelegentlich auch andere omd. (schles.:lauf.) Spuren bei einem oder dem anderen Schreiber zu beobachten. Mit jener hd. Strömung des 17. Jhd., auf die die Schlesier (Dpiß!) nicht ohne Einfluß waren***), bringen vielleicht wie überall auch hier verzelte Elemente ein. Ob man die Schreibungen „Pusch, Paum, Pau(e)r“ dazu rechnen soll, ist zweifelhaft, denn sie kommen schon früher vor, vielleicht aber die entscheidende Aussprache, aus der wir „Puckel, Puschel“ bis heute erhalten haben. Aber mit diesem Ausblick sind wir schon weit vorangeeilt. Es werden sich in der Folge eine Reihe weiterer Beziehungen ergeben, die vom Dbsf. ab in andere Richtung führen. Wer aber in diesem Verhältnis des ostmittelb. Lautstandes und der nd. Lautbildung die verachtete „Mischsprache“ (S. 1) erblicken will, der sei

*) Daher behalten heute hd. sprechende Berliner doch „Strippe, Stulle“ usw. in familiärer Umgangssprache bei.

**) Nd. hieß das Wort „löben, gelöven“.

***) Zahlreiche Schlesier leben im 17. Jahrhundert in Berlin: Ein Schlesier ist Peuder, ist Pomarius, der Prediger an der Petrikirche, usw.

nur auf unsere neuhochdeutsche Sprache hingewiesen, die ebenfalls hd. Lautstand mit nd. Lautbildung, wenigstens in Norddeutschland, eint.

Wir kehren noch einmal in die Aufnahmezeit zurück. Zu diesen eben angedeuteten äußeren Faktoren gehört auch, daß die neue Sprachform zunächst nur von einer Oberschicht getragen war, der die große Menge anfangs mit ihrer altheimischen Sprachform gegenüber stand. Man bemerkt zwar, daß das Hochdeutsche als Schriftsprache ganz erstaunlich schnell hier um sich griff; man wird aber für das Vordringen der gesprochenen Sprache über die führenden Bürgerkreise hinaus ein langsames Tempo annehmen müssen, freilich sehr verschieden in den verschiedenen abgestuften Kreisen. Denn wir dürfen uns Berlin im 16. Jahrhundert nicht als sprachlich einheitliche Stadt denken; zwischen dem Hof einerseits, dem städtischen Patriziat andererseits und den unteren Klassen, die im 16. Jhd., auch noch im 17. Jhd. und z. T. länger vorwiegend plattdeutsch waren, stand die große Menge des Bürgertums, die eine mannigfaltige Abstufung darstellte, die den oberen Klassen das Hochdeutsche ablernte und mit mehr oder weniger starken nd. Resten sprach. Auch sie kommen durch den starken, durch Handel und Freizügigkeit bedingten Austausch mit Männern aus hd. Landen in direkte Berührung.^{30a)} Die Prediger sind seit der Reformation fast alle Hochdeutsche, hd. ist schon das Kölnische Gymnasium, wie das jüngere Berlinische, hd. die Schulkomödie von 1541, hd. die Pundoschen und andere hier aufgeführte Dramen, an denen das zu allen Zeiten theaterfreundige³¹⁾ Berlin lebhaften Anteil nahm, so daß das Hochdeutsche doch von allen Seiten auch an die Kreise herantrat, die bisher nd. geblieben waren.

Sucht man in Schriftstücken jener Zeit nach Spuren des „Berlinischen“, so ist die Ausbeute*) verhältnismäßig gering,

*) Bis auf unfreiwillige Ausweichungen, so etwa (1516) hauch, hoch, in falscher Umkehrung, weil der Schreiber gewöhnt ist, für gesprochenes o (: lofen) au (laufen) zu schreiben, oder (in Rechnungen der Familie Blankensfelde) pfar Paar, weil man sonst (Appel, Kop) gezwungen ist, gesprochenes p in pf umzusetzen usw. Gelegentliches gelofen, geloffen, Selser usw. war schon erwähnt, anderes wird in Kap. VI herangezogen werden.

und es kann nicht anders sein, denn die Schreibform für diese obf.berlin. Sprechform war eben eine ganz bestimmte, traditionelle; „lofen“ schrieb sich eben „laufen“, und „Kop“: „Kopf“, genau so wie der Obf. nicht „Bader“, sondern „Pater“ schrieb, wie der Niederdeutsche „wie hebbt“ sprach und doch in schriftsprachlicher Tradition „wi hebbten“ schreiben mußte, wie wir selbst heute z. B. Schmit sprechen und „Schmied“ schreiben. Nicht gar zu häufig kann man durch die hd. Schriftform hindurch sehen, wie etwa im Abschiedebuch 128b, 1601, in einem Streit der Schuster die Anzeige „das die Kopenidischen die Colnische Meistere vnd Schustere ehrlicher achteten als die Berlinischen, den die nemen geld vnd machten den Karren: trecker ehrlich.“ Ich habe in den Berliner Abschiedebüchern (Bekundungen von Verträgen, Vergleichen) aus der Wende des 16. und 17. Jhd. namentlich mein Augenmerk auf Beleidigungsklagen gerichtet, in der Erwartung, bei Anführung der kränkenden Worte wenigstens die berlinische oder nd. Sprechform durchschimmern zu sehen*), aber die Beleidigungen zeigen sich stets hochdeutsch: 1600: „vor Schelm, Ehrendieb vnd vorgeßenen Losen Man vnd hoch: wicht. . geschmehet“ „das leugstu als ein Erzschelm und Dieb“, 1602, 1604 „vor einen dicken Schelm, langen Schelmen gescholten“. (Schelm bedeutet damals soviel wie hinterlistiger Schuft, Galgen: vogel.)

Man möchte annehmen, daß in einem Teil der Fälle nicht nur die Lautform, sondern auch die Kränkung ins zierlichere Hochdeutsch umgesetzt sein wird, da die schweren Ehrenkränkungen der Unterklasse des im allgemeinen nicht zartbesaiteten 16. und 17. Jahrhunderts doch wohl recht robust**) waren, wenn man sieht, welche Ausdrücke noch 100 Jahre später Friedrich Wilhelm I. für seine Beamten hat („ich declarire hiemit, das alle die, die gegen die accis gesprochen, geschriben, absonderlich gegen vothieret vor

*) widder, wille, uf u. dgl. gehören in die obf. Schreibform, sind daher auch häufig in diesen berlin. Texten.

**) Gelegentlich klingt es auch hier anders, aber freilich hd.: 1600: du sacramentische Wehre laß mich zufrieden, du Ehrvergeßener Kerle, Elementische Wehere. Berlinischen Lautstand hat in dieser Eintragung: lantloffter. — Sehr grob ist Wehre (Wehre).

schelm, Hundesfötter, Ignoranten, Benhasen, Dachdiebe*), unnütze Brohtresser halte“ . . . „das Wetter und der Donner sollen darin schlagen“**).

Die patrijzischen Berliner Kreise, Kaufleute, Studierende, vielleicht auch Handwerker, die auf der Wanderschaft immer gern das hochdeutsche Gebiet aufsuchten***), hatten das Dbs. im Lande selbst gelernt, von ihnen aus wirkte die Lautform weiter auf die ihnen nahestehenden Schichten. Diese Bürgerkreise erhalten nun aber für die neue Sprachbewegung Unterstützung, mindestens moralisch, gesellschaftlich, gerade von der Seite, die anfänglich versagt hatte, das war der Hof und die zu ihm gehörigen Verwaltungsz und Regierungsbeamten, die ja, wie wir oben zeigten, inzwischen ein neues Verhältnis zur Einwohnerschaft gewonnen hatten. Man darf annehmen, daß, nachdem die Schranken gefallen, der innere Ausgleich sich vollzogen hat, nun gerade die Tatsache, daß die Hofsprache, die Sprache der regierenden Herren, hochdeutsch war, zur schnellen Verbreitung des Hochdeutschen aus praktischen, aus gesellschaftlichen Gründen, aus dem Gefühl, feiner zu sein, usw., beigetragen hat. Die hd. Hofsprache selbst war aus der fränkischen²⁾ erwachsen, die die Hohenzollern in ihrer Nürnberg-Ansbacher Heimat gesprochen hatten. Mit Sicherheit können wir dies für die geschriebene Form feststellen, erkennen, wie sie, in hd. Tradition entstanden, allmählich gewisse mehr südliche Eigenschaften ablegend³²⁾, sich der nördlicheren md. Nachbarschaft etwas anpaßt, ein Vorgang, dessen Beobachtung für die Entstehung der nhd. Schriftsprache prinzipiell von Bedeutung ist. Sie ist zunächst mit dem Berliner Hd. anderer Herkunft nicht zusammengefallen, soweit nicht eben die Verwaltungsbeamten selbst Dbs. waren. Wir suchen die gesprochene Hofsprache kennen zu lernen, indem wir eigenhändige Schreiben der Hohenzollern — eine Methode, die im 18. Jahrhundert reiche Auskunft gibt —

*) Bönhasen (unzüchtige Arbeiter), Tagediebe.

**) Acta Borussiae, Rachel, Die Handels-, Zoll- und Akzisepolitik Preußens 1713—1740. Aktenstücke S. 30, 137.

***) Bis in die neueste Zeit ist der Einfluß des hd. Gebietes auf den nd. wandernden Handwerker unvergleichlich größer als umgekehrt.

vergleichen*). Sie sagen uns für die Aussprache wenig; denn sie zeigen im ganzen schriftsprachliche Formen³³). Die gesprochene Sprache lernen wir nur dann kennen, wenn die Schreiber nicht genügend geschult sind, so daß sie „Fehler“ machen, wie die Markgräfin Katharina, Schwester Georg Wilhelms. Ihre Briefe (Hohenzollernjhb. 1901, 132 ff.) zeigen ein Bild, das wir zweifellos nicht als „berlinisch“ bezeichnen würden. Die Prinzessin scheidet zwischen mir und mich, e und ei, o und au, d und t nur die Granatäppel erinnern an Berliner Lautstand. Die Entrundung, die allerdings auch berlinisch ist, ist so voll durchgeführt wie in süddeutschen Dialekten, freinttlich, iber, eiger euer, spiren, heitte heute, kint (< künde) könnte.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts aber, sobald die lebenden Beziehungen zu Franken nicht mehr nachwirkend sind, der Hof mehr und mehr hier wurzelt, gleicht sich die Hofsprache der berlinischen Bürgersprache immer mehr an. Unter den Beamten sind**), namentlich in der späteren Zeit, die für ein sprachliches Zusammengehen der Bürger und der Beamten ja allein in Frage kommt, vielfach Ostmitteldeutsche, Meißner, Lausitzer, die Kanzler Wolfgang Kettwich (1529—1540), Lampert Diefelmeier († 1588) waren Leipziger. Holke, 500 Jahre Geschichte des Kammergerichts (Schr. d. B. f. G. B. 47) berichtet, daß jetzt auch vielfach die Räte des Kammergerichts sächsisch waren, daß auf die fränkische Periode die obf. (dann die magdeburgische) folgte. Von hier aus also erhielt die in Obf. gewonnene Anregung neue Stützen. Der Gegensatz zwischen Stadt und Hof, Stadt und Beamtschaft war gefallen. Die Scheidung, die Anfang des 17. Jhd. daraus erwachsen konnte, daß Hof und Beamte reformiert, die Bürger lutherisch

*) Eine häßliche, leicht zugängliche Vergleichsmöglichkeit gibt die Zusammenstellung eigenhändiger Briefe der Fürstenreihe von Joachim I. bis zum Großen Kurfürsten (Hohenzollernjahrbuch 1901, 31 ff.). Man kann selbst in der kleinen Probe erkennen, daß Joachim I., der Ursprungsreihe nahestehend, in Franken erzogen, stärker fränkische Formen hat, daß sich später die schriftsprachlich obf. Elemente verstärken. Aber über die gesprochene Sprache erhält man hier keine Auskunft.

**) Noch immer ist das Anstellungsverhältnis — trotz einzelner Ausnahmen — im h ö h e r e n Hof- und Staatsdienst für die Märker ein so ungünstiges, daß 1606 die Stände eine Beschwerde einreichen, doch sind Joh. Weinleb, Kettwichs Nachfolger, Joh. Köppen, der unter Diefelmeier tätig ist, Märker.

waren, wirkt nicht mehr sprachlich trennend. Dazu ist die Schriftsprache schon zu sehr gefestigt. Auch mündlich wird im Laufe des 17. Jhd. der Anschluß vollzogen. Ein Briefchen des zehnjährigen Kurprinzen Karl Emil um 1665 darf mit seinen Formen „koffen“ kaufen, „stiler“ Stühle, „reistaler“ schon als Beispiel berlinischer Färbung, die wir auch bei seinem Bruder Friedrich beobachten werden, gelten.

Wir suchen nun, nachdem wir die Grundform der berlinischen Sprache im 16. Jahrhundert gefunden haben, uns die Entwicklung der Folgezeit zu veranschaulichen. Das Hochdeutsche gewinnt natürlich immer weitere Kreise. Gleichzeitig wirken neue Kulturfaktoren auf die Formung ein:

Das 17. Jhd. ist für Brandenburg-Berlin das Zeitalter des Gr. Kurfürsten, der den Grund legt zu Brandenburg-Preußens Anstieg. Damals hatten die Niederlande ihre höchste Blütezeit. In Wissenschaft, Literatur (Vondel, Hooft, Cats), Kunst (Rembrandt), in Handel und Seewesen stehen die Niederländer an führender Stelle in Europa. Noch immer gelten sie, wie seit Jahrhunderten, als die erfahrensten Anbauer eines sumpfigen Geländes. Als solche sind sie schon Ende des 16. Jhd. von Johann Georg in die Mark gerufen. Die Beziehungen des Gr. Kurfürsten zu den Niederlanden sind bekannt. Die Eindrücke, die er in seiner Jugend hier empfangen hatte, waren tief und bleibend. Aus den Niederlanden führte er die erste Gemahlin Luise Henriette nach Berlin, die von Heimatgenossen umgeben*), niemals das Deutsche ganz beherrscht hat, so daß ihr Sohn, der früh verstorbene Kurprinz Karl Emil in dem einzigen deutschen Brief, den er der Mutter schreibt (die Briefe an den Vater sind deutsch), ihr scherzhaft deutschen Unterricht anbietet (Hohenzollernjahrbuch 11, 287). Die Sprache des Berliner Hofes ist damals vorwiegend französisch und wohl auch — weniger

*) Eines von Peuders Gedichten besingt die Hochzeit eines Kammerfräuleins, Marie van de Water, 1660.

offiziell — holländisch; denn die Knabenbriefe des späteren Friedrich III. zeigen ein holländisch beeinflusstes Deutsch (Anrede me Frau, „ich bitte me Frau um pardong“). Holländische Maler wirken in Berlin. Weithin im Lande sorgt Friedrich Wilhelm durch holländische Ansiedler für die Gewinnung neuen Ackerlandes. Niederländische Schiffbauer werden für Berlin und andere märkische Städte geworben und in der Friedrichsgracht (1681) angestiedelt³⁴). Raules Hof dicht daneben erinnert an die weitjüngigen überseeischen Pläne, zu deren Durchführung der Fürst holländische Seeleute³⁵) herbeiruft. Damals dringen vielleicht manche holländischen Ausdrücke in das märkische Plattdeutsch, nicht so viele, wie man nach den neueren Arbeiten zu dieser Frage³⁶), die nd. und nbl. Gut nicht genug scheiden, schließen könnte, aber das meiste, was wir an niederländischem Gut überhaupt im brandenburgischen Wortschatz haben, gehört wohl in diese Zeit. Einige dieser Wörter sind Seite 163 ff. zusammengestellt. Doch ist der berlinische Bestand an Wörtern sicher niederländischer Herkunft nicht groß, mag ein oder das andere Wort, das sich eher im märkischen Niederdeutschen als im städtischen Berlinisch finden wird, auch damals übernommen sein.

Viel bedeutsamer wird für den berlinischen Wortschatz nun der große französische Zustrom. Wir wissen heute, daß die Betwelschung, die wir im 17. Jahrhundert überall in Deutschland beobachten, die die deutschgesinnten Dichter Logau, Moscherosch, Grimmelshausen, Lauremberg u. a. zum Protest antrieb, in den Sprachgesellschaften ihre Gegner auf den Plan rief, nicht erst mit dem 30jährigen Kriege hier eingezogen ist, sie setzt schon seit dem 16. Jahrhundert ein, und wenn wir dem Niederländischen gegenüber überall*) beschränkte Wirkungszeit feststellen, so kann die französische Sprache, indem sie fast zwei Jahrhunderte die führende Sprache an den Höfen blieb, stärkere Einflüsse ausüben, die der Wortschatz verrät. Gerade vom Hofe des Großen Kurfürsten wird der überwiegende Gebrauch des Französischen berichtet. Schon 1663 hatte Peucker**) gedichtet: „Jetzt muß es

*) Im nd. Gebiet, wo wir entsprechende Forschungen haben, ist das deutlich nachweisbar. Hier bleibt nur an der Wasserlante, was über See, d. h. in steter, stets neu wirkender Berührung eindringt. Vgl. Num. 12 zu Kap. II.

**) Wohlklingende Pauke 362.

anders sein, wie Frankreich es macht vor; Wer's nicht französisch macht, der bleibt wohl ein Tor.“ Wer etwa eine fortlaufende Sammlung von Schriftstücken des 16./17. Jahrhunderts durchsieht, z. B. Nylus' *Corpus Constitutionum*, der bemerkt, sobald die Stücke des 17. Jhd. einsetzen, den starken Einschlag französischer Fremdwörter: (III, 1. 2. Georg Wilhelm:), mit Troupen (vorher Haufen), Fort, Soldatesque (1627 Soldatesca), Marche, Ordre, Officiers, Marquetenter und Vivandiers, guarnisonen, Musquete usw. Aus der Schriftsprache, aus der vornehmen Umgangssprache, sind diese vielfach in die Volkssprache gedrungen, nicht nur, wie die eben gegebenen Beispiele, militärische Wörter, auch Wörter von der verschiedensten Bedeutung, der größte Teil der französischen Fremdwörter, die unsere nd. Dialekte heute aufweisen, kumplett, adrett, kumpabel (kapabel) und unzählige andere, gehen in diese Zeit zurück. Für Berlin aber lagen auch direkte Berührungen vor, so daß man fragen wird, ob man über den allg. gemein deutschen, über den verbreitet dialektischen Wortschatz*) hinaus auch Eigenes findet. Seit den 80er Jahren des 17. Jhd. strömen hier Franzosen ein und bilden zeitweise einen so bedeutenden Prozentsatz der Bevölkerung, daß man ja sogar daran gedacht hat, gewisse Züge im Berliner Volkscharakter aus diesem französischen Einschlag zu erklären. Fast zwei Jahrhunderte dauert die französische Einflußperiode. Französisch ist die Umgangssprache der Hofkreise³⁷⁾, vielfach der Gelehrtenkreise. Das neugegründete Staatskrankenhaus erhielt 1727 den Namen Charité. Der Mittelstand sucht seine Unterhaltungen in Ressourcen, später in Tabagien, der Adel in Assembléen. Den Hugenotten folgen Kaufleute und Gewerbetreibende, die Friedrich Wilhelm I. im Streben, eine eigene Industrie aufzubauen, gern ins Land nahm, die unter Friedrich II. stark zunahmen, Beamtenstellen innehatten. Blättert man einmal die Zeitungsanzeigen um 1740 durch, so sieht man, welchen Anteil sie am gewerblichen, kaufmännischen Leben Berlins haben, und man versteht, wie aus dem Zusammenleben auch einiges in den berlinischen Wortschatz übergehen konnte, gerade auch aus dem wirtschaftlichen, wenn etwa die boutique zum

*) Vgl. S. 165.

deutschen Wort „Budike“ wird, ursprünglich ein Laden*) überhaupt, denn ein Laden, in dem Eßwaren verkauft werden, „Viktualienkeller“, der mit einer Gartüchle und Kneipe verbunden ist, schließlich die Kneipe allein. Hier genüge dieses eine Beispiel, da der französische Anteil am Wortschatz in Kapitel V im Zusammenhang dargelegt ist.

Diese Darstellung der französischen Beziehungen hat uns schon weiter ins 18. Jahrhundert geführt, vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich II., ja bis zu Friedr. Wilh. III., noch einmal machen wir halt bei Friedrich Wilhelms Nachfolger, Friedrich III. Das Schlüterische Denkmal auf der Kurfürstenbrücke, das Berliner, das Charlottenburger Schloß, der Zeughausbau künden uns heute, was diese Zeit künstlerisch für Berlin bedeutete. Daneben darf die weltliche Dichtung**) kaum genannt werden, auch wenn Caniz seiner ganzen Stimmung nach Dichter war und sich in seinen Episteln als versgewandt zeigt***). Dieser wird man trotz mancher feinen Wendungen den eigentlichen Hofdichter, Besser, stellen, den Verfasser vieler Gelegenheitsdichtungen am Hofe, der „Wirtschastent“) die in diesem Zusammenhange Interesse wecken, weil sie an einem sonst ganz französischen Hofe³⁸⁾, anscheinend auf Friedrichs Wunsch, deutsch sind. Dieses Interesse Friedrichs für die deutsche Sprache³⁹⁾ zeigt sich auch bei Gründung der Berliner Akademie (Societät) der Wissenschaften. Wir wissen, daß die Aufnahme einer Abteilung für deutsche Sprache auf Friedrichs eigene

*) „anzutreffen bey seiner Boutique neben dem Französischen Handschuhmacher“, Wöch. Berl. Nachr. 19. 1. 1739. — Springer, Berlin wird Weltstadt, beschreibt 1868 die „Viktualienkeller oder Budiken, die Höfgeschäfte in Fleisch, Badz, Brauereiz und Destillationswaren, zugleich die Kaffeehäuser und Restaurationen der untersten Klasse.“

**) Im Gegensatz dazu hat das Kirchenlied im 17. Jhd. seinen Höhepunkt in Paul Gerhardt, der 1657 ff. in Berlin wirkte.

***) Selbst Friedrich der Große findet seine Gedichte (die Episteln erinnern der Form nach an Boileau) „supportables“. („De la lit. allem“.)

†) Damals allgemein beliebte Maskeraden. Zum Beispiel die große Scherenschleiferwirtschaft, Text von Besser, deren Hauptmasken der Scherenschleifer und seine Frau (dargestellt durch die Königin) sind. Jede Maske hat ihren Vers, humoristisch, auch satirisch, zu sagen. Oder der große Jahrmarkt, wo Sophie Charlotte die Quackfalberin, der Kurprinz einen Taschenspieler darstellte.

Initiative zurückging, die bei dem ersten Präsidenten Leibniz Widerhall fand. Leibniz' Interesse für die deutsche Sprache, auch für ihre Mundarten, war bekanntlich sehr stark, reich und fruchtbar die Anregungen, die gerade auch hier von ihm ausgingen *). Auf sie geht auch das wichtigste lexikographische Werk der Zeit zurück, das Wörterbuch, das Leibniz' tätigster Berliner Mitarbeiter⁴⁰⁾ Johann Leonhard Frisch, Rektor des Grauen Klosters, nach langjährigen Arbeiten 1741 herausgab **), das wir in diesem Buche vielfach anführen werden. Frisch war der erste und lange Zeit einzige Berliner Philologe in modernem Sinne, der, weit ausschauend, den Wortschatz der Gegenwart historisch mit dem der Vorzeit, und verwandter Dialekte zu verknüpfen suchte, auch schon die Mundarten heranzog. Sammlungen märkischer Ausdrücke hatte F., wie wir aus seinem Briefwechsel mit Leibniz wissen, früh (1709/10) angelegt ***); gelegentlich auch führt das Wörterbuch ein berlinisches Lokalmot an, so z. B. unter Gäck (Geckholt), mich (über berlinisch mir, mich), Kavel (Aussprache von Havel), Kavelland. Anderes wie Piraas, Miren, Teetz (Deetz), Kiez, Kilitte (Kalitte) ist ohne die berl. Marke auch unter der Bezeichnung niederfächsisch oder märkisch zu finden. Frischs Neuauflage von Bödikers „Grundsätze der Deutschen Sprache“ 1723, wird in Kapitel VI mehrfach von uns herangezogen werden.

Alle diese Bestrebungen, die Bemühungen der Berliner Lehrer um die Grammatik (Bödikers, des Rektors des Kölnischen Gymnasiums, oben erwähnte Sprachlehre, 1690, ist zeitweise die deutsche Grammatik für Schul- und wissenschaftlichen Gebrauch⁴¹⁾, das Interesse, das die Societät der Wissenschaften Frischs Arbeiten entgegenbringt †), der auch in den ersten Akademieveröffentlichungen deutsch-etymologische Fragen behandelt, ja die Stellung Friedrichs I.

*) Gleichviel, aus welcher Quelle er selbst sie haben mag.

**) Deutsch-lateinisches Wörter-Buch Darinnen Nicht nur die ursprünglichen, nebst denen davon hergeleiteten und zusammengesetzten allgemein gebräuchlichen Wörter; Sondern auch die bey den meisten Künsten und Handwerken, bey Berg- und Saltzwerken, Fischereyen, Jagd- Forst und Haus- Wesen u. a. m. gewöhnliche Deutsche Benennungen befindlich . . .

***) Vgl. Fischer, a. a. D.⁴⁰⁾, sowie Nd. Jahrb. 16, 109.

†) Vgl. die Bemerkungen im Vorbericht des Wörterbuchs.

selbst, zeigen, daß trotz der französischen Sprachneigungen doch für das Deutsche noch Sinn blieb, daß die fremde Sprache zwar in die höhere Gesellschaft und die dieser nachahmenden Schichten, daß sie auch z. T. aus praktischen Gründen in die Wissenschaft dringen konnte (Leibniz; die Akademieschriften, anfangs lateinisch, werden unter Friedrich dem Großen französisch), daß aber der gute Bürgerstand deutsch blieb *). —

— Es ist hier bisher nur im allgemeinen von den Sprachzuständen**), den geistigen Einflüssen, den Verhältnissen am Hofe gesprochen worden, und man wird vielleicht die direkte Beziehung auf Berlin vermisst haben. In den 200 Jahren, seit der Aufnahme des Hochdeutschen bis gegen 1700, hat die ostmitteldeutsche Sprachform Zeit gehabt, sich hier durchzusetzen, ist sie aus der Sprache der bürgerlichen Oberschicht zur Allgemeinsprache, zur Sprache weiterer Kreise geworden. Jene omd. Sprache, mit nd. Eigenheiten erfaßt und von ihnen durchdrungen, die sich unter immer neuen Anregungen, wie wir sie eben kurz skizzierten, hier festigt, ist das allgemein von hoch und niedrig gesprochene „Berlinisch“, das jetzt auch die Sprache des Hofes ist. Faschmann berichtet in seinem „Leben Friedrich Wilhelms I.“ (1735), daß dieser König mit seiner Familie deutsch sprach, und dieses Deutsch ist im Unterschied zu der deutschen Hofsprache älterer Zeit, wie wir noch zeigen werden, berlinisch.

Wir versuchen, ein Bild davon zu gewinnen, wie sich in diesen 200 Jahren die berlinische Sprechsprache, das Berlinische, entwickelt hat.

Jrgend welche Aufzeichnungen in berlinischer Sprachform dürfen wir nicht erwarten, denn selbstverständlich schreibt man nicht „berlinisch“, nicht wie man spricht, sondern man schreibt „Schrifts

*) Wir hören Mitte des Jahrhunderts (Buchholz, Wossische Zeitung, S. 30, 312), daß sich die von Friedrich dem Großen angeregten französischen Zeitungen hier nicht halten können. Dagegen wird das, freilich bessere, französische Theater besucht. Gegen Ende des 18. Jhd. wird darüber geklagt, daß die den französischen Gouvernanten überlassenen Mädchen in ihrer Bildung sehr vernachlässigt seien, französisch parlieren sei die Hauptsache; das sind aber wohl die Familien, die „sein“ sein wollen, nicht der solide Bürgerstand.

**) Die kleineren Einwanderergruppen, die ohne Bedeutung für das Sprachleben waren, haben wir übergangen.

sprache“, „hochdeutsch“, die gelernte Form, die farblos ist wie überall und über die gesprochene Form kaum Auskunft gibt, es sei denn, daß jemand in der Schreibung nicht allzu fest ist, „Fehler“ nach der Aussprache hin macht, etwa j und g nicht orthographisch zu scheiden versteht, oder daß er es zu gut machen will und um dem heimischen „mi(r)“ zu entgehen, „mich“ wohl auch an einer Stelle setzt, wo „mir“ richtig wäre, u. dgl.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts ist auch die Sprache der Hofkreise, soweit sie deutsch ist, „berlinisch“. Was zu dieser Anpassung geführt hat, ist nur im allgemeinen erkennbar: Die fränkische Hofsprache hatte sich halten können, solange die Berührung mit Franken noch lebendig war, solange neben ihr eine nicht-hochdeutsche Bürgersprache stand, die als fremde Sprache nicht auf sie einwirken konnte. Das war nun anders geworden. Das hochdeutsche Berlinische, das im 16. Jhd. noch im Werden war, hatte sich im 17. Jhd. gefestigt, und konnte auf die von einer Minderheit gesprochene Hofsprache Einfluß üben*), um so eher, als deren Tradition auch durch die neben und vor ihr gesprochenen fremden Sprachen, namentlich das Französische, das von den Tagen des Gr. Kurfürsten bis ans Ende des 18. Jhd. herrschte, unterbrochen oder wenigstens erschüttert war. Unter diesen Umständen war die fränkische Form nicht mehr stark genug, sich gesondert vom Deutsch der Umgebung zu erhalten, „Berlinisch“ wird nun auch die Form bei Hofe⁴²⁾.

Zugleich mit dem Vordringen der französischen Sprache als Hochsprache geht auch die deutsche schriftsprachliche Tradition ziemlich verloren **). Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große beherrschen sie nicht, daher sind ihre deutschen Schreiben voller Verstöße, Unsicherheiten, die sich aus dem Unterschied der gesprochenen Sprachform gegen die geschriebene ergeben. Das beginnt leise bei Friedrich III./I., der, schon in einer Zeit fremder Spracheinflüsse

*) Daß auch viele Regierungsbeamte omd. Herkunft waren, war schon angeführt.

***) Nicht natürlich in der Kanzlei, in der Schule. Hier sind die Stätten, wo sie fortgepflanzt wird. Man vergleiche aber einen Brief etwa Fr. Wilh. I. an Leopold v. Dessau mit eigenhändigen Schreiben seiner Ahnen im 16. Jhd. und wiederum mit einem Schreiben seiner Räte, die Schriftsprache können mußten.

aufgewachsen, gelegentlich, obwohl sehr viel weniger und seltener als Sohn und Enkel, in seinen deutschen Privatbriefen an seine Schwiegermutter, die Kurfürstin von Hannover, erkennen läßt, daß die Tradition, die bis in die Zeit des Gr. Kurfürsten noch fest stand *), gebrochen ist. In einem Briefe an die Kurfürstin von Hannover 1709 (Werner⁴⁸) S. 193) liest man z. B.: „ich continuiere noch alle abendt tobac zu rochen. . . und ist die Königin allezeit dahrbey. Sie steckt mit die feifen an und nimbt ein plesier in allen dehm, da ich plesier in finde.“ S. 195 die Pfeifen gestopt, 231, hobmann; 1703 es jehe wie es wolle, usw. Doch bleibt er, wie erwähnt, viel stärker noch in der alten Tradition als die folgenden Generationen. Wie stark diese noch wirkt, bemerkt man namentlich an seinen „falschen Umsetzungen“, Fehlern, die sich daraus ergeben, daß er die Sprachform, die nicht in die Schriftsprache gehört, meidet. Daher hat er vielfach falsches p: „faffen“ und „paffen, plangen **“), neben berlinischem „mir“ falsches „mich“ statt „mir“ (s. Kap. VI § 32, 2): „Indem Sie Mihr im schreiben rühmen“ d. i. mich als Brieffschreiber rühmen), „welche enderung mich sehr sensiebel ist“. Die zahlreichen „mich“ nach Präposition, wo wir Dativ erwarten, sind wohl z. T. anders zu erklären.

Wir müssen uns also Canig' Gedichte, die Wirtschaften bei Hofe in berlinischer Aussprache denken. Denn wohl war damals die Einheit der Schriftsprache erreicht, aber die Sprechsprache der verschiedenen deutschen Gebiete war noch überall bis in die höchsten und gebildetsten Schichten hinein stark mundartlich, hier also berlinisch. Das war das Gegebene, und bis ans Ende des 18. Jahrhunderts sieht man in diesen Formen nicht etwas Besonderes, sondern etwas Selbstverständliches. Die Markgräfin Wilhelmine von Baireuth hebt bei einem Zusammentreffen mit der Gemahlin Karls VI., 1742, die Schwierigkeit der Verständigung zwischen dem österreichischen Deutsch und dem eigenen bas-saxon, d. i.

*) Daß auch der früh verstorbene Karl Emil, Friedrichs älterer Bruder, schon in die berlinische Gruppe gehört, erwähnten wir S. 91.

**) Diese p kommen nicht auf Rechnung der Adressatin, die selbst meist pf schreibt.

Norddeutsch (berlinisch) hervor *). Sie wird wohl ähnlich gesprochen haben wie ihre Schwester Amalie, die zum jungen Zelter**), der ihr vorspielt, sagt: „Hör Er mal! Hör er man auf! Er kann ja nischt! da reden die Menschen von Genie! das ist ja nischt! Geh Er man zu Kirnbergern, der wird Ihm schon sagen, wo's Ihm sigt! denn was Er da macht, is alles nischt nuge!“

So erklärt es sich auch, daß die im 17. und 18. Jahrhundert verbreitete Mode der mundartlichen Gelegenheitsgedichte doch, soweit mir bekannt, kein berlinisches hervorbringt⁴³), denn das Berlinische war eben Alltagsprache, wurde nicht wie heute, neben einer andern Hochsprache, als mundartlich, andersartig empfunden⁴⁴). Der Hannoveraner, der Bremer usw. mögen plattdeutsche Scherzgedichte verfassen, weil für sie die plattdeutsche Heimatmundart neben der Hochsprache steht: Auf den Gedanken, in solchen Fällen zu „berlinern“, kann man nicht kommen. Was wir heute als „berlinisch“, als besonders fassen, ist damals die allgemeine Form, die in Berlin übliche Aussprache, wie man es höchstens gefaßt hätte. Größere Formen werden als Fehler moniert. Der Berliner wählt zum Scherz wohl noch das in der Umgegend lebende Platt, so etwa (S. 39) in dem Hochzeitsgedicht für den Kantor und Musiklehrer Krüger 1637 mit dem Schauplatz Stralau. Im 18. Jhd., im siebenjährigen Kriege, sucht man mit plattdeutschen „Ernsthaften und vertraulichen Bauerngesprächen“ 1758ff. für Friedrich II. Stimmung zu machen, die auch in Berlin ungeheuren Anklang fanden⁴⁵), oder man wirkt humoristisch als „Deutsch-Franzose“, den man ja in so vielen Exemplaren neben sich kannte. In die klassische Literatur ist er aus Lessings Berliner Erfahrungen durch

*) M. f. G. B. 1912, 62, mitgeteilt von W. Lippert nach Ws. Memoiren, Leipzig 1889, S. 579: (Sie bat Wilhelmine, die französisch begann, deutsch zu sprechen: Cet entretien ne fut pas long. Le dialecte autrichien et le bas-saxon sont si différents qu'à moins d'y être accoutumé on ne se comprend pas. C'est aussi ce qui nous arriva. Nous aurions préparé à rire à un tiers par les coq-à-l'âne que nous faisons, n'entendant que par-ci par-là un mot, qui nous faisoit deviner le reste. Wilhelmine übertreibt, um die Prinzessin und deren uns natürlich scheinenden Wunsch, deutsch zu sprechen, belachen zu können.

**) Carl Friedr. Zelter. Nach autobiogr. Manuscripten bearbeitet von W. Rintel. Berlin 1861. S. 120.

Riccaut de la Marlinière eingerückt. Auch Friedrich der Große scherzt mit Frederisdorf⁴⁷⁾ (die Briefe an diesen sind sonst in Fr.'s deutscher, sprachsprachlich gefärbter Schreibweise) als Deutsch-Franzose*).

Im Siebenjährigen Kriege spottet man
„Sie fordern uns du pain blanc, Mir kann sie gar nit verstan.
Pumpernique sie kann nit fress, Makt sie an die Brust so Smerz.“

Noch in Brandes' Komödie, Hans v. Zanow, der Landjunker in Berlin, 1786, wird zu komischen Zwecken Deutsch-Französisch, Jüdisch-Deutsch, Plattdeutsch herangezogen, aber die als komische Figur gezeichnete Berliner Wirtin spricht nicht „berlinisch“, sondern Schriftform. Erst Ende des 18. Jhd., als die Bewegungen, die auch nach Ausgleich der Sprache strebten, lebhafter wirksam wurden, begann man das Berlinische als Mundart zu fühlen, begann man, das Besondere der „Ausssprache“ zu beachten, der Allgemainsprache gegenüberzustellen.

Wir sind nun in Berlin in der Lage, über die schriftsprachliche Überlieferung hinweg im ganzen auch die gesprochene Form festzustellen: Grammatiker wie Bödiker, Frisch monieren gelegentlich berlinische Fehler oder erwähnen Besonderheiten der Märker, der Berliner. Hier knüpfen wir in Kap. VI mehrfach an. Reich fließen diese Quellen zu Ende der Regierung Friedr. des Großen.

Kaum weniger wichtig für die Erkenntnis aber sind die unorthographischen Schreiber, an erster Stelle Friedrich Wilhelm I.⁴⁸⁾ und Friedrich II.⁴⁷⁾ und neben ihnen manche kleineren Zeitgenossen. Friedrich Wilhelm I. wuchs am französischen Hofe Sophie Charlottes auf. Der Briefwechsel mit der Mutter³⁷⁾, mit der Großmutter in Hannover⁴⁸⁾ ist französisch. Welche Hemmungen der Prinz im Unterricht zu überwinden hatte, ist aus der Geschichte bekannt⁴⁹⁾. Aber weniger noch die mangelnde deutsche Jugendbildung

*) Z. B. der Schlußsatz eines Briefes Ende Juni 1754: Dann So ist ein Sänter in Neapoli . . . den Muß Man Stretbe, ob er sid Wil angagir vohr Künftig jar, denn der Monsieur Amador mirh nit gefal; und der andere Sol Sink wie ein enfel, und ich liebe was guhtes, Schlett mirh nit geffall. gotts bewahre ihr holtwolgebor und gebe Resundtheit und Krasten, auf Schlaß und sil andere Kute Sack!

**) Volk, Woff. Zeit. 5. II. 1907.

ist es vielleicht, die seine deutsche Schreibweise beeinflusst, als vielmehr wohl seine temperamentvolle Art, gepaart mit einem gewissen selbstherrischen Darübersehen, das ihn ja auch zu ganz beliebigen Kürzungen, Namensschreibungen greifen läßt: Sehr häufig bleibt ein Konsonant neben einem andern fort, besonders ch in der Gruppe cht (flit, pflit für pflicht). Seine Randbemerkungen blieben dennoch verständlich und wurden von dem künftigen Schreiber für den weiteren Gebrauch in die geforderte Form gebracht. — Seine Schreibweise ist nicht etwa bewusstes Berlinisch, er schreibt nur vielfach der Aussprache näher, als dies gewöhnlich ist, wie es ihm durch den Kopf schoß, in die Feder kam, daher auch durchaus nicht immer gleich, daher auffallender in den Marginalien als in dem in tiefer geistiger Arbeit erwachsenen Politischen Testament und dem Entwurf für das Generaldirektorium 1722 *). Zuweilen, im ganzen aber weit weniger häufig, als man erwarten sollte, und öfter bei Fr. Wilh. I. als bei Friedrich II., klingt auch franz-

*) Diesem ist der folgende Absatz als Beispiel für Fr. Ws. Schreibweise entnommen (Acta Borussia, Behördenorganisation III, S. 560, Schmöller, Krauske, Loewe, Alken vom Januar 1718 bis Januar 1723): Was die Manific. betrifft, sollen sie dahin arbeiten, das alle Manufacturen und Handwerk das noch nit im Lande ist, solche Leutte komen zu lahsen . . . sie sollen auch mit aller vigör arbeiten, das wollene Manufacturen und Ledertauereien in die Preußischen stette angeleget werden . . . sie sollen Bericht einfordern, wie viell jerl. in jede Provintz wolle gewonnen werde und die Sorte von dcr wolle . . . als dan sollen sie sich eingehben laßen von die Provinciall Comis. wie viell tuch Macher es sein, wie viell Kirsemacher, wie viell strumbwehber. . . also kan man recht rechnen: ein tuchmacher . . . verarbeitet 300 schwehr stein wolle, ein strumbmacher kan verarbeiten 10 schw. stein, ein zeugmacher 26 schwehre stein, ergo sein in der Kur Mark so viell wolarbeiters, die consumiren jerl. 18 000 stein fein wolle . . . also soll comis. gleich 7 neue Duchmachers in eine schlegte stadt setzen als stendell . . . ergo mus dieses colle. 100 strumbwehber ansetzen, da der König 3 a 5000 Thlr. gehenb mus zu anschaffung der stühle die den König zugehöhren sollen . . . Dieses hohe Colle. und Provinziall Comis. werden mir sagen, wier haben uns die finger abgeschrieben, aber haben auch hier und da leutte angesetzt aber nit viell, ist leider wahr, aber sie müssen es so machen, als was an tuchmachers fehlet, die müssen sie in Gerlitz, Lissa vor geldt werben; ein guhter geselle den kauffet man ein stuhl, den giebet man ein hiesige Meggen (d. i. Mädchen, Mädchen) zur Frau, Lagerhaus schießet wolle vor, strumbmacher ebenso aus Hamburg Schweitzer Frankfurt am Mein . . .

jösische Syntax nach. Solche Spuren haben wir natürlich un- beachtet gelassen. Die gelernte Form ist auch bei Fr. Wilh. ent- schieden fester, klingt oft deutlicher durch als in Friedrichs II. Jugendbriefen. Bei dem Vater ist es mehr temperamentvolle Unbekümmertheit, bei dem Sohne doch mehr Sprachfremdheit. Formen wie nit sind Friedrich Wilhelm I. aus der md. Schrift- sprache zugekommen, und diese herrscht vor als Grundlage in allen seinen flüchtigen oder weniger flüchtigen, mehr oder weniger temperamentvollen Schreiben.

Gelegentlich hören wir auch von anderer Seite etwas über die Sprechweise des Königs. So berichtet der braunschweigische Resi- dent in Berlin 1729, der König habe seinem Schwiegersohn, dem Markgrafen von Ansbach, bei der Hochzeitszeremonie des Zubett- bringens gesagt „Er mögte seiner Braut jeto einen Fuß geben (ist ein terminus der gemeinen Leute, dessen der König sich an Statt des Ruffes bedienen wollen)“. Das im familiär-gemütlichen Sprechen gebrauchte Fuß, das jetzt kaum als eigentl. berlinisch gilt, war lange in Berlin üblich, es ist eines der Wörter aus dem obs. Sprachschatz. Auch Luther braucht es. — Die Koseformen auf -ken sind den königlichen Kindern so geläufig, daß noch im Alter, 1773, die Prinzessin Amalie ihre braunschweigische Schwester ma chère Lottinequen, den Neffen Fritzquen nennt (F. j. b. u. p. G. 13, 384), wie Friedrich Wilhelm I. die Königin Sophie Doro- thea Fiecke nannte.

Die Briefe des Kronprinzen Friedrich bestätigen sprachlich, was wir den „Fehlern“ seines Vaters entnehmen können. Friedrich ist wenig gewöhnt, deutsch zu schreiben „Je ne suis pas fort en alle- mand“ *). Seine Schriftsprache ist französisch, und wenn der Brief- wechsel mit dem Vater deutsch geführt werden muß, so geht es ihm, wie jedem, dem die Schriftsprache nicht mechanisch geläufig ge- worden ist, es drängen sich Formen der gesprochenen Sprache hin- ein, die alle für seine berlinische Aussprache zeugen. Fr. will die übliche Schreibung brauchen, „Kopf“, wo er „Kopp“ spricht, „Geld“,

*) Vgl. Hermann, F. j. b. u. p. G. 31, 88 (nach de Catt, Tagebücher vom 28. 7. 1760): „Si nous en venons à une affaire je prêcherai d'exemple, j'emploierai ma rhétorique allemande pour animer mes officiers. Je ne suis pas fort en allemand, mais cela ira.“

wo er „Zelt“, „über“, wo er „iber“ sagt, das gelingt ihm auch häufig, aber gelegentlich setzt er auch falsch um, „schleppen“ für „schleppen“, „Geger“ für „Jäger“, gerade hierdurch seinen orthographischen Kampf mit der Schriftsprache erweisend. Als König schreibt Friedrich, wo eigenhändige Schreiben vorliegen, noch in derselben Richtung, aber viel gemäßigter, schriftsprachlicher, denn in der Regierungstätigkeit mußte ihm das geschriebene Deutsch doch mehr und mehr vertraut werden. Seine Briefe an Fredersdorf⁴⁷⁾ zeigen das gleiche Verhältnis im Vergleich mit den Jugendbriefen wie die sonstigen gelegentlichen Randbemerkungen u. dergl.

Wenn aber die beiden Könige — s. auch oben über Wilhelmine und Amalie — diese Formen sprachen, die wir natürlich auch in andern nicht-offiziellen, nicht-kanzlistischen Texten der Zeit finden, wenn auch aus durchsichtigen Gründen nicht so grob und häufig wie bei den Fürsten, so darf man auch hieraus schließen, was schon oben aus anderen Zeugnissen gewonnen war, daß sie der Umgangssprache der besten Kreise angehörten, daß diese berlinischen Formen damals in weitgehendem Maße die Sprechformen der dem Hofe nahestehenden Klasse waren, über die uns die Schriftsprache der gewandten Schreiber nicht hinwegtäuschen darf. Vor allem reihen sich alle diese Formen völlig in die Entwicklung des Berlinischen ein. Eine Erklärung wie Z. f. d. Wortforschung I, 216, daß Friedrichs gesprochenes Deutsch auf die Scheltreden seines Vaters, auf die Sprache der Bedienten und seiner Kadettenkompagnie zurückgeht, sieht Friedrichs Sprechform zu vereinzelt. Auch ein entferntes Familienmitglied des Hofes, wie der Schwiegersohn Friedrich Wilhelms I., der Markgraf v. Schwedt, schreibt an den Obersten v. Kochow, (F. z. b. u. p. G. 38, 133 ff.) in der gleichen Art („meiner schuldigsten Flich (Pflicht) gemes, auf des Königs Disch, mit dem Deufel, Ich glaube in Ewigkeit nicht, das er die Cavallery mit Kirgenen hosen zodelen (zotteln) lassen wil“). Kein Zweifel, daß das Hofsprache, Sprache der Gesellschaft ist. Noch der junge Heinrich von Kleist, aus märkischer Adelsfamilie, scheidet, wie seine Jugendbriefe zeigen, die Pronomina u. a. m. nicht ganz schriftsprachlich (vgl. den großen Reisebrief an Frau v. Massow vom 13. 3. 1793).

Um das Gesagte zu illustrieren, folgt hier eine kurze Zusammenstellung des Berlinischen im 18. Jhd., die den Niederschriften der genannten Fürsten entnommen ist. Kapitel VI wird diese Zeit im sprachgeschichtlichen Zusammenhang aus weiteren Quellen mit berücksichtigen. An dieser Stelle soll nur kurz gezeigt werden, daß die heutige berlinische Lautform damals die selbstverständlich in Berlin gesprochene Form der hd. Umgangssprache auch in den Kreisen war, in denen sie seitdem durch die hd. Gemeinform verdrängt ist.

Es sei vorangeschickt, daß die gröbere, stärker plattdeutsch gefärbte Richtung („ik, wat, det“) erst in jüngerer Zeit neu vorgebrungen ist und damals nicht die allgemeine berlinische Sprechform der guten Kreise war, die lautlich dem obs. Konsonantenstand näher geblieben war, daß also z. B. Friedrich Wilhelm I. zwar „Kopp (Kopf), Boom“, aber „ich, was, des“ sagte. Man sprach weiter „Ferd (fêat), Fennich“ mit f*) und bemüht sich häufig vergebens, diese f und die wirklichen hochdeutschen f (Feld) orthographisch zu scheiden, wie es doch verlangt wird: Felse (f. oben) schreibt Friedrich I., flicht (flit), flegen sind im 18. Jhd. häufige Formen. Neben „fyrten, geflastert“, schreibt F. W. I. gelegentlich falsch „pfeldt“ (Feld), „pfertig“, Fr. II. „flanzen“ aber „gleichpfals“. Aus Texten anderer Schreiber erwähnen wir ergänzend „Pfeiertage, gepflochten“, dagegen „Flaumen“. — Anlautend f, inlautend pp für hd. pf hatten wir oben für das Berlinische aufgestellt: „rappeltöppisch“ Fr. I., Fr. W. I., „kop“ Kopf, „schröpen schrepen“ schröpfen, „stopet“ (stopft) sind Briefen Friedrichs II. entnommen. Daß er gewöhnt ist, gesprochenes pp als pf zu schreiben, zeigt sich, wenn er den Namen „Röppen“ als „Röpfen“ wiedergibt; p nach m (Strump) „Strumbweber, Strumbwirker“ s. o. S. 101 Anm. Zwischen Vokalen sprach man nicht f, sondern w: „Wriwe, Grewin“ Fr. W. I.; „ölwe“ elf Fr. II.

Ähnliche Schwierigkeiten wie die Scheidung f: pf, f: w bietet demjenigen, der nur j spricht, die Scheidung j: g. Auch bei Fr. I. liest man gelegentlich „gung“ (jung), „bero jehrtes Schreiben; es jehe wie es wolle“ (Z. f. Ndfl. 1899⁴⁸); Fr. W. I.: „jahr zu gut

*) Eine Aussprache, die unter dem obs. Einfluß in ganz Norddeutschland üblich geworden ist.

(gar zu gut) 1721, jehen, Abjang, vorjangen Jahr“, Fr. II. bevorzugt umgekehrt, vielleicht durch frz. Orthographieeinfluß, g für j, er geht gelegentlich mit dem „Geger“ auf die „Gacht“, hat „gegager“ und sein gewöhnliches „höger“ steht für „höjer“ höher. Am Wortende, auch hier erkennen wir die Berliner, wird ch geschrieben, auch schon bei Friedrich I. „außschlach, einzuch, Braunschweich“; Fr. II. „herhoch, so fruch ich ihm, Zeuch, Zuchwinde“ (k, gk, oft bei Fr. W. I., sind dagegen Formen der md. Orthographie). Auch die uns geläufige Aussprache „Markt“ (Markt) bezeugt Frs. II. Schreibung für seine Zeit. Sie stammt aus dem Obersächsischen. -ken in der Diminutivendung s. o.: „Frikquen“.

Berlinsch d, hd. t: Fr. Wilh. I. hält gewisse Leute „vor schelm, Hundesfötter, Ignoranten, Venhasen (Bönhafen), Dach diebe (Lagediebe), unnütze Brohtfresser“ 1716. „wie wierts aber mit die Kur.Mer(fische) Manufa(ctur) sehn, wenn die Gerliger dächer wieder wohlweill werden?“ 1721. „Bedrigers, bedrigrerey, Dochter, deuer, daghe, drage, duhe (tue), dust“ (tust) und vieles andere mehr. Wichtig ist wieder Friedrichs II. falsche Schreibung: den Namen Drop schreibt er, gewöhnt umzusetzen, einige Male Trop.

Natürlich finden wir auch e für ei, o für au gelegentlich: Fr. I. hat sich in der Pestzeit 1709 gewöhnt, „alle abendt tobaczu rochen“. Fr. II. hat in Rheinsberg „obstböhme“ angepflanzt; „anjeko bin ich mit dem nachsetzen der Böhme . . beschäftigt“ teilt er dem Vater mit. Wenn diese Schreibung nicht allzu häufig ist, so erklärt sich das wohl daraus, daß man auch im Französischen gesprochenes o durch au bezeichnete. In Namen, Fremdwörtern wechseln o/au daher willkürlich Girau (Giro), Raßau, Raßo. — Nach niederdeutscher Art sprach man den Vokal vor rd (im Auslaut rt) noch lang, daher die häufigen Schreibungen „fohrt, wohrt, ohrt“, fort, Wort, Ort. —

Zum Schluß dieser Aufzählung ein paar Einzelformen: „Reggen“ schreibt Fr. W. I., „Mäggen“ ein Zeitgenosse, d. i. Mechen Mädchen. Bei anderen findet man „Pilsse“ Pilze (vgl. heutiges „Krense“ Kränze), „würkliche“, „leiten“ läuten. Entzundung (S. 49) findet sich bei Fr. W. I. häufiger (s. oben Venhasen), charakteristisch besonders in Namen.

Diese Lautformen künden, sei es in der einfachen Wiedergabe des Gesprochenen, sei es in der falschen Umsetzung „pfelbt, Geger“, die den Fehler macht, indem sie ihn vermeiden will, durchaus das typische Berlinisch, das wir auch nach Syntax und Wortschatz erkennen. Wir wählen einige charakteristische Präpositionen: „man k“ Fr. II.: „Sollten sich man k den Unteroffizieren welche so hervortun daß sie sich sehr distinguiren . . .“ Er wirft dem quacksalbernden Fredersdorf vor: „Lachmann brauchstu Darmant und werweis wie viehl andere Docters“. — Daneben „vor *)“ in der Bedeutung für und vor: „Ich bedanke mihr ganz unterthänigst vohr die Rantliste.“ „Ich bedanke mihr . . . vohr das geldt . . . vohr die Flügelmäner.“ Wenn Fr. I. schreibt, „14 Tage fähr das Begrebnuß“, so spüren wir wieder aus der falschen Umsetzung, wie er gesprochen hat. Weitere Beispiele zu den Präposition und ihrer Rektion s. Kap. VI. Nur die Konj. „ehr“ ehe, sei noch als gut berlinisch hier angeschlossen: „E. Ch. D. komme Ich zu sagen, daß mihr die Zeit lanf wirdt, ehr die Krohn-Princes anhero komt“, 1706 Fr. I.; „eher ich nach Stralsund marschieret bin“ Fr. W. I., 1732; Fr. II. befiehlt 1748 in einer Marginalnote, etwas müsse erledigt sein, „ehr W. nach Berlin kömt“.

Als das Schiboleth des Berlinischen gilt „mir“ im Dativ und Akkusativ. Es ist die bei Fr. W. I. und Fr. II. vorherrschende Form. (Zur Geschichte und Erklärung s. Kap. VI § 32): „Berichte meinen allergnädigsten Wahter . . . das der Baron von Zeit von Baireit *) hier gekommen und mihr einen Brief vom jungen Margraven mit bracht wohrselbst er mihr zum gefater bei die Tochter hat, da meine Schwester mit nidergekommen“ „ frage meinen allergnädigsten Wahter allerunterthänigst an, wie ich mihr dabei zu verhalten habe“ usw. (Friedrich II.) Daß „mir“ bei Friedrich überwiegt, ist um so auffallender, als ja die Schriftsprache der Zeit den Wechsel von „mir“ und „mich“ durchaus beherrscht, als ferner das Streben, das Schriftsprachliche „mich“ einzusetzen, sonst, wie bei Fr. I. u. E. der Fall, oft gerade falsche „mich“ häuft. Übrigens beobachtet man auch bei Fr. W. I. „mir“

*) Die Wortform ist hd. (nd, vdr), der Gebrauch war md. wie nd. der gleiche, s. Kap. VI § 38.

**) Baireuth.

als die weitaus häufigere Form: „Wer mir beißt, dem beiße wieder.“

Auch sonst ist im Berlinischen das Gefühl für Scheidung von Dativ und Akkusativ vielfach ins Schwanken geraten. S. dazu Kap. VI § 28, 32, hier interessieren uns nur wenige Beispiele: „wen ich ein Officier was befehle“, schreibt Fr. W. I., „so werde obediret, aber die verfluchte Blagkscheißers*) wollen was voraus haben . . .“; Kronprinz Friedrich schreibt z. B.: „. . . habe mihr sehr verwundert zu hören, daß Mein . . . Bahter wehre bestohlen worden von den Castelan“. — (die Frau hat) „ihren eigenen Kinde die Gurgel durch geschniten“. „. . . wir haben hier von die schönen Tage profitieret — . . . ich habe die öster (Mustern) an meiner Frau gegeben. — „. . . gehe wieder nach die Schweizer Döferer und werde mit die beständige Gefälle bald fertig seindt“. — „. . . er ist nachs Mecklenburgische gegangen“. Das klingt ähnlich wie der grammatische Kampf, den unsere Schulkinder führen. Es sind aber z. T. nicht Entgleisungen in dem zuerst erwähnten Sinne, sondern gerade auch im Mitteldeutschen (nicht in der Schriftsprache, aber in der mehr dialektischen Färbung, auf die wir bei Entstehung des Berlinischen zurückgriffen) verbreitete Konstruktionen, so daß man auch in den Grammatiken der Zeit z. B. über, bei, nach mit dem Akkusativ angeführt findet. Und selbst wenn diese vor dem Gebrauch warnen (doch erkennen z. B. Bödiker, Heynaß „bei“, Gottsched „nach“ mit Akkusativ an), so ergibt sich auch schon aus solchen Warnungen, daß es sich, wie auch die sonstige weniger offizielle Literatur zeigt, um weitergreifende, syntaktisch begründete Bildungen handelte. Bei den Hohenzollern wird man im Gebrauch nach Präposition, auch im sonstigen Zusammenhang von Dativ und Akkusativ vielleicht mit an französische Einflüsse denken, aber vieles ist doch aus dem deutschen Zeitgebrauch, (vor allem aus dem Wandel m/n, der Unsicherheit schuf, vgl. die Beispiele Kap. VI § 28), zu erklären.

In mehreren der oben gegebenen Beispiele („die verfluchte Blagkscheißers“) steht die starke Objektivform im Nom., Akk. Plur. nach dem bestimmten Artikel, eine ursprünglich md. verbreitete

*) D. s. die Beamten.

Konstruktion, die wir nur als zusammenklingend mit der heutigen Mundart verzeichnen. — Beliebte sind Umschreibungen des Genitivs: „Ellert Seinen Raht werde ich folgen“, „der Astrua ihr Contractt“, „mit den Gen(eral) Leu(tnant) Stille sein befehl“. Aus zeitgenössischen Texten: „Des Königs sein Geburtstag“, aber auch schon in jüngerer Konstruktion „dem Hoffrath Cochius sein Sohn“, „den Kaufmann L. seine Frau“. Sie sind so gut hochdeutsch wie niederdeutsch (Kap. VI § 28, 1). — Schließlich noch ein paar einzelne Sätze: „. . . es ist derselbe, da einmal die Husaren nach seindt geschicket gewesen“ (Fr. II.) mit charakteristischer Relativfügung („da . . . nach“ für „hinter dem, nach dem“) und Bildung und Stellung des Hilfsverbs. „da kriegt mir keiner dazu“ (Fr. W. I. 1721). „wann die Zeichnung wirdt fertig Seind“ (Fr. II.). „seind“ ist übrigens die mitteld. obs. Form der Zeit für „sein“ und „sind“, die sich berlin. noch im 19. Jhd. findet.

Auch manche alte Wortform ist geblieben: „man“ nur (Eine Änderung des bestimmten Weges würde) „man hauffen desorder machen“ (Fr. I.); „bleibe du man immer ein“ (zu Hause) (Fr. II.). „. . . sie fanget sich auch al (schon) an darin zu finden“. „. . . Ich werde . . . den Fändrich . . . nach berlin schiken und zusehen ob wahr (etwa) noch ein Mittel ist“. ümmer immer, sticht steckt, verstoehen versteckt usw. Fr. Ws. I. braucht gelegentlich ein Wort wie „reibe“, d. i. nd. „rive“ (reichlich). —

Wir erkennen in allen diesen Formen das Berlinische deutlich. Stärker als heute ist das pd. Gut im Wortschatz noch hervorgetreten, wenn man vielleicht auch annehmen muß, daß die derbe Art Fr. Ws. I. gerade solche Ausdrücke bevorzugt. Doch ist der Bestand an verhochdeutschen Wörtern nd. Herkunft bis ins 19. Jhd. hinein noch bedeutend. Daß er auch heute nicht klein ist, zeigt Kapitel V, S. 153. — Einige Redensarten, wie sie bei Fr. W. I. und Fr. II. vorkommen, ein ganz kleiner Ausschnitt, mögen das Bild abschließen.

Fr. Wilh. I.: (eine Zusammenstellung des Wortschatzes s. bei Hummrich, a. a. D.⁴⁶), S. 57 ff.) „Erzstäckfader (von seinen Beamten), Stäckfackereien, Confustrat, schreibertrop, Blackscheyßer Blackschiffer (nd. Blackschiter) („weil Ihre Kgl. H. mit denen vielfältigen Blackscheyßereyen nicht mehr incomodieret sein wollen“,

schreibt auch der Prinz v. Schwedt [F. j. b. u. p. S. 38] 1735 an den Obersten von Rochow.) ist kein Kasendreck an dem Gelde ist ein Dreck gelegen. Die Regierung soll an der Schwedischen schreiben, ergo sollten sie das abstellen, oder sie würden mir berichten, also würde der tanz ausgehen um die Braut die uns lieb ist 1723. so doll ist es sein dahge nicht gewessen; versoffen; verquaquellen (= verquackeln, unnütz vertun); verzehlen (erzählen); fieden (fieten); kopwehtage; so will ich sie lernen (d. i. lehren, S. 160); oll alt, schlecht; conjonieren usw.; Fuß siehe oben. Fr. II.: (meist aus den Briefen an Frederksdorf): in der Suppe sein (im Unglück, in Verlegenheit) — vergnügt wie ein Dhrwurm — die Dhren steif halten — abgebrannt (verarmt) sein — aptequerrechnungen (hohe Rechnungen). Den nd. Anteil am berlinischen Wortschatz zeigen bei Fr. II. j. B. Formeln wie: Das ist mir nicht mit, einduhnt, ledig in der Bedeutung leer, mein Tage (s. o. sein dahge) mein Lebtag, Teufels Krop, pote (scherzhaft will er dem Pagen die „forderpoten“ zusammenbinden).

Das 18. Jahrhundert, an dessen Anfang Leibniz wirkt, sah den geistigen Aufstieg des deutschen Bürgertums, auch in Berlin. Hatte die Wissenschaft unter Friedrich I. durch die Gründung der Societät der Wissenschaften in Berlin eine Stätte gewonnen, an der der Landesherr Anteil nahm, so war sie unter Friedrich Wilhelm I. wieder auf sich selbst gewiesen. Dagegen aber war durch ihn der Wohlstand des Landes begründet, die Voraussetzung auch für den geistigen Aufschwung, die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft, der mit verfeinerten Lebensansprüchen zur Notwendigkeit wurde. Unter Friedrich II. lebte die Akademie wieder auf, aber unter starkem französischen Anteil. Die Drucksprache der Akademieveröffentlichungen ist zwar nicht mehr lateinisch, aber sie ist französisch. Für Lessing, Winkelmann war bekanntlich in Berlin kein Plag, und doch ist das geistige Leben in der scharfen Berliner Luft damals schon ein solches, daß wir uns die Entwicklung des jungen Lessing nur hier denken können.

Nicht nur äußerlich sah das Stadtbild Berlins 1740 sehr verschieden aus von dem Bilde 1640. Es war seitdem um die Doro-

theenstadt, die Friedrichstadt gewachsen, hatte hervorragende Bauten gewonnen, wir nannten vorher schon das Zeughaus, den Umbau des Schlosses, das Denkmal des Großen Kurfürsten, dem Lessing ein Sinngedicht widmete; an Zahl hatte die Bevölkerung stark zugenommen, namentlich durch Einwanderung, die niederländische, die französische. Man hat früher, wie oben ausgeführt, die Bedeutung der Immigranten für die Entwicklung des Berliner Charakters überschätzt: Sicher haben sie aber an der Verfeinerung der Bildung, der Lebensart, der Lebensführung und Ansprüche einen Anteil gehabt, zumal gleichzeitig die Prunkentfaltung, das reichere, liberale Leben, die Eingliederung von Kunst und Wissenschaft in das höfische und städtische Leben, wie der Berliner sie mit dem Hofe Friedrichs I. und Sophie Charlottes miterlebte, neue Lebensgrundlagen geschaffen hatten.

Friedrich II. war in langen Kriegen fern von Berlin, sein Geschmack an französischer Literatur gebildet. Lessing hatte gewiß Grund auf das „französierte Berlin *)“ zu grollen; aber wer die geistige Entwicklung Preußens im 18. Jahrhundert beobachtet, der sieht, wie sehr dennoch allein schon Friedrichs Persönlichkeit, sein Schaffen hier fördernd gewirkt hat, das preußische Gefühl, das seine Taten erwecken; denn das Bewußtsein der Größe der Zeit und des Herrschers war vorhanden. Man sucht, um bei unsern sprachlichen Zielen zu bleiben, nach deutschen Äußerungen des Königs, man hebt immer wieder beglückt hervor, daß Friedrich in Edikten betont, daß Deutsch getrieben werden müsse, man weist immer wieder auf die bekannten Unterredungen mit Gottsched, mit Gellert, und zieht aus ihnen so viel Tröstliches wie möglich heraus, man hebt sein Verlangen hervor, daß die jungen Prinzen ihre Muttersprache recht lernen. „Was ist rühmlicher für einen Deutschen als rein deutsch sprechen und schreiben“, hatte er 1785 an Heynag im Dankbrief für dessen „Anweisung zur Deutschen Sprache“ geschrieben (Œuvres XXVII, III Nr. XXI). Denn die deutsche Literatur, die Entfaltung der Wissenschaft, die er erhofft und vorausspricht **, verlangt eine geformte, gepflegte, geregelte Sprache ***)

*) Briefe vom 25. 8. 69 und 21. 12. 67.

**) De la lit. allem. Berlin 1780, S. 79 u. 8.

***) Ebenda S. 5.

als Vorbedingung. — Sehen wir so einerseits die Schulgrammatik durch ihn ermutigt, so will man andererseits dem Zeitalter Friedrichs auch eine besondere Bedeutung in der Entwicklung oder wenigstens dem Ausdruck der charakteristisch berlinischen Geistesrichtung zuschreiben*). Nach der schon oben wiedergegebenen Äußerung Erich Schmidts (S. 13) wäre es Friedrich gewesen, der „dem eigentlichen Berlinismus die Zunge löste“: „Damals“ fährt Schmidt fort, „waren die Männer jung, die sich später als Hauptvertreter des literarischen Berlinertums im 18. Jahrhundert vorstellen, . . . in derselben Zeit, wo der König in philosophischen Symposien schwelgte, ist eine mäßigere Popularphilosophie den Bürgerhäusern genahet, die norddeutsche Kritik in der Literatur festhaft geworden. Man stiftete Clubs . . . eine aufgeklärte Mittelpartei erstand, der verwegene Menschenschlag begann sich zu rühren, den nach großen politischen und geistigen Umwälzungen Goethe mit einer gewissen Scheu an der Spree daheim sah . . .“

Wir haben unsere Beispiele der in Berlin gesprochenen Form vornehmlich der Sprache der gesellschaftlich führenden Klasse entnommen, z. T. auch aus dem äußeren Grunde, weil hier das Material am bequemsten zur Hand liegt. In den eigentlich literarischen Kreisen Berlins ist man im allgemeinen gerade auf ein gutes Brandenburger Schriftdeutsch, das man dem sächsischen gleichstellt, stolz⁵⁰⁾ und vermeidet beim Schreiben Fehler, wie wir bei jenen feststellten. Zugleich ist aber auch gerade die höchstgestellte Klasse besonders beweiskräftig für die Allgemeinheit der berlinischen Sprechsprache. An sich ist diese lokale Sprechform in der Gesellschaft Berlins auch durchaus das zu erwartende. Zu jener Zeit war eben ein Ausgleich nur in der geschriebenen, nicht in der gesprochenen Sprache erreicht, man vergleiche nur die in Anm. 50 angeführte Stelle aus den Literaturbriefen sowie die Bemerkung Premontvals an die Nicolai dort anknüpft, daß ein Wörterbuch im Deutschen unmöglich sei „unter so vielen Dialekten, die alle ein

*) Wie es freilich mit der oft gerühmten Freiheit der Zeitungen stand, hat A. Buchholz, Die Vossische Zeitung, gezeigt. Dennoch schätzte der König ein freimütiges Wort.

gleiches Recht dazu haben, und wie weitläufig müßte es nicht sein, um alle die verschiedenen Dialekte einzuschließen. Daher müßte man und muß man noch in der Unbestimmtheit taumeln“. Nicht jene Schriftsprache interessiert uns für unsere Betrachtungen, sondern die Sprechsprache. Vervollständigt wird das oben gewonnene Bild für die weiteren Kreise durch theoretische Äußerungen: K. Ph. Moritz, Konrektor am Grauen Kloster zu Berlin, ein geborener Hannoveraner, mit dem Schriftdeutsch des Westniederdeutschen, der sich vergebens bemüht, seinen Berliner Schülern das s-p, s-t beizubringen *), dessen Kampf gegen das Berlinische uns noch mehrfach ausgezeichneten Einblick in die Sprechform dieser Zeit liefern wird, gibt in den Briefen „Über den märkischen ***) Dialekt“, Berlin 1781 (S. 4ff.) an, daß Formen wie ohch, lohffen, lehd, ich wehß nicht, hehß, die schriftsprachlich gemieden werden, doch hier gesprochen werden: „Dies gilt nicht allein vom Pöbel, sondern selbst von dem gebildeten Teil der Nation“ — jedoch nur in der Umgangssprache. „Bei einer öffentlichen Rede aber wird sich doch ein jeder hüten, dergleichen Fehler zu begehen, warum sollte man sich denn nicht eine Weile auch eben diesen Zwang in der gesellschaftlichen Unterredung antun, bis man sich nach und nach dazu gewöhnte, so zu reden wie man schreibt? Wenn dieses der gebildete Teil der Nation zuerst täte, so würde der Trieb zur Nachahmung bei den übrigen bald erwachen, und die Feinheit und Richtigkeit im Ausdruck würde sich aus den Vorzimmern der Großen bald in die Werkstätten der Künstler und von da in der Folge vielleicht bis zum Handwerker verbreiten. Daß aber wenigstens der verfeinerte Teil der Nation den mündlichen Ausdruck seiner Schreibart so nahe wie möglich zu bringen sucht, ist höchst notwendig, wenn unsre Sprache jemals für das verwöhnte Ohr des Ausländers nicht mehr beleidigend sein soll“. Die gebildeten Berliner selbst erklären „kohffen, hehß“ als „fehlerhaft“. „Um desto mehr aber ist es zu verwundern, daß in der Markt

*) Über den märkischen Dialekt, S. 24.

**) Moritz spricht vom „Märkischen“ und in der Tat hatten wir in Brandenburg, Potsdam, Spandau eine entsprechende, nur stärker niederdeutsch beeinflusste, Form. Tatsächlich aber beruhen Ms. Beobachtungen allein auf Berliner Verhältnissen, sodasß wir ihn für Berlin als Zeugen nehmen dürfen.

und insbesondere hier in der Hauptstadt nicht mehr auf Nichtigkeit im Sprechen gehalten wird, und daß es auch in diesem Falle bei so vielen heißt: *Meliora video proboque, deteriora sequor*“ (ähnlich S. 17).

Deutlich geht hieraus hervor, daß die allgemeine familiäre Umgangssprache 1781 in allen, auch den gebildeten Schichten „berlinisch“ ist, obwohl diese imstande sind, im offiziellen Gebrauch schriftdeutsch zu sprechen (übrigens bleibt j für g). Doch ist das Berlinische dieser Kreise naturgemäß vielfach verschieden von dem der unteren. Zahlreiche Abstufungen wie in jeder Stadt haben wir auch in Berlin anzunehmen:

Im 16. Jhd. war es die Oberklasse, die zuerst das Hd. obf. einführte, während die Unterklasse länger am Niederdeutschen festgehalten haben dürfte. Dazwischen die Bürgerschichten, die sich in psychologisch verständlichem Streben mehr und mehr der oberen Sprechform zuwenden, doch in verschiedenen Abstufungen mit der pd. Gruppe stärker oder schwächer zusammenhängen. Im Laufe der Jahrhunderte aber haben diese sich immer mehr an die herrschende Sprachform angeschlossen, nur daß selbstverständlich durch längeres Festhalten am Plattdeutschen, durch engere Verbindung mit der Landbevölkerung, der sie vielfach entstammen, durch ihre Sprache plattdeutsche Reste stärker durchklingen. Daß im 17. Jhd. noch eine weit bedeutendere Zahl von pd. Wörtern, als wir sie heute besitzen, dem Berlinischen angehört, war mehrfach betont. S. dazu namentlich auch noch Kap. V Seite 153 ff. Sehr viel stärker noch ist dieser Anteil des Niederdeutschen, namentlich im Wortschatz bei den unteren Klassen, nicht bloß für Gegenstände des täglichen Lebens, auch für viele andere Wörter, die die Sprache durchziehen, wie z. B. Heynaß⁶¹⁾ 1773 „sejjen“, die nd. Form, für „sazen“ sagen, in der Unterklasse angibt, was nicht eigentlich zur Aussprache, sondern zum Wortschatz zu rechnen ist. In den intellektuellen Kreisen wird dann aber im 18. Jhd. in einer Zeit, in der die Kritik an dem obf. Vorbilde schon stark eingesetzt hatte, zweifellos das allgemeine Streben um eine reine Sprechsprache merkbar, in einer wohl stärker schriftdeutsch gefärbten Form, die unter dem Einfluß nichtberlinischer Lehrer in der Schule gepflegt wurde. Moritz bestätigte

uns (oben S. 112), daß man in diesen Kreisen eine in bezug auf Syntax und Wortschatz stärker schriftdeutsch gefärbte Form als Hochsprache (für den Hof war die Hochsprache französisch) von der familiären Umgangssprache schied, vielleicht in der Weise, wie sich in anderen norddeutschen Städten damals hd. und nd. trennten, das ja dort bis in späte Zeit Familiensprache blieb, oder eher noch wie Schriftsprache und Mundart in Süddeutschland noch z. T. jetzt nur graduell geschieden sind, eine Scheidung, die immer wieder leicht aufgehoben werden konnte. Dagegen galt die berlinische Aussprache noch lange allgemein auch in den gebildeten Klassen. Zahlreiche Zwischenstufen vermittelten zwischen ihnen und der untersten Gruppe, die, wie Heynat in dem erwähnten Handbuch (Berlin 1773, 3. Aufl. 1779, S. 83) bezeugt, in stärkerem Maße „plattdeutsche Wörter unter das Hochdeutsche zu mischen pflegt.“ Das offene Land begann vor den Toren Berlins, ja Gädikes Lexikon von Berlin verzeichnet in Berlin 1802: 180, 1805: 105 Ackerbürger*), „so nennt man hier diejenigen Einwohner, welche Feldwirtschaft und Ackerbau treiben“. Guskow (geb. 1811) berichtet, daß in seiner Kindheit die Dörfer mit Strohdächern wie in der Altmark oder Prignitz, in denen natürlich nur plattdeutsch galt, bis an die Tore Berlins reichten.^{51a)} Die Berliner Bevölkerung erhielt von hier aus immer neuen Zugzug. Sie aber durchsetzten auch die Stadtsprache natürlich stark mit pd. Wörtern. So stuft Anfang des 19. Jhd. Jul. v. Voß charakteristisch in den „Damenschuhen im Theater“ ab: der aus Strausberg stammende Berliner Ausspannwirt, spätere Labagiebesitzer, spricht ein stärker pd. anklingendes Berlinisch als seine Töchter oder deren Freier. Auch in seinem „Stralauer Fischzug“ beobachten wir die Unterscheidung, hier kommt der „Tante aus dem Fleischscharrn“, der Schlächterfrau, das eigentliche Berlinisch zu (die Stralauer Fischer sprechen natürlich plattdeutsch). Hausierende Händler aus der Umgegend rufen ihre Waren plattdeutsch aus: „Radieschen, Bücklinge! kommt ji ruht“ (um zu kaufen)! (1808). — Noch in Trachfels Glossar (1873) sind die als „charlottenburgisch“ besonders

*) Noch H. Mall-Kutenberg, Das alte Berlin, kennt Mitte des 19. Jhd. Berliner Ackerbürger, die ihr Land vor den Toren haben.

gekennzeichneten Wörter meist plattdeutscher Herkunft, obwohl Charlottenburg als Berliner Sommerfrische seit dem 18. Jahrhundert eine Rolle spielte*).

Im Laufe des 18. Jahrhunderts war die Sprachentwicklung auf neuen Wegen weitergeschritten. In der Geschichte der deutschen Sprachwissenschaft bezeichnet das 16. Jahrhundert den Beginn der grammatischen Aufzeichnung, das allmähliche Entstehen und Bewußtwerden einer Schriftsprache, das 17. Jahrhundert legt die Normen fest. Wir erinnern an die große grundlegende Grammatik von Schottel (1663), an die Bemühungen der zu Unrecht bespöttelten Fruchtbringenden Gesellschaft. Aus diesem Jahrhundert stammen auch die Berliner Grammatiken: Pudor, Der Deutschen Sprache Grundrichtigkeit und Zierlichkeit 1672, Pölmanns seltsame Betrachtungen grammatischer und etymologischer Art, vor allem aber die weitverbreiteten „Grund-Sätze der Deutschen Sprache im Reden und Schreiben“ von Joh. Boddiker 1690. Das 18. Jahrhundert endlich weist an seinem Ausgang strenger aus der Vielheit mundartlicher Formen zur Einheit der neu-hochdeutschen Schriftsprache auch als Sprechsprache. Herder verlangt 1788**), daß die „reinere Büchersprache immer mehr die Sprache der feineren Gesellschaften und jedes öffentlichen Vortrages“ werde, wovon sie noch weit entfernt sei. Die moralischen Zeitschriften, die damals modern sind, die theoretischen Äußerungen der Schriftsteller und Gelehrten aus allen Teilen Deutschlands kritisieren oder bespötteln mundartliche Auswüchse in Aussprache und Wortschatz des Obersächsischen selbst⁵²). Mit dem wachsenden Bewußtsein für die Hochsprache beginnt man im 18. Jhd. aber auch überall, sich theoretisch für die Mundart zu interessieren. Das ist jetzt möglich, weil die Hochsprache gefestigt genug ist, um die Spanne zwischen ihr und der Mundart

*) Gädike a. a. D. (1806) berichtet, daß sich in diesem Städtchen die Bewohner (außer von den berlinischen Sommerfrischlern) von Ackerbau und Viehzucht nähren.

**) Idee zum ersten patriot. Institut f. d. Allgemeingeist Deutschlands (Sämtl. Werke 16, 605).

deutlich erscheinen zu lassen. Auch in der „Berlinischen Monatschrift“ 1783 behandelt man märktisches Platt, aber bedeutsamer ist es für uns, daß sich damals auch in Berlin selbst für das Berlinische der Begriff des Mundartlichen einstellt.

Solange die berlinische Sprechform die allgemeine war, solange die Aussprache des Schriftdeutschen innerhalb Deutschlands so wenig ausgeglichen war, daß jede Gegend ihre individuelle Aussprache in sehr viel stärkerem Maße als heute wahrte (warum also nicht Berlin so gut wie Wien oder Köln?), — denn nur eine besondere Aussprache glaubte man hier zu hören —, solange die gröbere Abweichung vom Schriftdeutschen wie bisher einfach als Sprachfehler bewertet wurde, solange konnte das Gefühl des berlinischen Eigenwertes, als eigener Form neben der Hochsprache, natürlich nicht aufkommen. Erst wenn die Bemühungen der Grammatiker, die Ausgleichsbewegungen der Zeit ihre volle Wirkung zeigten, wenn die gebildete Schicht hier wie überall ein immer reineres Hochdeutsch anstrebte, von dem sich das Berlinische merklich abhob, nicht als fehlerhaft, sondern als in sich berechtigte Volkssprache, kann man es als selbständig erfassen. Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große wendeten die Sprechform, die heute als „berlinisch“ gilt, als die ihnen eigene deutsche Sprache an; an Friedrich Wilhelms III. Hofe aber belustigt man sich an den Angelsächsen Typen*), Friedrich Wilhelm IV. wie Kaiser Friedrich III. sprechen Berlinisch zum Scherz.

Aus dieser Zeit, dem Ende des 18. Jhd., stammen Moritz' Versuche, das Berlinische zu bekämpfen. Aus dieser Zeit auch viele andere energische Vorstöße. Heynag in seiner Sprachlehre⁶¹⁾ 1770 tadelt z. B. Seite 35: Für „Kopf“ „Kopp“ zu sagen ist noch schlechter als wenn man „Fand Ferd Rumpf“ für „Pfand Pferd Rumpf“ spricht. Stosch schreibt 1778, Berlin, Monatschrift 3, 466 ff. einen Aufsatz über die Frage: „Kann die Regel Schreib wie du sprichst im Hochdeutschen gelten?“ Das ist unmöglich für eine Sprache, die man nicht von

*) Der Kronprinz, zu spät kommend, entschuldigt sich mit den Worten „Na dadrum keene Feindschaft nich“, worauf Friedrich Wilhelm III. antwortet „Ach Friße, du kennst mit doch“ so berichtet Fontane („Die Märker und das Berlinertum“). Gef. W. II, 9, S. 310.

den „Müttern oder Wärterinnen, sondern aus den Büchern richtig sprechen lernt“. Für uns Märker kann nur eine andere Regel gelten: die Regel „der Alten“, man solle sprechen, wie man geschrieben fände, „und diese Regel ist in der Tat der ganze Grund, worauf die gute und richtige Aussprache des Hochdeutschen beruhet, welche wir nicht anders als aus der Rechtschreibung lernen können.“ „Weil wir also im Hochdeutschen durch die Schrift nicht sowohl diejenigen Laute vorstellen, welche wir nach unserer Mundart auszusprechen pflegen als vielmehr diejenigen, welche ein anderer, der die Schrift liest, aussprechen soll, so dünkt mich, man könne füglich die Regel umkehren und sagen: Sprich wie es geschrieben ist und nach der Rechtschreibung geschrieben werden muß.“ Gleichviel ob Stosch, indem er für eine Berliner Zeitschrift schrieb, an das Berlinische oder an das ihm naheliegende Märkische dachte, seine Regel gilt jedenfalls auch für Berlin. Sie zeigt, in welcher Richtung man in den gebildeten Kreisen arbeitete, um das Mundartliche aufzugeben. Die gelehrten Zeitschriften beschäftigten sich mit der Frage. Eine außerordentlich lebhaft schulgrammatische Tätigkeit ist um diese Zeit bemerkbar*). Damals finden wir auch die erste ausführliche „Brandmarkung“ des Berlinischen, in einem Aufsatz der Gedte und Biesterfchen Berlin. Monatschrift IV, 1, Seite 81 ff. (1784), im Zusammenhange einer Artikelserie „Über Berlin. Von einem Fremden“, die sich durch mehrere Nummern seit 1783 hinzieht. Hier heißt es: „Das Deutsch, das man hier spricht, ist in Absicht des ganzen Stils, des Periodenbaus und der gebrauchten einzelnen Wörter sehr richtig und nähert sich dem Ausdruck in den besten deutschen Büchern. Nur die Aussprache hat einige unangenehme Fehler, die doch bei früherer Angewöhnung und größerer Aufmerksamkeit leicht ganz zu verbannen wären. So aber hören Sie hier noch immer aus dem schönsten, und oft selbst aus dem gelehrtesten, Munde losen statt laufen, sinn statt sein (être) usw. Ich weiß nicht, ist's Affectation oder häufiger Fehler an den Sprachorganen, daß hier so viel gescharrt und gegurgelt**)

*) Wir nennen nur Namen wie Heynaß, Wippel, Moritz, Biester, Gedtke, Stosch, etwas später Heinsius.

***) Gemeint ist wohl neben dem Zäpfchen: die Aussprache des g (z) wie in Dgen, Wagen.

wird und manche Buchstaben, vorzüglich das r, höchst unrein tönen. Auch dünkt mich bei den Frauenzimmern und den noch unter Frauenzimmern stehenden jüngeren Knaben dies vornehmlich bemerkt zu haben, und also könnte es allerdings wohl gar geglaubte Schönheit sein. Sonst ist die Aussprache hier scharf, deutlich, weder verschluckend noch abbrechend und im ganzen nicht unangenehm. Daß man sie selbst hier für etwas Eigentümliches hält, sehe ich daraus, wie ich schon in den hiesigen Zeitungen bei Steckbriefen gefunden habe, daß eines der angegebenen Merkmale des entsprungenen Diebes war: hat eine berlinische Aussprache. Jedem Konsonanten geschieht hier sein Recht, d und t, b und p wird nicht verwechselt, man singt und heult und bellt und zieht nicht, und vorzüglich, wie gesagt, artikuliert man sehr wohl und dabei doch sehr schnell*). Aber Fehler gegen die Grammatik, im Gebrauch des Kasus findet man hier wie in ganz Niederdeutschland aufs häufigste. Alle Unstudierte, alle Frauenzimmer und, wie jedes Übel ansteckt**), auch schon sehr viele Gelehrte verstoßen beständig hierin gegen die simpelsten und leichtesten Regeln. Die Sache geht so weit, daß jeder Fremder es zu rügen pflegt und die Frauenzimmer es also sehr wohl wissen. So weit, daß Lessing, als ihn einst eine Berlinerin fragte, wie sie es denn zu machen habe, um richtiger deutsch zu reden? antwortete: Madam, davon giebt es eine sehr einfache Regel: Sagen Sie beständig mich, wo Sie ist mir zu sagen pflegen, und umgekehrt immer mit statt mich, so werden Sie gewiß keinen Fehler machen. Ich wünsche zur Ehre des hiesigen schönen Geschlechts, daß sie diese Regel befolgten, denn wahr ist sie und zugleich viel faßlicher als Moritzens dicke Deutsche Sprachlehre für Damen. (Hier zu Lande nennt man nämlich jedes Frauenzimmer eine Dame.) Eigentlich aber wünsche ich, daß jeder angesehene Mann hier sorgfältiger und vorsichtiger sein Deutsch redete, damit die Damen durch Gewohnheit lernten, welches wohl für sie der beste Weg zu lernen sein mag. — Anstößige Provinzialismen statt guter gebräuchlicher Wörter gibt es hier nicht

*) Die schnelle Sprache des Berliners fällt auch heute dem Nichtberliner auf.

**) Die Sachlage ist natürlich umgekehrt. Es handelt sich nicht um Weiterverbreitung von den Unstudierten an die Gelehrten, sondern um die allgemeine Dialektform, die auch der Gelehrte noch nicht aufgegeben hat.

viel, aber wohl einige bedeutungsvolle Idiotismen, die nur durch Umschreibung auszudrücken wären, wie sie sich das Bedürfnis in jedem Strich Deutschlands verschieden geschaffen hat. — Es gibt auch hier ein Plattdeutsch, das aber nicht so abstechend von der reinen Sprache ist, daß nicht jeder gemeine Mann ein gut geschriebenes deutsches Buch, wenn es nur sonst sein Begriffe nicht übersteigt, verstehen sollte; welches im übrigen Deutschland, wie Sie wissen, nicht der Fall ist.“

Der letzte Satz zeigt, daß auch dieser Beobachter die stärker plattdeutsche Form der Unterschicht sieht (daß es kein reines Plattdeutsch ist, was er meint, erweist die beigegefügte Erklärung), und daß die Träger des eigentlichen Berlinischen in den besseren Klassen, wie wir auch sonst immer wieder hören, Frauen*) und Kinder sind, obwohl die berlinische Aussprache auch in gelehrten Kreisen üblich ist. Im übrigen rechnet, wie das allgemein geschah, auch unser Verfasser das brandenburgisch-berlinische Deutsch, soweit es sich von den mundartlichen, syntaktischen und lexicologischen Formen losgelöst hatte, zu den besten deutschen Formen, zweifellos in seiner oberfächlichen Verwandtschaft.

Das ist das Wichtige, das Neue, daß man nicht mehr nur Fehler darin sieht, sondern daß man sich jetzt des Mundartlichen (man hält es „für etwas Eigentümliches“) bewußt wird, daß man es bewußt aus der Gebildetensprache verweist, nicht bloß vereinzelt, wie die älteren Grammatiker ja auch schon diese oder jene Form hervorhoben, sondern allgemein. Das heißt nicht, daß der gebildete Berliner wie in der Schrift jede Spur tilgte. Man muß scheiden zwischen den als „falsch“ geltenden syntaktischen Erscheinungen (Dativ, Akkusativ usw.), zwischen gewissermaßen als besonders grob geltenden Ausspracheerscheinungen (o für au, e für ei) und andern, die weit verbreitet waren und auch in der Berliner Gebildetensprache lange, z. B. bis in die Gegenwart beibehalten wurden. Die gemeinschaftliche Schriftsprache konnte für alle deutschen Gauen durchgeführt, die Aussprache aber nur bis zu einem gewissen Grade vereinheitlicht werden;

*) Klagen über die schlechte Schulbildung der Mädchen erreichen uns aus dieser Zeit immer neu. Den Frauen namentlich widmet Moritz seine Belehrungen.

die lokale Aussprache tritt natürlich in familiärer Umgangssprache stärker als in der Gesellschaftssprache hervor, aber Tonfall, Lautbildung, damit auch Aussprache gewisser Laute (z. B. j für g, besonders in der Vorstufe, als letzte Position je- vor folgendem g, k [geben, jekricht]) sind auch in der Sprache der Oberschicht noch immer charakteristisch geblieben.

Diese Scheidung des Berlinischen als Mundart von der Hochsprache im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts steht, wie erwähnt, völlig in den allgemeinen sprachlichen Anschauungen und Entwicklungen der Zeit; allenthalben wird, namentlich im Norden, die mundartliche Aussprache aus der Gebildetensprache zurückgedrängt. Die Fremden, die nach Berlin kommen, die sich hier niederlassen, zeigen ebenfalls die stärker neutrale Form. Ein Sprachlehrer wie der mehrfach genannte Moritz, ist überdies Nicht-Märker und, was gewiß nicht zu übersehen ist, Westniederdeutscher (Hannoveraner). Das Hochdeutsche der Westniederdeutschen aber war Buchsprache, als Buchsprache gelernt und daher jenem norddeutschen Sprachideal nahe, das heute unsere hochdeutsche Aussprache bestimmt. Man wird für die Scheidung der Hochsprache vom Berlinischen dann weiter zu Anfang des 19. Jahrhunderts auch an die Berliner Geselligkeit, das Geistesleben, die Salons und Tees, denken müssen, die ja auch den Berliner Wortschatz um manches Wort (s. u. „Teekind“) bereichert haben, in denen sich Menschen sehr verschiedener Herkunft (höchste Aristokratie wie das eben befreite Judentum, eine Verbindung, wie sie uns in der Freundschaft des Prinzen Louis Ferdinand mit Rahel Warnhagen entgegentritt) trafen, an den künstlerischen Mittelpunkt des Mendelssohnschen Hauses. Denn gerade auch in diesen Kreisen der jüdischen Intelligenz darf man an ein ziemlich reines Hochdeutsch denken. Die Klassifikation der jüdischen Typen, die J. v. Wosß seinem „Berlinischen Robinson“ (1810) einfügt, bestätigt diese Vermutung: die Trödler in der Reegenstraße sprechen mit ausgeprägtem Jaragon, schon reiner die Bewohner der Jüden- und Stralauer Straße, von den Inhabern der Wechselkontore der Spandauer und Königstraße aber erfahren wir, daß sie, wie ihre christlichen Mitbürger, „im guten Tone hochdeutsch zu reden sich bemühen“, „die ästhetischen Jüdinnen“ sogar „den besten Ton noch zu überbieten suchen“. Die

Bestrebungen schon von Moses Mendelssohn Mitte des 18. Jahrhunderts um ein reines Deutsch sind bekannt. Jüngere Generationen dieser jüdisch-berlinischen Oberklasse, die ganz mit dem Berlinertum verwachsen ist, ihm manches gegeben hat, haben später auch im engen Zusammenleben die berlinische Färbung in stärkerer oder schwächerer Abstufung angenommen.

Von solchen Entwicklungen aber, die ein Teil der Bevölkerung sprachlich durchmacht, die allmählich weitere Kreise ergreift, von Versuchen, die Mundart abzustreifen, ist das „Berlinische“ nicht unbeeinflusst geblieben. Mitte des 18. Jahrhunderts noch die allgemeine Sprechform, dann als Mundart empfunden, ist es in eine ganz neue Stellung gekommen, erhält seine Fortentwicklung eine neue Richtung, die wir an der Hand des hier reich fließenden Materials verfolgen :

Karl Philipp Moritz⁵³⁾ (wir haben ihn schon mehrfach zitiert), hat in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts eine Reihe populärer grammatischer Schriften geschrieben, die alle helfen sollen, „die gewöhnlichsten Fehler im Reden zu verbessern“, d. h. im ganzen, die mundartlich berlinischen Formen auszumerzen. Einigen dieser Abhandlungen sind Verzeichnisse von Wörtern und Formen der Umgangssprache beigegeben, die er vom Standpunkt der hochdeutschen Schriftsprache als Sprachfehler anmerkt. Alle diese Formen sind charakteristisch „berlinisch“⁵⁴⁾. Nun aber versteht er in dem wichtigsten dieser Verzeichnisse einige Wörter, sie aus den anderen heraushebend, mit dem Buchstaben p. = „pöbelhaft“, das sind also solche Formen, die nach dem Ausdruck der Zeit dem „Pöbel“^{*)}, den unteren Kreisen, angehörten. Diese „pöbelhaften“ Wörter aber sind alle — diese Feststellung erscheint mir besonders interessant — niederdeutsch. Wir sehen auch hieraus, daß das Berlinische in seiner allgemeinen Form, als Umgangssprache aller lautlich zunächst das oberfächsische Element viel reiner zum Ausdruck brachte. Erst der Einschlag von unten in neuerer Zeit bringt neue niederdeutsche Formen hinein, denn wenn die oberen Kreise das Berlinische aufgeben, so verleiht natürlich die gröbere

*) D. i. nicht in modernem Sinne tadelnd, Pöbel ist nur das, was wir heute mit Unterklasse bezeichnen würden.

Form der unteren Klassen, die nun führt, die nun das Berlinische vertritt, ihm den Stempel. Damals erst sind „ik, wat“, die der älteren berlinischen Allgemesprache nicht angehörten, dem ursprünglich sächsischen Laufftand nach nicht angehören konnten, „berlinisch“ geworden; bisher galt „ich, was“. Noch jünger und bis in die Gegenwart noch unfest ist die Ersetzung von „des“ (das) durch „det“. Moritz verzeichnet „ich, des“; „ik, ick, det“ als pöbelhaft. Unter den „pöbelhaften“ Formen sind plattdeutsche wie „hebben“ haben, „sätjen“*) sagen, „gestehen“ gesehen**), die später abgestoßen sind, ferner „dunne (dunnemals)“, „olle“ alte, „mi“ und „di“, mir, mich, dir, dich, denen gegenüber „mir“ und „dir“ schon die höheren, schon verhochdeutschen Formen darstellten (vgl. Kap. VI § 32). Neben dem omd. „dohb“ taub, das M. allein verzeichnet, steht uns jetzt das entsprechende nd. „doof“ in der Bedeutung dumm.

Weiter, allgemein und nicht pöbelhaft, z. B. verzählen (erzählen), verstechen, eingestochen (eingesteckt), verlaufen, gehat (gehabt), ehnduhnt, Wörter, die auch Friedrich der Große und seine Zeitgenossen brauchten, die aber nun bei der neuen Stellung des Berlinischen zum Hochdeutschen gegen Ende von Friedrichs Regierung als mundartlich gelten. Ebenso Wörter mitteldeutscher Herkunft wie das im 17. Jahrhundert sehr verbreitete „gelitten“ geläutet, „widder, vülle“, „Mülle, Mille“ Mühle.

Wir dürfen hier von weiterer Besprechung absehen, da die grammatisch interessanten Formen in Kap. VI mitbesprochen sind. Eine ganz ähnliche Liste gibt noch zu Anfang des 19. Jhd. der Professor am Grauen Kloster Heinicus***) seinen Sprachlehren (in verschiedenen Auflagen) bei.⁵⁵⁾

*) Ebenso Heynaß, Handbuch 1773 (3. Aufl. 1779, S. 83): . . . daher z. B. derjenige Teil der berlinischen Einwohner, der plattdeutsche Wörter unter das Hochdeutsche zu mischen pflegt, aus „seggen“ (für sagen) erst „sejen“ und hernach „sejen“ macht. — Auch Jul. v. Wofß läßt um 1820 seine größeren Typen „hebben, seggen, mi“ usw., alle diese „pöbelhaften“ Formen, sprechen.

**) Leider ist Moritz nicht ganz sorgfältig, das gleiche Wort (z. B. kiben), steht in unserer Liste mit und ohne p.

***) Hier folgt eine Musterkarte von schlechten Wörtern, wie sie alle Tage gehört werden.

Emmer statt Eimer; Hanschen statt Handschuhe; anzwei st. entzwei; rendlich

Von der Sprache der weiteren Bürgerkreise, in denen sich das durch Syntax, Wortschatz, Lautstand charakterisierte Berlinische erhalten hat, unterschieden in den einzelnen Gruppen durch stärkere oder weniger starke nd. Beimischungen, sondert sich die Gebildeten-, sprache, die die Syntax und Flexion der Schriftsprache übernimmt*), die größt gefärbten Provinzialismen aufgibt. Es bleibt aber auch hier der besondere Wortschatz, der auch in gut bürgerlichen Kreisen der Umgangssprache seine eigene Note gab und gibt, der provinzielle Wortschatz für häusliche Ausdrücke (Stulle), für Dinge des täglichen Lebens, im Verkehr mit der Familie, den Nahestehenden. Diesem Wortschatz ist Kapitel V gewidmet, wir dürfen uns hier mit dieser Bemerkung begnügen. Es bleiben vor allem auch noch charakteristische Züge der Aussprache, die

st. reinlich; Dähre st. Lüre; Dochter st. Tochter; schauern st. scheuern; orndlich st. ordentlich; Dahler st. Daler; erscht st. erst; droden st. trocken; dod st. tot; aberst st. aber; allens st. alles; verzählen st. erzählen; verschrecken st. erschrecken; Jungens st. Jungen; dausend st. tausend; derbei st. dabei; hehsh st. heiser; eht st. ist; allehne st. allein; er seht st. steht; klehn st. klein; lehd statt leid; Bohm st. Baum; glohben st. glauben; letter st. Leiter; lohfen st. laufen; drängeln st. drängen; lehnen st. leihen; Drom st. Traum; ohh st. auch; nich st. nicht; lohfen st. kaufen; pruschten st. niesen; sprung statt sprang; trauchen oder traufen statt kriechen; trunk st. trank; gung statt ging; wehnte st. weinte; Steener st. Steine; gehatt st. gehabt; Schnupduch st. Schnupstuch; knapp st. kaum; mang st. unter; man st. nur; all st. schon; ehnduhnt st. einerlei; neuschierig st. neugierig; überlig st. übrig; Natel st. Nadel; Anektote st. Anekdote; profentieren st. profitieren; besthen bleiben st. sitzen bleiben; is st. ist; sich freuen thun st. sich freuen; wehß st. weiß; bisken st. wenig; herrausser st. heraus; Klehd st. Kleid; gelitten st. geläutet; herrummer st. herum; einspunnen st. einsperren; inschlafen st. einschlafen; klung st. klang; gelung st. gelang; Flehsh st. Fleisch; knielte st. kniete; genung st. genug; Appel st. Apfel; Höchte oder Höchde st. Höhe; fund st. fand; Hinne st. Henne; Kohfmann st. Kaufmann; lehner st. keiner; Mülle st. Mühle; Knobloch st. Knoblauch; Dhge st. Auge; Länge st. Länge; rechen st. rechnen; stoßbicht st. staubig; Töpfer st. Töpfer; Schleife st. Schleife; Kopp st. Kopf; Strümpe st. Strümpfe; vorbei st. vorbei; runter st. her- und hinunter; alleweile st. eben jetzt; Licht anstecken st. Licht anstecken oder anzünden; ruff st. her- und hinauf; schwiemlich st. schwindlig; Treppe st. Treppe; gemahlne Stube st. gemalte Stube; iche, ick st. ich.

(Ein paar nichtssagende Wörter sind fortgelassen.)

*) Die berlinische Kasusverteilung wird aufgegeben, die Verbalflexion („junt“ ging, „funt“ fand usw.), ebenso die Kasusbildung (Pluralbildung, Adjektivflexion usw.) durch die Schriftsprachliche ersetzt.

Intonation, dann auch Reste des mundartlichen Lautstandes, j, ch für g, Zäpfchenr, -ür- für -ir- (Kürsche, Bärne, würtlich) usw., die in dieser Klasse erst im Laufe des 19. Jahrhunderts i. L. schwanden, i. L. noch heute erhalten sind, (Zäpfchenr ist allgemein verbreitet und wird nicht als dialektisch empfunden). So sind nun auch wieder seit Anfang des 19. Jhd. die verschiedenen Abstufungen zu scheiden, zahllose Zwischenstufen, von der groben Form mit stärker nd. Spuren bis zu der Oberform, die nur in Resten der Aussprache und im familiären Wortschatz sich als berlinisch erweist.

Wenn heute der gebildete Berliner als solcher außerhalb Berlins an seiner Sprache kennlich ist, so liegt das namentlich an der Intonation und an der Lautbildung, die den Klang gibt, während der Lautstand heute im ganzen der hd. Allgemeinsprache angepaßt ist. Dieser Zustand ist aber erst allmählich im 19. Jahrhundert erreicht. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben wir noch mit stärker beibehaltenem berlinischen Lautstand zu rechnen. Lachmann, der große Berliner Philologe, zeichnet im Briefwechsel mit Wadernagel *) (26. August 1839) ein kleines Gespräch auf, das er auf dem Leipziger Platz gehört haben will: „Auf dem Leipziger Platz gehen hinter mir zwei Literaten: ‚Na wie jefällt dir denn die neue Ausgabe von Lachmann?‘ ‚No, so'n netter Herausgeber will denn immer verbessern un das jehz doch nich, es ließt sich aber recht anjenehm: de Bossische Buchhandlung hat würtlich alles megliche gedahn.‘“ Die Wiedergabe ist freilich nicht ganz einheitlich, aber nicht darauf kommt es hier an; wenn wir Lachmann glauben dürfen, so sprach man damals in Berliner Literatentreifen mit stark berlinischer Aussprache (Entrundung (nei), würtlich, j). — Wenn Biedermann⁵⁶⁾ 1848 moniert: Der Stadtsyndikus Möwes „sprach rasch und fließend mit starkem unangenehm ins Ohr fallenden Berliner Dialekt“, so wird es sich wohl auch hier weniger um alle, auch die syntaktischen, Dialekterscheinungen, als um Intonation und Lautstand handeln. Auch Paul Heyse ist aus der Begegnung des

*) Briefe aus dem Nachlaß Wadernagels, herausgeg. von A. Leitzmann, Abh. der phil.-hist. Kl. der Sächs. Ak. d. Wiss., Bd. 34 (1916) S. 77, vergl. den Hinweis von Geiger, M. f. G. B. 1917, 58. Der Adressat W. ist geborener Berliner.

Knaben mit Felix Mendelssohn, dessen „scheen bleibt scheen“ (aus einem Gespräch über das wechselnde Kunstideal) in Erinnerung. Freilich fällt das dem Knaben Heyse auf, der doch auch geborener Berliner ist, allerdings Sohn eines Philologen *). Schadows Berlinisch ist danach keine so vereinzelte Erscheinung, und die Unstimmigkeiten, die Fontane fand, als er die Frage von Schadows Berlinisch feststellen wollte **), scheinen sich dadurch zu lösen, daß eben Schadows Sprache von einer allgemein stärker gefärbten Basis, als sie heute in dieser Klasse üblich ist, sich nicht für alle Beobachter charakteristisch abhob. Übrigens scheint aber doch soviel aus den Antworten hervorzugehen, daß Schadow innerhalb seines Kreises, der eben nur die Ausspracheeigenheiten noch hatte, an der größeren Form der unteren Klassen Vergnügen fand. Gerade in Künstlerkreisen finden wir diese immer wieder gern betont. Zille

*) Vielleicht bezieht sich aber auf Felix Mendelssohns Berlinisch auch eine Stelle aus einem Briefe Abraham Mendelssohns, der ja in der Tradition der Bemühungen seines Vaters stand, vom Jahre 1833, anschließend an Felix' Erfolge in Düsseldorf, „wenn er nur noch seine Aussprache verbesserte, so würde es mit dem Reden sonst ganz gut gehen“.

***) Die Schwierigkeit einerseits, die geringe Fähigkeit andererseits, Berlinisch zu erfassen, zeigt sich in den 15 verschiedenen Antworten, die Fontane, Wanderungen IV, 343 (1899) auf seine Anfrage nach Schadows Sprache erhielt. 6 Korrespondenten erklärten, „er sprach berlinisch, 2 bestreiten es, und 7 halten einen Mittelkurs“. Mit diesen hält es F. Aus der Antwort „er sprach berlinisch, wenn er sich gehen ließ“, läßt sich verstehen, daß einige sein Berlinisch bestreiten: er sprach es nicht immer oder eher, er sprach nicht immer die größere Form. Aber hier interessieren die verschiedenen Angaben: „Er sprach berlinisch, wenn er sich gehen ließ, aber nicht das spezifische Berlinisch, sondern ein Berlinisch, das durch das märkische Platt stark beeinflusst war.“ — „Er sprach nicht speziell Berlinisch, aber höchst originell, ich möchte sagen Schadowsch und streifte dabei stark das Plattdeutsche.“ — „Er sprach nicht eigentlich berlinisch, aber hatte doch eine Redeweise, die stark daran erinnerte, wie z. B. Na denn haste Recht, oder Na des is ooch nich die richtige Intention.“ — „Ich entsinne mich nicht, daß er regelmäßig berlinisch gesprochen hätte, dagegen weiß ich ganz bestimmt, daß er mir bei gewissen Anlässen im Berliner Dialekt antwortete: . . . Ich fange (beim Altmodellieren) beim kleenen Zehen an, un das is meine Manier un das is de beste . . . Wat richtig is, muß ooch richtig anséhen.“ — Nach einem von Fontanes Gewährsmännern sprachen „alle drei Akademieprofessoren meiner Lebenszeit berlinisch, Herbig, Werner, Schadow, Herbig am dollsten“.

berichtet, daß sein Lehrer, der alte Domschke, „berlinerte“. Gleiches ist von Meyerheim, von W. Liebermann bekannt. Man versteht, daß gerade der Künstler die Mundart dem abgeschliffeneren Hochdeutschen gelegentlich als charaktervoller vorzieht.

Uns aber interessiert hier nicht länger die Oberklasse, die für die Bewahrung des Berlinischen kaum noch in Frage kommt, sondern die Klasse, in der es lebendig wirkt. —

Das Eigendasein des Berlinischen beginnt, sobald man es als Mundart gegenüber der Hochsprache empfindet, d. i. im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Jetzt mehren sich die Proteste, mehrt sich die Aufmerksamkeit: „Die Berlinerinnen“ (Frauen sind ja die besonderen Trägerinnen der Mundart in den besseren Ständen) „haben eine so schöne und angenehme Aussprache und sprechen ein so reines Deutsch“, heißt es 1808 ironisch im „Sirius od. d. Hundspost v. Spandau nach Berlin“ I 82, und als Probe dafür: „Wenn es Ihnen bei mich gefällt, so besuchen sie mir öfters . . . D ich bitte Ihnen, sprechen Sie mich nicht von des“.

Als bald beginnt die Zeit literarischer Verwendung. Wir sind in der für die Sprachgeschichte seltenen und glücklichen Lage, die ersten fortwirkenden berlinischen Dialektdichtungen und den Anlaß zu denselben genau feststellen zu können:

Die Grundbedingung hierfür, das sahen wir, ist das erwachende Bewußtsein des Mundartlichen, des Besonderen und Abweichenden. Fragt man nach weiteren treibenden Faktoren, so ist auf das starke Berliner Lokalinteresse, das Ende des 18. Jhd. literarisch bemerkbar wird, zu weisen:

Im Zeitalter Friedrichs des Großen hat der Preuße gelernt, stolz auf Friedrich (und damit stolz auf Friedrichs Preußen) zu sein. Von einem „unbeschreiblichen Enthusiasmus“ spricht selbst der nüchterne Nicolai in der Vorrede zu seiner Sammlung „Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen“. Das naive Gefühl des „Dickdühns“*), das der in Berlin lebende Altmärker Bornemann in dem Gedicht „Der alte Friß“ ausspricht, ist verbreitet.

*) Dät segg ik hier: so'n König, as De olle Friß von Preußen was, Is noch nich weß un kümmt öderwah'r Mich wädder in mänch dusend Joahr. Drum dickdohn will ik drup, wie hät So dörrch mien Leben alle Liet, Dät Waader Friß mit mie togliel hät leew't, joa! doamit doß ik did!

Der Berliner kennt Friedrich, die Straßenjungen haben ja oft genug sein Pferd umtummelt, er hat vor den andern Bewunderern Friedrichs etwas voraus. Damals, als die Augen der Welt sich auf Preußen, auf Berlin richteten, mag jener gewisse, selbstbewusste, lokalpatriotische Zug bemerkbar geworden sein, den man dem Berliner außerhalb Berlins vorwirft. Jetzt verfaßt Nicolai eine viel gebrauchte „Beschreibung von Berlin und Potsdam“ und zeichnet im Sebalbus Rothanker Berliner Sitten (z. B. den Spaziergang im Tiergarten). Durchblättert man die Zeitschriften, vom Ende des 18. Jhd., die „Berliner Zuschauer“, „Beobachter“ und wie sie sich nennen, so stößt man immer wieder auf Schilderungen von Berliner Originalen *), Einrichtungen, Gebräuchen, Volksfesten, namentlich dem Weihnachtsmarkt und vor allem dem Stralauer Fischzug, oder von sonstigen Vergnügungen der stets schaulustigen Menge, etwa 1788 Blanchards Luftfahrt. Die Lokalsatire, z. B. der oben erwähnte Sirius, findet ihre Leser. Jul. v. Voß schreibt „Gemälde von Berlin im Winter 1806/7“ (Berlin 1808). Seine „Begebenheiten einer französischen Marktetenderin 1816“ enthalten zehn Spaziergänge in die Umgebung Berlins. So unbedeutend diese Dinge sind, so dürfen wir sie doch in unserm Zusammenhang nicht übergehen. Aber wir gedenken auch der vertieften Form, in der das lokale Interesse im Anfang des 19. Jahrhunderts in der Berliner Romantik entgegentritt. Denn wenn man zu Friedrichs II. Zeiten zunächst doch wohl mehr „frühlich“ fühlte mit den Weiterungen, die daraus folgten, so haben in der Zeit von Preußens Unglück und den Befreiungskriegen viele gelernt, sich als Preußen zu fühlen. Ein tieferes Gefühl für die Heimat, genau wie nach dem Unglück des Weltkrieges, beobachtet man. Die Romantik, Ausdruck der Zeit, die die Aufklärung abgelöst hat, sucht deutsche Form und deutsches Wesen auf. Es genügt, hier die Namen Arnim, Kleist, Savigny zu nennen. Auch E. L. M. Hoffmanns Novellen finden ihre Wunder gerade in den Straßen und Gebäuden Berlins. In Kleists „Berliner Abendblättern“ verlangt (34. Abendblatt 8. Nov. 1810) M. v. Arnim (Steig, Kleists Ber-

*) Chodowieckis bekannte Stiche (Planetenleser, Mond doktor usw.) waren z. T. Illustrationen hierzu.

liner Kämpfe S. 214) die Einführung gewisser Erscheinungen des Berliner Volkslebens „im Sinne einer nationalberlinischen Ausgestaltung der Bühnenstücke“. Arnim und Kleist fordern, wie Steig, a. a. D. Seite 215, ausführt, „Berücksichtigung und Pflege des Berlinertums wie des preußischen Provinzialismus⁵⁷⁾“. Steig weist zugleich auf Kleists märkische Dramen- und Novellenstoffe, auf Arnims Stralauer Fischzug. Alles dies zeigt, daß die Stimmung, die in verstärktem Heimatgefühl das Märkisch-Berlinische begünstigte, überall vorhanden war, wenn auch für unser Problem, das Eindringen des Berlinischen auf die Bühne, diese Dichter hohen Ranges nicht in Frage kommen. Diesen Übergang bewirkt der kleine Durchschnittsliterat, der dem Interesse des Durchschnittsbürgers schmeichelte und einer Anregung folgte, die von anderer Seite kam.

Schon der Verfasser jener Briefe über Berlin 1784, aus denen (S. 117 ff.) die Charakteristik des Berlinischen angeführt war, bezürhrte das Fehlen einer Berliner Lokalliteratur: „Der Verfasser des Nothankers hat rühmlich die Bahn gebrochen (Nicolai), worauf ihm aber noch bei weitem zu wenige folgen. Vorzüglich müßte dies ein Gegenstand der hiesigen fliegenden Blätter sein . . . und es wäre doch wahrlich ein würdiger Gegenstand für aufgeklärte und wohlwollende Männer, über ihre Stadt an die Stadt zu schreiben“. Zweifellos hat der Blick auf die Wiener Lokaldichtung der Zeit das Gefühl für diesen Mangel geschärft, wenn nicht hervorgerufen; immer wieder zieht man um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts die Parallele Wien-Berlin, wendet sich der Blick auf Wien⁵⁸⁾.

In unserm Zusammenhang sind von außerordentlichster Wichtigkeit die Anregungen, die das Wiener Volksstück bietet. Aus der Nachahmung des Wiener Lokalstückes erwächst das Berliner. Die Anregung, die Berliner Mundart auf die Bühne zu bringen, geht direkt auf die Nachbildung der Wiener Lokalposse zurück. Diese Bestrebungen sind mit dem Namen Julius v. Wosß⁵⁹⁾ verknüpft. J. v. Wosß (geb. in Brandenburg 1768) lebte als un-gemein fruchtbarer Schriftsteller in Berlin. Berichte über Berliner Feste, Zustände, Ereignisse waren, wie sich eben zeigte, damals unter den Literaten beliebte Stoffe. J. v. Wosß gehört durchaus zu den Schriftstellern niederen Ranges. Für uns aber hat er Interesse durch

seine Neigung und Gabe, den Berliner Kleinbürger zu beobachten, ihn bei seinen Vergnügungen zu schildern, tüchtig, genügsam, doch genußfroh, gutmütig, aber mit dem Mund voran, so daß er leicht in Streit gerät. Bei solchen Stoffen wird man verstehen, wie Jul. v. Wosß jetzt, nachdem Berlinisch als Mundart der kleinen Leute gefaßt wird, in seinen Bühnenstücken schließlich zur Anwendung berlinischer Mundart kam, vollends, wenn wir uns erinnern, daß Dialektdichtungen damals viel beliebter und verbreiteter sind, als man bei dem geringen literarischen Interesse*), das die meisten haben, aus der Literaturgeschichte erfährt. Wosß wendet denn auch dialektische Rollen früh an. In seiner Nathan-Travestie läßt er sich das Jüdisch-Deutsche nicht entgehen. Das Lustspiel „Hypochondrie“ 1809 gibt die Anweisung, daß in der Elysiumszene die „Seligen“ „im Berlinischen Dialekt“ sprechen**) ohne daß dieser aber im Druck selbst angedeutet wird. Das geschieht zum ersten Male im folgenden Jahre, im selben Jahre, in dem B. auch das Plattdeutsche (in „Die Leuchte ins Gemüt“) zuerst anwendet: In dem Lustspiel „Klappen der Frauenzucht“ (1810, veröffentlicht 1811; Lustspiele IV) steht neben der sächsischen Rolle des Dresdner Herrn von Kraßfuß Harlekin, der (Akt 3, S. 4, 5, 7; Akt 4, S. 15) in der Berkleidung als „Wehmutter“ „im berlinischen Pöbeldialekt“ spricht. In Wosß' 1816 zuerst gespieltem Schwank „Frau Ruspachel“ singt das Berliner Dienstmädchen ein berlinisches Lied⁶⁰).

Über das sind belanglose Kleinigkeiten, die keine Weiterwirkung gehabt haben. Wichtig werden nun die Beziehungen zur Wiener Lokalposse. In Wien hatten Weiß⁶⁰ „Damenhüte im Theater“ einen vollen Erfolg. Der rastlose Jul. v. Wosß übernimmt das Stück für Berlin (erste Aufführung 1818), wandelt das Wiener in ein, übrigens recht bedeutungsloses, Berliner Stück „Die Damenhüte im Berliner Theater“, und setzt in voller Konsequenz die Andeutung des Wienerischen bei Weiß naturgemäß in Ber-

*) Die plattdeutschen Gedichte des in Berlin lebenden Utmärkers Bornemann (1. Aufl. 1810) erschienen in 8 Auflagen. Natürlich können diese nicht allein von der Landschaft bestritten sein, sondern sie zeigen das Interesse in Berlin. Freilich behandeln B. S. Gedichte auch gerade Berliner Lokalereignisse (Weihnachtsmarkt, der Alte Fris in Berlin, die Pichelsdorffsche Insel usw.).

**) Der Berliner speziell ist als „Karakterenzetshner“ im Elysium.

linisch um. Die beiden Töchter des Ausspannwirts, die Damen vorstellen wollen und mit Fremden das Hochdeutsche versuchen, sprechen unter sich und mit den Untergebenen berlinisch. Gröber, stärker pd. versetzt, klingt die Sprache im Munde des Vaters, der erst aus Strausberg nach Berlin gezogen ist. Es war oben erwähnt, daß diese Abstufung durchaus dem entsprach, was wir für die verschiedenen Berliner Gruppen anzunehmen haben. Der Erfolg dieses Stückes veranlaßt eine Fortsetzung, „Die Damenschuhe im Theater“, die das Berlinische in derselben Weise verwendet. Hier ist das Berliner Leben in einer charakteristischen Vergnügungsstätte, einer Tabagie, geschildert. Dies ist also das eigentlich erste Lokalstück *). Endlich 1821 folgt der Stralauer Fischzug, ein Volksstück, das das populärste, unendlich oft beschriebene Berliner Volksfest zum Hintergrund der lose geschürzten (namentlich im 2. Akt, der Auflösung, recht schwachen) Handlung nimmt. Das Publikum wie der König zeigte trotz der Absage der Kritik **) seinen Anteil an dem Stoff, der für jeden ein Stück Miterleben bedeutete. Damit ist der Berliner Dialekt in die Literatur eingeführt. Das Stück hat sich im Schauspielhaus nur kurze Zeit halten können, es ist dann zunächst von den Marionettentheatern übernommen worden. Man wird annehmen dürfen, daß gerade

*) David, der die neuere Hamburger Lokalposse (Eine Nacht auf Wache u. a.) dieser Art schafft, weist wieder direkt auf das Berliner Vorbild, über das fort das Wiener Lokalstück also auch im Hamburger weiterwirkte.

**) Vernichtend ist die Kritik, die, vielleicht nicht ganz richtig (die beanstandete Sentimentalität gehört zum Volksstück, das angreifbarste ist der Bau des Stückes, besonders des 2. Aktes), E. L. Hoffmann an den Fischzug legt in einem Briefe vom 19. 1. 1822 (Euphorion V, 113), mitgeteilt durch Ellinger: „Der Stralower Fischzug hat den allergrößten Fehler, den ein solches Stück haben kann, und der auch den frühen Tod herbeigeführt hat, denn sanft ruht es im Grabe, seit die Leute sich sattfam haben auf der Hintergardine zeigen lassen, wie Stralow und Treptow aussieht. Der Fehler besteht darin, daß es nicht lustig ist, sondern höchst ernst, ja bisweilen melancholisch. Faustbilde Sentimentalität — knolligster Patriotismus — blinde Bänfelsängerinnen und Muslkanten, die sich heiraten, um den dunklen Pfad des Lebens mitsammen zu wandeln! — Ein begeisterter Chausseeeinnehmer ruft: O ich bin den Deutschen so gut, daß ich wollte, sie wären alle Preußen!!! Doch genug von dieser Misere.“ Für unsere Ziele kommt der literarische Wert oder Unwert nicht in Betracht, nur die Frage, wie weit das Stück sprachlich von Interesse oder Wirkung war.

hier das Berlinische besonders am Platze war, ja daß in den Marionettentheatern schon immer, im 18. Jhd. wie noch lange, im 19., berlinisch selbstverständlich erklang.

Nun beginnt eine Zeit literarischer Verwendung des Berlinischen in Poffen und Singspielen. 1830 hat Ungelns „Fest der Handwerker“ einen durchschlagenden Erfolg und eine Reihe darin gebräuchter Redensarten werden Gemeingut: „allemaal, derjenigte welcher!“ „dadrum keene Feindschaft nich“ u. a. m. — Schon vor ihm bringt der Schlesier Holtei berlinische Rollen auf die Bühne des Königsstädtischen Theaters in mehr oder minder erfolgreichen Stücken, „Die Wiener in Berlin“ und „Die Berliner in Wien“, „Ein Berliner Droschkentutscher *)“ (hervorgegangen aus der ausgepiffenen [ausgepochten] „Droschke“, wo man auch wohl Anwendung der Berliner Volkssprache annehmen darf). Kalische Lieder und Couplets aus seinen Singspielen werden schnell populär. Die vormärzliche Zeit ist die große Zeit für das Berlinische. Sie schließt sich an die Entdeckung des Berlinischen als Mundart, als bühnenwirksame Form. Es ist die Zeit der allgemeinen Mißstimmung gegen die Regierung, in der gerade das intellektuelle Publikum, Gelehrte, Künstler, stark liberal dachten, mit dem „Volke“ eng harmonisierten, und in der daher die Form der „Volkssprache“ die gegebene war, namentlich für die Rundgebungen, die durch Wig⁶²) wirken sollten, die alle gemeinsam angingen.

In Holteis „Trauerspiel aus Berlin“ ist die Rolle des Tageelöhners Mante als berlinisch angedeutet, sie wurde von dem berühmten Schauspieler Beckmann berlinisch gespielt und hat bekanntlich ihre weitere Geschichte gehabt: „Einen Ruhm, sagt Holtei in der Vorrede der Buchausgabe (Ausg. letzter Hand, Breslau 1867, I, 165) wird meinem „E. in B.“ keine Kritik**) rauben, den, daß es Vater und Erzeuger des weltberühmten Eckenstehers Mante ist. Beckmann**) hatte den darin als Neben-

*) Die Droschken waren damals ein neues Institut.

**) Der immer wieder gegen Holtei vorgebrachte Einwand, das Stück sei erst 1837 gedruckt, als die Eckenstehers schon populär waren, besagt tatsächlich gar nichts; denn die Wirkung der Rolle ging nicht vom Druck, sondern von der Ausgestaltung bei der Aufführung aus. Von der Rolle im Holteischen Stück angeregt, wird Beckmann der Gestalter.

figur angebrachten Mante durch Wasté und Spiel zu einer der Hauptfiguren gemacht und soviel Applaus gehabt, daß ihm der glorreiche Gedanke kam, in einer von ihm zusammengestellten Syenerreihe *) dem ausgezeichneten Manne längeres Dasein zu verleihen, als ich ihm spenden konnte. Der Erfolg des Eckenstehers Mante reicht, soweit die deutsche Zunge reicht.“ Das Publikum drängte sich 1833 vor dem Königsstädtischen Theater, um Beckmann als Mante in seiner Poffe zu sehen. Mante wird von allen Seiten aufgenommen. Lenz 1839 läßt ihn die Berlin-Potsdamer Eisenbahn probieren, schickt ihn auf den Weihnachtsmarkt usw.^{62a} Lange lebt er politisierend in den Wigblättern fort, eine der populärsten Berliner Figuren. Heute kennen wir den Eckensteher aber doch wohl vornehmlich so, wie ihn Glasbrenner schildert, der schon das 1. Heft seiner Reihe „Berlin wie es ist — und trinkt“ (1832) den „Eckenstehern“ widmete, 1833, 1839 die „Politisierenden Eckensteher“.

Denn kaum hat das Berlinische die Bühne gewonnen, so greift es weiter, dringt in die Lokalliteratur. Die damals beliebtesten Anekdotensammlungen lassen es sich natürlich nicht entgehen. Genannt sei hier, um nicht zu weitläufig zu werden, nur die Sammlung von Lami, Mixedpickles und Mengenmus 1828, die berlinische Zeitereignisse in berlinischer Sprachform besingt, etwa die Schusterjungenkritik an der neu aufgestellten Blücherstatue (S. v. 22) oder die berühmte Geschichte vom Karnickel det anjefangen hat, die auch schon 1827 von Förster **) besungen war, die Dörbeck mit der Unterschrift „Des Karnickel het anjefangt“ bildlich festgehalten hat. Jetzt finden wir auch die Hochzeitscherze in berlinischer Mundart, die wir im 18. Jahrhundert vermiften, vermiffen mußten. Genannt sei hier eine große Aufführung zur Silberhochzeit Rosenstiel 1831, im Besitz des Märktischen Museums in Berlin.

Glasbrenner⁶³) macht den in seiner nüchternen Kritik schlagenden Wig des Berliners, untrennbar von der Sprachform, klassisch, gewinnt ihm das weiteste Interesse, sei es politisch, sei es in seinen

*) Eckensteher Mante im Verhör. Auch hier wirken Wiener Motive, wie schon Glasbrenner zeigte.

**) Vgl. Pniower, M. f. S. 42, 110.

Schilderungen des Kleinbürgers. Man darf nicht vergessen, daß dies neue Ausdrucksmittel — denn so alt das Berlinische ist, so ist es doch neu als literarisches Ausdrucksmittel — in eine Zeit ganz neuer Einstellung fällt. Teilnahme am öffentlichen Leben hatte der Berliner weder unter Friedrich Wilhelm I. noch unter Friedrich II. nehmen können. Jetzt beginnt eine Zeit starken Anteils an politischen Vorgängen. In der Stehelyschen Konditorei, in der Julius'schen Zeitungshalle, in den Kessourcen und Tabagien werden politische Verhältnisse diskutiert. In jenen politisch erregten Zeiten gewann die berlinische Schlagkraft und der berlinische Sinn für Humor, der eine gespannte Lage mit einem Scherz zu erleichtern versteht, weithin die Aufmerksamkeit. Diese politische Note ist ihm inhaltlich lange geblieben, da auch Kalisch, der Kladderadatsch (Müller und Schulze), sie z. T. festgehalten haben. In der Neuzeit ist die Volkssprache dann mehr und mehr, wohl im Zusammenhang damit, daß die politische Kritik andere Ausdrucksmittel gewann, literarisch auf andere Gebiete übergegangen, scherzhaft, amüsierend, aber auch, gerade in neuester Zeit, naturalistisch ergreifend.

Wir müssen es uns versagen, die weitere literarische Verwendung des Berlinischen hier zu skizzieren, die in eine Berliner Literaturgeschichte gehört, im Volksstück, in Berliner Sittenschilderungen, in Gedichten heiterer Art, doch auch in ernsten Tönen kann es klingen. Die Zeit des Naturalismus bringt ihm den Zutritt auch in die hohe Literatur. Die neue Zeit verstärkter Heimatbewegung, die überall mundartliche Bestrebungen stark gefördert hat, hat zweifellos auch für das Berlinische viel getan. Man begreift, daß es nicht nur Ausdruck des Wises sein muß, sondern daß es auch die Sprache der vielen Unglücklichen in der Millionenstadt ist, deren Geschick uns erschüttert, die Sprache, in der sich manche Tragödie abspielt, die nicht nur wie im Volksstück sentimental, sondern auch tragisch wirken kann; man erkennt, daß der Umfang des Berlinischen viel größer ist, als man zeitweise annahm. Vielleicht, daß die Rundfunkdarbietungen auch hier weiter wirken können. Ein Buch wie Manz, 100 Jahre Berliner Humor, zeigt ja, welches Niveau man bei einem Ausschnitt halten kann. —

Kurz andeuten müssen wir noch die weitere Sprachentwicklung in der neuen Zeit, in der die unteren Klassen Hauptträger der

Sprachform sind. Sie bringen einige gröbere Elemente, plattdeutsch gefärbte Reste hinein — aber eben doch nur Reste. Nach derselben größeren Seite mußte natürlich auch die Verwendung in der politischen Satire, im Scherzgedicht u. ä. wirken.

Auch hier gab es natürlich Abstufungen, und die Fischfrau, die etwa sagte „Det is eja!“, wurde wohl nicht für voll angesehen von der Nachbarin, die vielleicht „eenjal*)“ für richtig hielt, und auf die doch wieder die dritte, die „des is einjal“ sagte, herabsah. Aus solchen Verfeinerungsbestrebungen sind vielleicht die (übrigens nicht nur berlinischen) „r“ in „Kartun, Karnickel, Karnalje“, pf in „Apfrikose“ hervorgegangen, daher auch die vielen falschen „mich“ zu Anfang des 19. Jhd. (wo es sich nicht z. T. um Fehler der Autoren handelt, die ja aber auch nur gemacht werden, weil der Autor eben neben dem traditionellen „mi“ der untersten Gruppe, „mir“ der Mittelstufe, auch die „mich“ derer hört, die „gebildet“ sprechen wollen); diesen Fehler hatte schon Frisch (f. Kap. VI § 32, 2) beobachtet, er wiederholt sich nun, psychologisch wohl verständlich, in der Gruppe, die jetzt hauptsächlich Träger des Dialektes ist. — Naturgemäß dringen aber andrerseits nun, da die Oberklasse nicht mehr voll berlinisch spricht, einige der Formen vor, die Moritz als „pöbelhaft“ angemerkt hatte; „it“, (dagegen bleibt „sich“) „det, wat“; „Pote“ (das allerdings auch Friedrich II. scherzend anwendet) stellt sich neben das obf. „Fote“ der älteren Schicht; „verzehlen, verstoffen“ werden fest trotz Moritz, der diese Kreise natürlich nicht beeinflusst hat, usw. Noch heute ist mehrfach das Nebeneinander der beiden Formen, (des: det, Pote: Fote) festzustellen, wo dann gewisse Beobachter, mehr großartig als berechtigt, von berlinischen Unterdialekten sprechen.

Nicht nur im Wortschatz, auch in der Aussprache dringt die weniger gepflegte Form vor, die gegenüber der stets konservativeren Aussprache der oberen Klassen abgeschliffenere Form. Zwar die Abschwächung des „du“: „meenste, det derfste nich“ gehört nicht erst in diese Periode, sondern kommt schon der älteren Schicht zu, und mit „krissen (kriegst den) blaffen Doot“ mit Schwund des g

*) Die gleiche volksetymologische Anlehnung an „een“ findet auch anderswärts statt.

[ch] zwischen i und s) dürfen wir Friedrich Wilhelms I. ständige Formen „Kriſtat, Kriſgericht“ als ganz entſprechende Entwicklungen vergleichen; auch die Erleichterung des ch im Inlaut durch Diſſimilation („dönich, nönich, det derffte donich“ (doch nicht, noch nicht) braucht nicht erſt neuberliniſche Entwicklung zu ſein. Die Grenze wird ſich nicht immer leicht ziehen laſſen, aber eine Reihe konſonantiſcher Erleichterungen gehört doch wohl in die Gruppe, die ſich jezt als führend feſtſetzt, wie „haaf“ aus „habe it“*): „det haaf doch jleich jeſacht“. — „Wolln ſe ſo jut ſind, kann ſind“ iſt nach Moriz pöbelhaft, und in der Tat braucht man vorher ſtets die aus dem Obſ. übernommene Form: „ſein(d)“. Friedrich II. ſchreibt (S. 108) z. B.: „Ich wünſchte von Herzen das ſie von Meines N. Waghers geſchmack ſeindt Mähgen“. Wie die 3. Perſon durch „ſind“ erſetzt wird, ſo auch das gleiche „ſeindt, ſein“ im Inſinitiv. Manches von dem groben Gut, das Moriz' Liſte enthält, das bei Jul. v. Boß, Glasbrenner u. a. noch zu finden iſt, hat die Sprache ſpäter doch abgeſtoßen, iſt von der neueren Sprache als fremd empfunden, wie etwa „het, hebbn, deſ is ja eenduhnt“ (einerlei, auch bei Friedrich II.). Trotz der vorgedrungenen Formwörter, „it, det, wat“ uſw. werden die Wollwörter nd. Gepräges von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr aufgegeben. Namentlich die letzte Zeit hat, ſo viele die Sprache auch heute noch beſiſt, doch ſtark mit ihnen aufgeräumt.

Für die jüngſte Periode ſind zwei Dinge charakteriſtiſch: zunächſt die ſtarke Zerſetzung des überlieferten Sprachgutes durch die Schriftſprache. In dem Maße wie ſich Berlin zur Weltſtadt wandelte, ward der Zuzug der Fremden, mit denen man zuſammen arbeitet und ſich erholt, immer ſtärker; immer ſtärker auch der Wille zur Angleichung an die Oberklaſſe, das Streben, ſein zu erſcheinen. Vor allem wirkte die Arbeit der Schule. So drang die ſprachliche Zerſetzung vor. Im allgemeinen wird daher das Berliniſche***) kaum rein geſprochen, man hört von derſelben Perſon ſchriftdeuſche und berliniſche Formen nebeneinander. — Aber gleichzeitig mit dem

*) Die ältere berliniſche Allgemeinsprache brauchte „ich“.

**) In Berlin ſelbſt. Viel reiner in der märkiſchen Umgegend. Denn was dort geſprochen wird, iſt ja vielfach gleichen Urſprungs, wenn auch nicht direkt empfangen. Vgl. S. 138.

lautlichen Zerfall erhält ein anderes Element eine ganz neue Stellung. Wenn wir früher unser Augenmerk stärker auf lautliche und syntaktische Spuren richteten, so verleiht jetzt der Wort- und Redensartenschatz dem Sprachbilde die Farbe. In starker schöpferischer und aufnehmender Tätigkeit ist er in stetem Fluß. Gerade jene auffallenden, als typisch geltenden Redensarten, Schlagworte, die von Berlin aus verbreiteten Ausdrücke mit ihrem besonderen Stempel sind zu einem nicht kleinen Teil junge Bildungen, die sich dem altüberlieferten Wortschatz zugesellen, in manchen Fällen ihn auch verdrängen. Erst die neueste Zeit tut das bewußt Wichtige hinzu. Damit biegt die Betrachtung des Berl. ab von der reinen Sprachform. Sie wird — und hier weisen wir auf die Ausführungen in Kapitel I., die Worterklärungen in Kapitel V — den Ausdruck nicht immer mehr vom Inhalt trennen dürfen. Wenn kürzlich (im Juli 1926) J. Bab in einer Besprechung eines Berliner Sommerstücks eine Redensart des Stückes buchte („Dir ham se woll mit 'ne Mohrrobe aus'n Urwald jelockt“, d. i. du bist ein Affe) und das echt Berlinische dieser ihm unbekanntem Wendung (die übrigens doch älter ist) hervorhob, so ist das richtig, und es ist zugleich typisch, daß man hier, wie es nirgend sonst möglich ist, in einer bestimmten Ausdrucksweise den sprachlichen Ortsgeist empfindet. Das neueste Berlinische hat darin seine besondere Stellung; syntaktisch, lautlich, in der Neuzeit nicht mehr ganz abgeschlossen, der Ausgleichung mehr und mehr erliegend, mit zunehmender Schulbildung immer mehr bedroht, bleibt doch der charakteristische Wortschatz, diese Fähigkeit, schlagende Ausdrücke zu bilden oder sie aufzunehmen, die nicht individuell, sondern lokal charakteristisch empfunden werden. Das Problem Berlinisch wird dadurch in eine andere Richtung gedrängt, als sonst die Mundartfrage, auch als es für das Berlinische bis tief ins 19. Jhd. galt. Kapitel V wird zeigen, wie der Wortschatz zu dem ursprünglichen Kern immer neue Ringe setzte, Aufnahmen aus allen den zahlreichen Sprachgruppen, die mit ihm in Berührung trafen, wie zum Niederdeutschen, zum Obersächsischen, zum Slavischen das Französische, das Jüdische trat, die Sprache der Landstraße, des Handwerks und der sonstigen Fahrenden, des Gauners, die Studenten- und Schülersprache, Aufnahmen aus

anderen Dialekten. Über diese hinaus treten dazu jene Eigenbildungen, in denen sich der Charakter des Berlinischen am stärksten spiegelt.

Alle Sprachentwicklung ist (neben andern) stark abhängig von sozialen Faktoren. In mehr aristokratischen Perioden streben die unteren Klassen, die feinere Sprache der oberen nachzuahmen, in mehr demokratischen dringen vielfach Formen aus der Sprache der unteren in die weiteren Schichten. Wir sahen, daß zunächst in der Entwicklung des Berlinischen die höheren Kreise sichtlich die Führung hatten, das meißnische Hochdeutsch der Patrizier war seit dem 16. Jahrhundert in die weiteren Bürgerkreise gedrungen, wo man das Plattdeutsche als zu häurisch empfand und früh aufgab. Die demokratische Periode, in der wir leben, läßt uns überall (auch für die hochdeutsche Umgangssprache ist das schon deutlich, zumal die Schulen demgegenüber die der Zeit entsprechende freiere Stellung einnehmen, nicht mehr den konservativ normierenden Stand der vergangenen Jahrzehnte) ein Nachgeben der Sprache gegen die weniger gepflegte Form beobachten. Hieraus, aber zugleich auch aus dem heute überall neu erwachten Interesse für die Heimat, ihre Sprache, ihre Geschichte, verstehen wir, daß heute wieder die berlinische Umgangssprache stärkere Beachtung findet auch in solchen Kreisen, die sich vorher dem Berlinischen ganz verschlossen, daß sie das eine oder andere über dieses eingedrungene Wort aufnehmen, und daß es auf diese Weise eine schnellere Verbreitung gewinnen kann, als sie in älterer Zeit bei stärker örtlich gebundenem Gebrauch stattfand. Wörter wie „manoli“ oder das ganz neue „knork“, deren Entstehung in bestimmter Bedeutung mit Sicherheit in Berlin festgelegt werden kann, sind heute weithin bekannt: für „knork“, das in Berlin selbst erst wenige Jahre alt ist, eine besonders schnelle Entwicklung.

Gerade im Wortschatz zeigt sich eine starke Bewegung. Altes Gut stirbt ab, manches mit der Sache (z. B. Weihnachtsperjamite, seit sie endgültig dem Weihnachtsbaum gewichen ist), manches veraltet, anderes ist seiner Art nach eintägig, wie die werdenden und vergehenden Modeausdrücke, die Eintagsausdrücke aus Possen und Singspielen. — Daneben ist doch sehr viel alter Stoff geblieben, der größte Teil unseres Wortschatzes, der

grundlegende, der uns immer wieder zwingt, an die alte berlinische Sprachgeschichte anzuknüpfen.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Fortwirkungen des Berlinischen ins Auge zu fassen, die verschiedener Art sind, durch den Wortschatz, wie eben erwähnt*), dann aber in weiter Ausstrahlung von Berlin, z. T. auch in direkter Berührung, die Einflüsse auf die weitere Mark Brandenburg. Hier sind freilich Unterschiede zu machen. S. 64 ff. war geschildert, wie Berlin zu seinem obs. Lautstand kam. Dieselben Bedingungen wie für Berlin lagen ursprünglich auch für Brandenburg, Spandau usw. (s. Gesch. d. Schr. in Berlin S. 153f) vor. Es fehlte dort natürlich alles das, was durch die besonderen Bevölkerungsschichten (Hof und Stadt), was durch die Verkehrsverhältnisse und die staunenswerte Entwicklung Berlins gegeben ist, das geistige Element, das wir im Wortschatz namentlich betonen. Auch sind dort die niederdeutschen Spuren länger und stärker bemerkbar bei engeren Beziehungen zur ländlichen Nachbarschaft. Maas, „Wie man in Brandenburg spricht“, (Md. Jb. 4, 28) zeigt prinzipiell gleiche, nur naturgemäß stärker nd. durchsetzte Mundartform. Solche Zentren strahlten diese Sprachform weiter aus. Und so wird nur der sprachliche Laie sich wundern, daß das, was man als „berlinischen“ Lautstand bezeichnet, auch vielfach in anderen Städten der Mark Brandenburg gesprochen wird. — Aber darüber hinaus wirkt Berlin doch noch weiter. Schon 1862 geht Stier in dem Wittenberger Programm, Über die Abgrenzung der Mundarten im Kurkreise, S. 3, den Gründen der Verhochdeutschung seines Gebietes nach. Der Heeresdienst steht ihm mit Recht im Vordergrund. „Aber“, heißt es weiter, „hier in der Wittenberger Gegend, wo die Städte fast auch schon dem Schicksale entgegengehen, gewissermaßen Vorstädte der alles verschlingenden Hauptstadt zu werden, tritt noch der stete Austausch hinzu, welcher in bezug auf junge Handwerker und dienendes Personal zwischen Berlin und unseren Bezirken besteht.“ Das ist natürlich nach 1871 noch bez

*) Die Einwirkungen der Reichshauptstadt auf die schriftdeutsche Entwicklung — die norddeutsche Aussprache des Hochdeutschen — übergehen wir; dort handelt es sich nicht um das Berlinische als Mundart, sondern um das Schriftdeutsche.

deutend stärker der Fall gewesen. Doch muß darauf hingewiesen werden, daß diese Beobachtungen Stiers nicht schematisch auf alle Teile der Mark übertragen werden dürfen. Man wird zunächst überall nach dem direkten Einflußgebiet fragen müssen; nur zu gern macht die Mundartenforschung, wie sie in der Form der Dialektgeographie heute am populärsten ist, den Fehler zu schematisieren, der nirgend weniger am Platze ist, als in der Sprachentwicklung mit ihren vielen verschiedenen Einflüssen.

Wir schließen diesen historischen Abschnitt mit einem kurzen Überblick über das Gewonnene: Das Berlinische ist nicht, wie man immer wieder lesen kann, ein regelloses Gemisch in verwahter Form, sondern in seiner Geschichte deutlich faßbar. Seine Elemente liegen klar vor uns: der Lautgestalt nach ist es die im 16. Jahrhundert aus dem Nbs. entlehnte Sprachform, ist es hochdeutsch, und wenn bei Dialektfragen die Lautgestalt zugrunde gelegt wird, so ist das Berlinische nur als hochdeutscher Dialekt zu bewerten. Aber diese Lautgestalt wurde von einem niederdeutschen Volke übernommen und erhielt dadurch in Intonation und Aussprache niederdeutschen Charakter. Zunächst vom höheren Bürgerstand getragen, gewinnt dies Berlinische allmählich die unteren Schichten, die in Wort- und Formenschatz dem Niederdeutschen näher geblieben waren. Wenn die obere Klasse es zugunsten der Schriftsprache aufgibt, wenn es sich in die unteren Kreise zurückzieht, so bringen einige der hier lebenden etwas größeren Formen vor. Im Wortschatz endlich finden wir die Spuren aller der Epochen *), die unsere Sprache durchlaufen hat, aber auch aller der Beziehungen, die in Berlin zusammenströmen, schließlich den charakteristischen Widerklang der berlinischen Geistesart. Statt der geschichtslosen Form finden wir im Gegenteil eine in ihrer Schichtung besonders interessante Bildung, und so dürfen wir auch hier wieder einmal feststellen, daß Berlin besser ist als sein Ruf.

*) Auch darin ist nicht etwa jenes „regellose Gemisch“ zu erblicken. Das gleiche wird man in jeder Stadt, ja in jeder ländlichen Mundart aufdecken, wenn wir erst einmal anfangen, wirkliche Sprachgeschichte — d. h. im Tiefenschnitt, nicht, wie es heute üblich ist, im Flächenbilde — zu treiben.

V.

Zum Wortschatz

Die vorhergehenden Kapitel haben die verschiedenen Quellen gezeigt, die im Berlinischen zusammenströmten, die geistigen Erlebnisse, die Anregungen, die in der Sprache widerklingen. Wenn sich für den Lautstand die Grundlage das Werden mit Deutlichkeit herauschälen läßt, so hat eine Betrachtung des Wortschatzes der Weltstadt naturgemäß viel weiter zu blicken, nach Seiten Auschau zu halten, die für die eigentliche Lautgeschichte nicht in Betracht kommen, seien sie zeitgeschichtlicher, seien sie psychologischer Natur. Denn überall dringt mit neuen Begriffen, mit neuen Anschauungen auch das Wort vor, namentlich hier, in einer besonders lebhaft aufnehmenden Bevölkerung, die zweifellos gerade auch mit dem Sinn für das Wort, das Wortspiel, den Humor des Wortes, für die Klangwirkung (d. h. nach der formellen, nicht nach der ästhetischen Seite) begabt ist. Wir versuchen, die verschiedenen Kreise, die das Wortgut des Berlinischen beeinflussen, historisch zu fassen.

Es kann freilich nicht unsere Aufgabe sein, auf sehr beschränktem Raume den gesamten Berliner Wortschatz zu behandeln *). Wir werden hier nur einige Grundformen herausheben können als eine Ergänzung zu den vorigen Kapiteln. Es wird sich zeigen, daß einerseits der Wortschatz die Geschichte, wie sie sich mannigfach verzweigt darstellte, spiegelt, daß er andererseits in der Neuzeit mit dem Niedergehen der eigentlich dialektischen Form eine Erweiterung in ganz neue Richtung erfährt.

Es hat sich im Vorhergehenden mehrfach ergeben, daß der Hauptteil unseres Wortschatzes, im besonderen die Namen für Dinge unserer engsten Umgebung, jahrhundertealt, altererb't ist. Daneben ist anderes Wortgut dem Wechsel unterworfen: Wörter, Sachbezeichnungen lösen sich in gewissen Fällen ab; der Einfluß neuer Sprachströmungen macht sich geltend: die nd. Bezeichnung wurde

*) Wir hoffen, ein etymologisches Wörterbuch des Berlinischen für später ins Auge fassen zu können.

durch die ostmitteldeutsche, diese durch die hochsprachliche Form ersetzt. Der dreier der nd. Zeit wird vom „Dresler“, dieser vom „Drechler“ abgelöst; für nd. möle, mölle drang omd. „Mülle, Wille“, dafür „Mihle“ (hochsprachlich Mühle*) ein. Das alte „verzählen“ erzählen, das im 18. Jhd. allgemein galt, wird Ende des 18. Jhd. als „pöbelhaft“ (bei Moritz) gebucht. So ist auch neben „Discher“ (nd. und md.) früh ein an die Hochsprache angelehntes „Dischleer“ (mit der üblichen Betonung) getreten, das z. B. Glasbrenner verwendet, oder an Stelle von „leben (lōben“ glauben) (S. 86) ein nach der unumgelauteten Form „glauben“ gebildetes „lōben, (lōbm)“ das vermutlich als feiner galt. In anderen Fällen kann das Absterben der Dinge, das Aufkommen neuer Verhältnisse den Wandel bedingen. Wenn manches selbst über die Zeit der Geltung hinaus in neuer Bedeutung erstaunlich fest bleibt (Froschen, Silberfroschen, sechs Dreier usw., während das Bierpuppenstück, 4 gute Groschen = 50 Pfg., vergessen ist), so ist doch unter veränderten Lebensbedingungen manches andre Wort abgestorben. „Fuscher“ (Pfuscher) und „Störer“ sind uns heute nicht mehr die unzünftigen Arbeiter, und der „Stadenseker“ des Tiergartens (z. B. Wendlandsche Chronik 1690 bis 1696) ist ebenso nur noch historisch verständlich wie der „Heidereuter“ oder der „Schirrmeister“, der die Abfuhr des „Gassenkots“ beaufsichtigte. Die „Strohkranzrede“, scherzhafte Zeremonie am 2. Tage der Hochzeit, wenn die Braut mit dem Strohkranz in den „Weiberorden“ aufgenommen wird, wie sie bei den Töchtern Friedrich Wilhelms I. z. B. statt hatte, gilt Ende des 18. Jahrhunderts schon als ländlich, das Wort wird vergessen. Das große Klatschzentrum im 17. und 18. Jhd. war „das Fischmarkt“, wo alles sich traf, alle Neuigkeiten besprach, „das Fischmarkt sagt, berichtet“, steht damals unendlich oft für „man erzählt, man klatscht**“). „Feuertienen“

*) Alle drei Formen leben noch in der Mark in verschiedener Verteilung. Mit Teuchert, Brandenburgia 34, 180 in diesem Nebeneinander und Verschieben der nd., der md.-mundartlichen, der hochsprachlich-entrundeten Form dialektgeographische Möglichkeiten zu sehen, hat sprachgeschichtliche Bedenken.

**) Fr. W. I. an L. v. Dessau: „Dieses ist keine Historie vo(m) fis(m)arkt, es ist gewiß.“ Küster, Altes und Neues Berlin 3, 52 (1756): In der Nähe der Fleischscharren „findet sich der Berl. Fisch- und gegenüber der Kraut-

(bezw. „Wassertlenen“), die mit Wasser gefüllten Eien, die gegen Feuergefahr bereit stehen mußten, sind neben unserer Feuerwehr überflüssig geworden *), während sich die Marktleute des kleinen Heißbüchens, der „Feuerforje“ (ein obf. Wort, nd. „Riefe“) noch nicht ganz ent schlagen können. Die „Perjemite Perchtemite“ Pyramide (die Wortform ist obf.) ist durch den Weihnachtsbaum im Laufe des 19. Jhd. erst verdrängt, auch „Brummer“ und „Walddelbel“, einst wie die „Dreierschäfchen“, wichtige Bestandteile des Weihnachtsmarktes, sind wie dieser selbst, verschwunden. — Ist hier das Wort mit der Sache abgekommen, so bleibt in anderen Fällen die Sache, aber der Name macht dem moderneren, vornehmeren Platz: Die „Docke, Locke“, mit der die kleine Berliner in z. B. zu Paul Gerhards Zeiten spielte, ist durch die „Puppe“ ersetzt; die Garn- und Baumwolldocke lebt fort. Der Material- wie der Vorkosthändler, der Mehl und Vorkostwaren (Hüllensfrüchte) feilhält, wird jetzt meist durch den „Roofmann“ ersetzt. Die „Tabagie“ trat vor dem „Restaurant“ zurück. Zeitausdrücke (z. B. „Kaffe(erie)cher“) werden vergessen; Modeausdrücke sind nur kurze Zeit im Umlauf (man denke hier an zahllose Redensarten: Du ahnst es nicht, das ist nur äußerlich usw.).

In andern Fällen wandelt sich der Inhalt, schwächt sich ab, verliert die Bedeutung: Nach einer Beleidigungsklage von 1609 schimpfte die Beklagte den Mann „einen kahlblettichen (= kahlplättig, mit einer kahlen Platte, Glase), Schwarzbertichen Schelm und Dieb“ die Frau „eine aufgesteubte aufgedrummelte Hure“, d. h. die öffentlich (bei Trommelschlag) gesteuert worden ist; ausgetrommelt verstärkt, unterstreicht hier das Ehrenrührige der Strafe, so wird es zum Beiwort, das kränken, das verschlechtern soll. 1780 bedeutet ein ausgetrommeltes Gesicht (an sich hätte das

und Obstmarkt. Jenen könnte man nicht unbillig die Börse der Berl. Weiber und Mägde nennen, maßen man insgemein von den allhier täglich häufig zusammenkommenden Frauenleuten die ersten Nachrichten von dem, was in Berlin Neues vorgeht, zu hören pfeget. Unstreitig ist daher das allhier ganz bekannte Wort entstanden: Fisch- und Marktzeitung. (Vgl. auch Friedr. I. Briefe, Berner S. 270, 271.)

*) Dagegen konnte Eiene, da es auch märktisch-dialektisch ist, z. B. als Obstmaß erhalten bleiben.

gar keinen Sinn): eine häßliche Person, und wieder 100 Jahre später ist der Ausdruck in diesem Sinne verloren; stärkere, nicht abgebrauchte sind an seine Stelle getreten. Diese wenigen Beispiele für die Möglichkeiten des Wortwandels, des Vergehens müssen hier statt vieler ausreichen.

Aber gibt man altes Gut auf, so treten dafür im 19. Jahrhundert neue Möglichkeiten auf; Entlehnungen aus der Hochsprache, aus anderen Mundarten usw., aber auch eigene Weiterbildungen, Bedeutungswandel, in einigen Fällen selbst Neubildungen im Sinne ganz neuer Lautgruppen (z. B. Kadau). Hier erhält der Typus „Kaffe“ sofort seinen Namen. Neuerfindungen haben eigene Wörter, die wirklich als provinziell gelten können*), kaum erzeugt, dagegen haben die fremden Bezeichnungen oft Berlinisierungen erfahren (Kientopp), Fortbildungen; vielfach spricht sich die berlinische Art in einer Bedeutungsentwicklung aus, sei es aus gewandelten Verhältnissen (Budite, Stampe), sei es in einer neu gefundenen Beziehung (manoli, knorke), in Bedeutungsverchiebungen, variierungen. In diesen Neubeziehungen (S. 184 ff.) der Fähigkeit, Beziehungen zu sehen und herzustellen, liegt m. E. die bedeutsamste schöpferisch-sprachliche Kraft des Berlinischen. Auf ihnen beruht sein Ruf, der unbestritten ist, wieviel man auch sonst am Berliner zu mäkeln hat, so daß manche dieser Bildungen neuerdings auch anderwärts in die Umgangssprache anderer Gruppen aufgenommen werden**).

Der alte berlinische Wortschatz ist mit den Mitteln der allgemeinen Sprachgeschichte zu fassen, es wird nur die Frage des Woher zu stellen sein, demgegenüber ist für diese jungen Formen fast immer die geistige Anregung des Wortes zu erfragen, der Wille des einzelnen, der doch die Art der Gesamtheit so trifft, daß das Wort von ihr übernommen wird, denn nur die Gesamtheit entscheidet; sie ergreift oder sie verwirft. Es ist nochmals zu

*) Sehr häufig dagegen scherzhafte Bezeichnungen: „Mudeptke“ u. d. (schallnachahmend) für den Motor (S. 183), „Braumobil mitn kessen Klammeraffen uffn Rüttelpolster“ u. dgl.

**) Selbstverständlich sind zu allen Zeiten Berliner Bezeichnungen für Dinge, die hier entstanden, hier benannt sind, mit diesen selbst übertragen, z. B. Singakademie.

erwähnen, daß diese Gruppe erst in der Neuzeit in die Erscheinung tritt. Die lokalen Wortgebilde dieser Art wurden natürlich in die älter überlieferte Schriftsprache nicht aufgenommen. — Aber es ist doch nicht nur dies. Die neue Entwicklung hängt auch eng zusammen mit der Auffassung des Berlinischen als einer besonderen Sprechform, einer Sprechform, die der Gebildete vornehmlich in Übermutslaune ergreift*), und in der er sich nicht gebunden fühlt durch das Gegebene. Vielfach ist es gerade dieser, der oft gar nicht aus Berlin stammt, der das neue Wort, den neuen Ausdruck, die neue Beziehung in irgendeinem Gassenhauer, auf der Bühne, in einem Tanzschlager, einem Witz usw. prägt. Aber das Ausschlaggebende ist doch, daß es den Geist der Masse spiegelt, daß die Masse das Wort aufnimmt: Hierdurch wird es zum berlinischen gestempelt.

Dieser Bedeutungswandel, diese Kraft der Neubeziehung trifft nicht nur Wörter, sondern vielfach gerade Redensarten. Hier begegnet sie einer allgemeinen volkstümlichen Neigung, Zurufe usw. mit einem Witz, einem Reim, oft ganz sinnlos überhaupt nur zu verlängern, zu „verquatschen“, die z. B. in der Spielsprache der Kinder, der Ungebildeten überall zum Ausdruck kommt. Gibt sie doch einem solchen Zuruf, Ansporn usw. mehr Intensität, läßt auch für den Sprechenden, besser den Rufenden, die Spannung nicht so jäh abfallen: „Platz! — Platz vorn Dreier! — Platz vorn Dreier, de Wurscht is deuer.“ Oder in anderem Zusammenhang: „Is ja allens da — is ja allens da, is ja nich wie bei armen Leuten — 6 Kinder und keen Bette.“ Diese Neigung ist, wie gesagt, Gemeingut, nicht auf Berlin beschränkt. So sind zahlreiche Redensarten**), deren Weg man nachweisen kann, entstanden, viele andere, bei denen wir nur noch das Resultat sehen. Die Schülersprache ganz besonders ist hier tätig, wie sie ein besonderer

*) Im Augenblick reicht das Berlinische viel weiter als in den vorangegangenen Jahrzehnten.

**) Z. B. „ik lach mir'n Aft“. Aft ist so viel wie Buckel, einen Aft lachen also sich schief, sich bucklig lachen, sich vor Lachen krümmen. Dann die Weiterbildung, die Aft im Sinne des Baumastes nimmt: „ik lach mir'n Aft und seh mir druf.“ An die vielen Witze, die sich aus der Doppeldeutigkeit, von Aft weiter geboten haben, braucht hier nur kurz erinnert zu werden. Vgl. S. 191 ff.

Träger des Berlinischen ist. Man denke z. B. an die vielen Variationen für Drohungen, wie N. B. *) z. B. eine große Anzahl zusammengestellt hat, und doch wird jeder Leser leicht imstande sein, sie zu vervollständigen oder etwas abweichende Formen für die gegebenen anzuführen, weil eben hier alles in stetem Fluß, in immer neuer Variierung ist (S. 193).

Daneben bereichert sich der Wortschatz weiter durch Aufnahmen von außen; so ist „mit'n sislaweng!“ wahrscheinlich aus der Sport- und Spielsprache, vom Ballspielplatz niederdeutscher Gauen her, seit den 80er Jahren vorgebrungen. Zuweilen auch wird ein solches Wort dann falsch verstanden und wiedergegeben: der „Krabbelwagen“ (ein Bücherwagen), der vor kurzem in der Nähe des Bahnhofes Friedrichstraße stand und mit der Losung „Krabble, trabble, krabble!“ zum Bücherausuchen aufforderte, meinte nicht „krabbeln“, sondern „grabbeln“, das nd. „in die Grabbel greifen“, das ein blindes Herausgreifen bedeutet. —

Soweit der Berliner Wortschatz alt ist (d. h. das der Sprache ursprünglich angehörige Gut, das nicht erst durch die besondere Stellung und Geistesart der jüngsten Periode geschaffen ist), wird er sich auch in andern Wörterbüchern wiederfinden; wir werden sehen, wieviel nd., wieviel omd. und sonst nachzuweisendes Gut in dem älteren traditionellen Wortschatz steckt, wie vieles aus andern bekannten Quellen herströmte. Nur daß hier, wo im 16. Jahrhundert zwei Sprachkulturen, die nd. und die omd., sich verbanden, das Mischungsverhältnis ein anderes ist als in geschlossenen Dialekten, in die aus dem führenden Hochdeutschen nur Lehngut einbringt **). Dagegen beobachtet man hier wie überall, daß das, was die Zuzüglinge der neuesten Zeit an dialektischem Gut einbringen, für die Sprachbereicherung, den charakteristischen Wortschatz gering

*) N. B. kürzen wir den „Wichtigen Berliner“ s. Kürzungsverzeichnis.

***) Es sei auch hier noch einmal nachdrücklich, wie schon an anderen Stellen des Buches, auf die Entsprechungen in anderen märkischen Städten, namentlich Brandenburg, hingewiesen. Man vergleiche einmal den Wortschatz von Brandenburg, den Maas, Nd. Jb. 4 S. 34 (1875) gibt, mit den beiden ersten berlinischen Gruppen, der nd. und der omd. Außerordentlich wichtig scheint mir aber auch sprachgeschichtlich/prinzipiell, daß man sehr vieles von dem omd. Material auch über die Stadt fort im ländlich-märkischen Wortschatz findet, wo es heute als „platt“ gilt.

ist. Nur wenn unter günstigen Verhältnissen eine größere, geschlossene Gruppe *) in kulturellem Übergewicht wirkt, hat sie einen irgendwie nennenswerten Einfluß. Der Anteil einzelner dagegen wird aufgesogen, es sei denn, daß sie, wie Seite 144 erwähnt ist, von einer bestimmten Stelle her die Menge, die Zeitmode beeinflussen können, sei es literarisch, durch Zeitungen, Bücher, Couplets, von der Bühne her, sei es neuerdings z. B. auf dem Sportplatz oder schließlich in irgend einem großen Betriebe der Industrie. Auch die Börse ist zu nennen. Überall ist aber die aufnehmende Menge nötig, mindestens der Kreis, der das Wort billigend von Mund zu Mund weiter gibt. — Von dem, was in die Hochsprache immer neu eindringt, erreicht nur noch ein Teil das „Berlinische“. Anders früher, als „berlinisch“ hier Gemeinsprache war; damals mußten alle derartige Aufnahmen naturgemäß diese berlinische Umgangssprache bereichern. Das heutige „Berlinisch“ hat demgegenüber eine neue Färbung. Es nimmt über die Gemeinsprache hinaus Wörter auf, die von dieser als unedel verworfen sind, z. B. feffern (hinwerfen, für pfeffern, wohl zu pass, oberf. peffern neben (p)effern), abtragen usw., wie es ja auch viele Wörter bewahrt, die die Gemeinsprache aufgibt.

Wir haben hier nicht die schwierige Abgrenzung zwischen dem mundartlich gefärbten „berlinischen“ Wortschatz, dem der allgemeinen Umgangssprache in Berlin, die nicht eigentlich „berlinisch“ in ihren Lautformen ist, und weiter der norddeutschen Umgangssprache und der Hochsprache zu beobachten, die für ein Wörterbuch des Berlinischen die schwerste Grundfrage sein wird, aber wir müssen mit einem Wort wenigstens kurz auf sie hindeuten.

Als „berlinisch“ wird man das gelten lassen, was aus der älteren Dialektform bewahrt ist; ferner, was, im Gegensatz zur Hochsprache stehend oder von andern als lokal begrenzt empfunden, hier in die Umgangssprache eingefügt ist, z. B. „Strippe, Bestinge, Buletten“; weiter von den Bildungen der Neuzeit diejenigen, die von der Masse der „berlinisch“ Sprechenden ernsthaft oder scherzhaft ergriffen sind, wie „dufte, schniete, keß, manoli, Rientopp, etepetete“ u. dgl. Zu den entscheidenden Trägern der Sprache hat

*) So in neuerer Zeit noch das Jüdische.

man neben der Klasse, für die das Berlinische nach Lautstand, Syntax selbstverständliche Sprachform ist, alle die zu rechnen, die noch sprachlich produktiv sind, z. B. die Schüler*) aller Kreise, nicht aber alle diejenigen Berliner, die es gelegentlich in gewisser Stimmung sprechen und die Masse nicht mehr erreichen können. Manches Wort mag in Berlin durch Berliner entstanden sein, ohne „berlinisch“ zu sein. Man kann bei Glasbrenner oder in den jüngeren Auflagen des „Richtigen Berliner“ eine ganze Menge solcher unberlinischen Wörter aufweisen. — „Unverfroren“ oder „Sekt“ in der Bedeutung Schaumwein sind in Berlin entstanden**), aber in die Allgemeinsprache übergegangen und ihrer ganzen Anwendung nach Hochsprache, zum mindesten das letzte, nicht berlinisch. — Dagegen ein Wort wie „Bibi“ (S. 196), das hier nicht entstanden ist, das auch anderwärts weit verbreitet ist, das aber in die Sprache der Dialektträger aufgenommen ist, nur hier und nicht auch in der Hochsprache lebt, wird man als „berlinisch“ gelten lassen.

Unsere Aufgabe in einem ganz kurzen allgemeinen Überblick kann natürlich nur die Betrachtung des typischen Gutes sein, einmal die Beobachtung alter, aus der festen Dialektform in die heutige übernommener Lokalausdrücke, zweitens die im Sinne dieser Dialektform jünger aufgenommenen, im Sinne der speziellen Eigenart des Berliners neu entwickelten Formen und Redensarten.

So wird sich die Betrachtung von selbst in zwei große Abteilungen gliedern, 1. der ältere allgemein entwickelte Wortschatz, wie er hier aus verschiedenen Quellen, nd., omd., aus verschiedenen Standessprachen usw. zusammengestossen ist. Dieser Bestand ist mit dem gewohnten etymologischen Mitteln philologisch zu fassen.

*) Doch ist natürlich auch hier die Frage zu stellen, wie weit ein Wort berlinisch oder Pennälersprache ist. Ein „Busenfreund“ für „Busenfreund“ z. B. das l. Madens in seinen Zusätzen zu R. B. in der 3. f. Volkstunde 35 aus der Schülersprache anführt, wird man der Pennälersprache zurechnen, nicht aber als eigentlich „berlinisch“ bezeichnen können.

**) Zu den Wörtern, die in Berlin gebildet, von hier weiter übernommen sind, gehören natürlich die Namen von Institutionen, die zuerst in Berlin entstanden, s. o. Singakademie, oder in Berlin aufgenommene Lehnwörter wie Droschke.

Der größte Teil findet sich, wenn auch nicht in gleicher Kombination, auch in den Wörterbüchern anderer Gegenden oder gewisser Stände (Berufe).

Die 2. Abteilung betrachtet vornehmlich das jüngste Gut, umfaßt die Berliner Wörter, Redensarten, die in neuer Zeit in Vergleichen, Verlängerungen, „Verquatschungen“, wenn man will, durch besondere Beziehung eines Namens, eines Wortes entstanden sind, die typisch berlinischen Aufnahmen, das Wortgut, an das man jetzt zuerst beim Worte „berlinisch“ denkt. Auch hier ist sehr vieles nicht in Berlin entstanden, es wurde berlinisch, wenn es, in Berlin übernommen, im berlinischen Typus mitklang. Im Gegensatz zur 1. Abteilung sind die Worterklärungen hier mit philologischen Mitteln kaum möglich, weil diese Bildungen eben nicht lautlich, sondern psychologisch, zeit- und lokalgeschichtlich, zu bewerten sind, im Augenblick, aus einem zeitlich oder örtlich nahe liegenden Vergleichsmoment angeregt, das aufzudecken oft nur ein glücklicher Zufall noch ermöglicht *).

Es werden uns also mehrere recht verschiedene Gruppen beschäftigen. Der ersten, die der Betrachtung des altüberlieferten Sprachgutes gewidmet ist, rechnen wir dabei auch jene Wortgruppe zu, die nicht eigentlich als „berlinisch“ gilt, dem Berliner kaum als „berlinisch“ bewußt ist, sondern ihm vielfach als Hochsprache gilt, weil sie auch durchaus ohne die eigentlich berlinische Sprechform, Lautform besteht. Es ist der familiäre lokale Wortschatz, wie er sich in jeder Stadt für die Dinge des alltäglichen Umgangs erhält, Bezeichnungen, die im Haushalt, in der Küche, im engsten Kreise leben und nicht von der Schriftsprache erfaßt und verdrängt werden. Kretschmer hat seiner „Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache“ gerade die Form Berlins, die nicht als Dialekt, sondern

*) Ähnliches zeigt Streitberg sehr hübsch an zwei Münchener Redensarten (Germ.-Rom. Monatschr. 1925 S. 46): Die 1919 dort beliebte Umschreibung „er hat'n Zylinder“, d. i. er ist wütend, war philologisch unverständlich. Erst als 1920 an ihre Stelle in gleicher Bedeutung „es stinkt ihm“ trat, erkannte man, daß beide vom Auto hergenommen sind. Das zischende Auspuffen des Zylinders machte den Eindruck des Zornigen. Allmählich wurde der Vergleich des Wütenden mit dem zornigen Zylinder übertrumpft durch die zweite Stufe, das Stinken.

nur als Umgangssprache gefaßt ist, zu grunde gelegt*). Er behandelt u. a. etwa Abendbrot (anderwärts: Abendessen, Nachtessen, Nachtmahl, Abendmahl). Buletten (: Frikka(n)dellen, Bratklops, Briselett u. a. m.). Dicke Milch (: Dickmilch, saure Milch, geronnene, gestandene, gebrochene, gestockte Milch, Setzmilch, Schluder, Schlabbermilch, Schlotter, Schluderer u. a. m.). Einen Unterschied, ob der Vorgang natürlich oder künstlich gefördert ist, der mancherorts im Namen gemacht wird kennt Berlin auch nicht. Ebenso faßt man in Berlin auch in Pflaume (Flaume) die Pflaumen und Zwetschen anderer Gegenden zusammen**). Gänselein (: Gänsegetröse, geschnirt, geschnader, spfeffer, geschlächt, Gansjung usw.). Besinge, Blaubeeren (: Heidel, Dickbeeren, Schwarzbeeren, Molbeeren, Laubeeren usw.). Mohrrüben und Schoten (: Wurzeln, Möhren, gelbe Rüben; Erbsen, grüne, junge Erbsen, Pöhlerbsen, Zuckererbsen usw.). Napfkuchen (Puffer, Bundkuchen, Mischkuchen, Topfkuchen, Form-, Nährkuchen, Bube, Gugelhupf). Pfannkuchen (Berliner, d. i. Berliner Pfannkuchen, Dörsenauge, Apfelfkuchen, Krapfen). Scheuer-, Schauerlappen und Schrubber (Feul, Feudel, Aufnehmer; Leuwagen). Handfeger und Müllschippe (Handbesen; Kehrschaufel, Schmutzschaufel, Müllschaufel, Kehrblech). Schippe (Schaufel, Spaten, Escher usw.). Strippe, s. S. 211 (Bindfaden, Schnur, Spagat, Kordel). Rolle (Mangel). Blaten (schwalgen, rußen, rauchen). Kaufmann (Krämer, Spezereiwarenhändler, Kolonialwarenhändler usw.). Ludentisch (Loonbank, Thete, Trefe). Schlafbursche (Wettgeber, Schlafgänger, Schlafsteller). Schlittern, schlidder (glandern, faskeln, glitschen, glinsen, schorren, schurren, schleistern, schlindern, schlickern, schuffeln, ruscheln, schleifen, schliffen) u. a. m. — Auch für die „Schreibergärten“ anderer Städte hat B. sein eigenes Wort „Laubenkolonie“.

*) In sehr vielen Fällen geht Berlin primär oder sekundär, ursprünglich empfangend oder in jüngerer Zeit gebend, mit dem Mitteldutschen gleich.

***) Auffällig ist es überhaupt, daß bei der scharfen Einstellung des Berliners vielfach nur eine Bezeichnung ausreicht, wo andere Gegenden scheiden, z. B. Licht und Kerze, vielfach Fuß und Wein (hier spielen gesellschaftliche Rücksichten mit), Schuh und Stiefel, Haden und Absatz bzw. Ferse.

Dieser Liste, die natürlich sehr verlängert werden kann, seien noch einige aus speziellen Berliner Verhältnissen entstandene Wörter zugefügt, wie „Hängeboden“, „Trockenwohner“, „stilller“ oder „stummer Portier“, „Gartenhaus“ für Hinterhaus in besseren Wohngegenden; „Schrippe, Blechschrippe“, „Weiße“ (Glas Weißbier, während die „Klauweiße“ schon mehr „berlinisch“ anmutet, „Weiße mit Himbeer, mitn Schuß“.)

Es handelt sich also hier um in B. allgemein angewandte Ausdrücke, die provinziell begrenzt sind, Lokalwörter, die auch da gebraucht werden, wo der Lautstand nicht „berlinisch“, sondern hd. ist. Der Berliner empfindet sie nicht als besonders, als abweichend von der Hochsprache, höchstens fallen ihm an andern Orten andere mißliebzig auf.

In einigen Fällen sind Sonderbedeutungen allgemein gebrachter Wörter anzuführen, von denen übrigens die meisten in der norddeutschen Umgangssprache oder Vulgärsprache weitere Verbreitung haben, etwa „Ende“ für ein Stück Weges, „Ecke“ in derselben Bedeutung, „'ne ganze Ecke“, ein weiter Weg, „laufen (lofen)“ für gehen, „sich haben“ („hab dir man nich so“) sich zieren, pimpeln, „es tut sich was“, viele Leute sind da, und manches andere mehr.

— Unsere Zeit führt, voll erklärlich aus der allgemeinen Zeitlage, der stärker demokratisch gerichteten geistigen Einstellung, überall eine gegen früher gelockerte Form in der Sprech- wie Schreibsprache durch, d. h. sie läßt überall mehr lokal gefärbten Spuren, auch in der höheren Umgangssprache Raum, als die jüngst vergangene Zeit; damit dringen auch „berlinische“ Ausdrücke heute leichter in Schichten, die sich vordem ihrer enthalten haben.

* * *

Die Zahl der Zusammenstellungen des Berliner Wortschatzes ist, wenn man an die vielen Zeitungs- und Zeitschriftenaufsätze denkt, nicht ganz klein. Im Kampfe gegen die „berlinischen Sprachfehler“ brachten schon ältere Grammatiken kleine berlinische Verzeichnisse (Moritz, Heinsius). Die erste umfangreiche Zusammenstellung von Ausdrücken der Berliner Diebsprache (Notwelsch), die, wie die Ausführungen Seite 171 ff. zeigen, von uns nicht übernommen werden kann, gab 1847 Zimmermann, Die Diebe in

Berlin I, 141 ff. Vielfach sind den Büchern, die sich mit Berliner Erinnerungen, Berliner Wesensart beschäftigen, auch Betrachtungen über den Wortschatz beigegeben, z. B. Laverrenz, Berliner Volkswitz, oder A. Kallikutenberg, Das gute alte Berlin Seite 122 ff., 83 f. und zahlreichen anderen, unter denen es genügt, als eines der neueren H. Lederer, Uns kann keiner, zu nennen. Sie alle haben aber ebenso wie die vielen gutgemeinten Zeitungsartikel höchstens Materialwert. Wo sie sich, was allerdings sehr beliebt ist, an Erklärungen wagen, sind sie dilettantisch und unbrauchbar.

Ein Berlinisches Glossar gab 1873 Trachsel heraus, angeregt durch Londoner Slang-Glossare, das namentlich den Wortschatz der bürgerlichen Umgangssprache zu Grunde legt und noch nicht sehr weit über diese hinausgeht; einige stärker ländliche Ausdrücke sind als Charlottenburgisch bezeichnet. Am bekanntesten und weit verbreitet ist „Der Richtige Berliner in Wörtern und Redensarten“, 1. Auflage von H. Meyer 1878, 10. Auflage besorgt von Mauer mann 1926*). Brendicke gab in den Schr. d. B. f. G. B. 29 (1892) und 32 Beobachtungen zum Berlinischen, Der Berliner Volksdialekt, und stellte in Band 33 ein Wörterverzeichnis, Berliner Wortschatz zu den Zeiten Kaiser Wilhelms I., zusammen.

Das Wörterbuch des Berlinischen, das wissenschaftlich befriedigen könnte, das bei historisch-etymologischer Anlage im Streben nach Buchung des erreichbaren Schatzes von Wörtern und Redensarten, ohne Rücksicht auf den Inhalt**), gerade bei dem reichen Zusammenstrom, bei dem Auf- und Abebben, den verschiedenen Anregungen zu allen Zeiten, bei der faßbaren Entwicklung vieler Redensarten wissenschaftlich ebenso fruchtbar, wie für den Laien interessant sein könnte, dem es ein Abbild des Berliner Lebens und Denkens durch den Wechsel der Jahrhunderte gibt, das kritisch zwischen dem eigentlich

*) Hier gekürzt „N. B.“ zitiert. Zahlreiche Zusätze, meist Lesefrüchte, einiges aus der Schülersprache, gibt Mackensen, Z. f. Volkskunde 35, 43 in Besprechung der 9. Auflage.

**) Der Richtige Berliner legt das Gewicht in den neueren Auflagen sichtlich auf den witzigen amüsierenden Teil.

berlinischen Gut und den Eintagsbildungen scheidet, fehlt noch vollkommen. Wir stehen hier hinter anderen Städten und Landschaften zurück.

* * *

Der allgemeinen Bestimmung des Buches entsprechend ist in diesem Teile von irgend welcher phonetischen Schreibung, auch nur so leichter Art, wie sie in Kapitel VI gewählt ist, abgesehen. Eine solche ist auch nicht einmal ganz durchführbar, da die verschiedenen Kreise, die z. T. den gleichen Wortschatz brauchen, ihn sehr verschieden aussprechen, berlinisch oder hochsprachlich. Eine Gleichmachung, wie sie immerhin nicht ganz zu vermeiden ist, bietet ein schiefes Bild, da Wörter und Redensarten vielfach auch ohne die voll berlinische Lautform gebraucht werden, und wiederum bei berlinischer Lautform mannigfache Abstufungen vorkommen. Die Gründe für diese doppelte Aussprache im gleichen Munde waren oben schon angeführt. Doch mußte hier eine einigermaßen einheitliche Form gewählt werden, die, ohne phonetisch zu sein, den auffälligeren Eigenheiten des berlinischen Lautstandes folgt, dabei aber, um für weitere Kreise nicht unlesbar zu sein, sich an die herrschende gewohnte Rechtschreibung anschließt. In dieser letzten Forderung lag der Verzicht auf alles philologisch Wünschenswerte, z. B. die Darstellung der Auslautverhärtung. Wir begnügen uns also im allgemeinen mit der Anwendung von j für g, o, e für au, ei; st, sp sind wie in der Hochsprache als st, sp zu lesen.

Wir müssen ferner davon absehen, in jedem Falle die in Berlin populären Worterklärungen, die von den unstigen abweichen, immer erst zurückzuweisen, anzugeben, warum wir sie nicht annehmen. Gerade im Berlinischen, um das die Wissenschaft sich so wenig gekümmert hat, sind „volksetymologische“ Erklärungen, ein einfaches, unbekümmertes Diktum, sehr geläufig, die sich gewöhnlich schon bei Betrachtung der älteren Vorstufen als falsch ergeben. Wir müssen uns schon des beschränkten Raumes wegen damit begnügen, nur die Erklärung zu geben, die wir überhaupt für erwägenswert halten.

Es war in den früheren Kapiteln ausgeführt, daß mit der im 16. Jahrhundert eindringenden neuen Sprache auch vielfach ein neuer Wortschatz aus dem Ostmitteldeutschen*) einzog, Wörter wie „Strippe“ (obf. Strippe < Strüppe, oberdeutsch

*) Bei den engen Beziehungen zwischen mitteldeutschen, namentlich ostmitteldeutschen, und nd. Mundarten, wird man nicht immer ein Wort auf eine oder die andere Gruppe ursprünglich beschränken dürfen. Wir geben hier nur einige charakteristische Beispiele.

Strüpfle *), und „Stulle“ u. v. a. sind aus dem Ostmitteldeutschen aufgenommen, daneben aber blieben außerordentlich viele Wörter der täglichen Umgangssprache nd.; das altgewohnte Wort wird weiter gebraucht, zuweilen schwach verhochdeutsch. Zu diesen beiden Hauptquellen, der nd., der omd., fließt in Berlin, wo seit dem 17. Jhd. so viele Fäden zusammentrafen, zahlloses andere Wortgut hinzu.

Wir suchen zunächst einige Gruppen aufzudecken, die zum berlinischen Wortschatz beigetragen haben, begnügen uns freilich überall mit wenigen Beispielen, doch wird mag ja auf diesen ersten Anregungen leicht weiter bauen können.

I.

1. I. Niederdeutsches **) Gut. Auch nachdem Berlin die neue omd. Sprache übernommen hatte, blieben doch in weitem Maße gewohnte Bezeichnungen des Alltags in den alten Ausdrücken bestehen, eine Erscheinung, wie sie unter gleichen Bedingungen überall eintritt. Niederdeutsches Sprachgut mußte sich hier um so eher neben der neuen Strömung erhalten, weil ja zunächst nur die Oberklasse, der Gelehrte, der patrizische Kaufmann, hochdeutsch sprach und die weiteren Bürgerschichten erst von ihnen aus gewonnen wurden. So blieben Ausdrücke des Haushalts, des täglichen Lebens, des Lokalhandels, Zählungen, Maße, Lokalbezeichnungen in plattdeutscher oder leicht verhochdeutschter Form. Zudem stand man in steten Berührungen mit der ländlichen plattdeutschen Umgebung, die den Wortschatz, auf den sie Einfluß hatte (Marktwaren), am Leben erhielt. — In meiner „Geschichte der Schriftsprache in Berlin“, ist Seite 159 gezeigt, wie die Berliner

*) Das Verhältnis war so, wie es oben im Text gegeben ist, obgleich man in allen Wörterbüchern das Umgekehrte liest. Das mund. Wort für Bindfaden war strop, woraus niemals „Strippe“ werden konnte. Daneben besaß das Mnd. ein Wort für Lederöse strippe, das sich im berlin. für Stiefelöse erhalten hat, ohne nahe Beziehung zu Bindfaden. Vgl. im übrigen S. 211.

**) Es wird hier nicht streng nach der Herkunft geschieden, sondern auch nicht ursprünglich niederächs. Wörter, die doch aus dem märkischen Platt nach Berlin gedrungen sind, werden hier mit besprochen.

Ranzlei, auch nachdem sie hochdeutsch geworden war, zunächst doch noch die plattdeutschen Namen der Örtlichkeiten, „Soltzhalde, Koppermölle, Jödenschule, Möllenhof“ fortführte, erst allmählich trat Verhochdeutschung ein, der Mulkenmarkt (S. 48) wird zum Molkenmarkt, Jechol (S. 53) wird, nicht mehr verstanden, zu Jecholt, Jechholm oder gar Eckholm usw. Lange erhält sich halb- niederdeutsch der „Möllentham“ (so noch 18. Jhd.), ursprünglich „Mölandam, Möllendamm“, daneben doch schon seit dem 16. Jhd. auch die obs. Form „Müllentham, Millentham, Millendam“ schließlich, als dritte Stufe „Mihlendamm“, in der das ostmittel- deutsche „Mille“ vom schriftdeutschen „Mühle“ (entrundet *), „Mihle“) abgelöst ist (s. S. 47). Die einzelnen herrschenden Strömungen machen sich in den verschiedenen Formen geltend. Zuletzt siegt dann offiziell die Schriftsprache, doch ist „Millendam“ auch in der Gegenwart noch nicht ausgestorben.

Es bleiben zunächst noch Fachausdrücke auf allen Gebieten, so im Innungswesen, bei den Handwerkern, z. B. das alte „Gülde“ (Zunft)**); die „Meistertöste“, das Festessen, das bei der Meister- werdung den übrigen Zunftmeistern gegeben wurde, behielt den alten Namen, wie auch „Röste“ für den Hochzeitschmaus üblich blieb***). Daß die Zahl niederdeutscher Wörter im 17. Jhd. noch ganz beträchtlich ist, hat sich schon Seite 85f., 99 ergeben. Auch im 18. Jhd. ist hier noch viel mehr Niederdeutsches geläufig als heute: „schwarze, braune, grise †) und graue Schafe“. „Kindelbier“ Lauffest, „schräd“ schräg, „Wagen- Schur“ sind Texten des 17. und 18. Jhd. entnommen. Auf die vielen Wörter niederdeutschen Ursprungs, die Fr. W. I. braucht, war schon in anderm Zusammenhang ††) hingewiesen: „mit guhte und mit quat †††)“; „ich gehe nit von feiser ab und

*) Kap. VI, § 3.

**) Erstlichen sollen in dieser Stadt die Brewere ihre eigene Gulde haben. Städt. Gewerbes. II, 1577 (Stadtarchiv), oder Fib. II, 359: Guldemeister 1550.

***) Hochzeitsordnung 1580.

†) Gries ist schmutziggrau, auch von der Farbe des grauen Haares. In „Friesetel“, das N. B. verzeichnet, steckt noch dasselbe Wort.

††) S. 108f. Die Formen hier auszuschöpfen, fehlt der Raum.

†††) Böse (an Leop. v. Dessau).

wenn auch alles zu dremele*) gehe"; „kopwehtage“ Kopfschmerzen; „zukomen jar“ (verhochdeutsch aus der nd. Form „totomen jar“ künftiges Jahr); „gruse“ Rasen, so noch heute märkisch; „zerpilllet“ zerstreut; „rickejaun (rick)“; er tadelte 1732: der Koch „gehet sehr rik mit Fleisch und Butter“ um (verschwenderisch, reichlich) usw. — Man spricht im 18. Jhd. von einer „Kiege Semmel“, später gewöhnlich „Helling“, während die „Kule, Kaule“ Brot (d. i. Kugel) obs. Ursprungs ist. karyne böme (Floßholz) zu lat. carina Kiel, Schiff, verzeichnet das Berl. Stadtbuch Ende des 14. Jhd. bei Bestimmungen über den Holzhandel in Berlin. Dies Wort hält sich bis ins 19. Jhd. „Karinen, Karinbohlen“ heißt es auch in den Verordnungen der späteren Zeiten**). Gutzkow noch ist das Wort geläufig, das jetzt volkstümlich vergessen ist. Noch im 19. Jhd. tragen die fliegenden Händler, die Höker, die Marktleute, die Ausrufer das Nd. bis in die Straßen Berlins: „Fürsten! Käbieschen! Bäcklinge! kommt ji ruht (kommt heraus)!“ (S. 114).

Doch nicht die jetzt aufgegebenen Wörter interessieren uns, sondern diejenigen, die noch heute leben, deren Bereich wohl etwas enger geworden ist als in den eben angeführten älteren Gruppen: Fachausdrücke, Berufswörter sind zurückgegangen; geblieben aber oder z. T. in der jüngeren Einflußperiode neu eingedrungen sind außerordentlich zahlreich — wir geben nur eine ganz kleine Auslese — Wörter der familiären Umgangssprache, wie „Föhre“ Mädchen, „Föhren“ Kinder (s. u. S. 201), Namen der Körperteile: „Nese; faß dir an deine Nese“, in der niederen Sprache neben hd. „Nase“: Fr. W. I.: braucht das hd. Wort: „wo man nit die nahse in allen dreck selber stecket . . .***)“. Ebenso gilt „Flabbe, Flabbe †)“ (mütterlicher Mund, große Lippe) †), mehr

*) Nd. drömel, dremel, drümmel: kleine Stücke.

***) Z. B. Zollrolle 1710: Eine jede Cariene Holz, es sey Bau- oder Klufft-Holz, wan solches durch die Brücke passiret . . . Auch Frischs Wörterbuch nennt das Wort.

***) 1725 an Leopold v. Dessau.

†) Doch s. auch obs. „Flappe, Fleppe.“

††) Dann Tasche, Papiere. In dieser Bedeutung ist es dem Rotwelschen entnommen.

in der niederen Sprache, während „Schnute“: hd. Schnauze, „Pote“ neben omb. „Fote“ tritt. — Ebenso einzelne Funktionen der Körperteile: „irölen“ (s. S. 202), „kieken“: Fr. W. I. 1722: „in die acten kicken“; „ilupen“ stieren und „ilupsch“ von unten aufsehen; auch „abschulen“, heimlich abschreiben (nd. „schulen“ verbergen, schielen). „Geschwöge“, Schwäherei, Geschwäh, das Fontane anwendet, ist doch nicht allgemein berlinisch, wenn auch märkisch. Es ist bezeichnend, daß alle diese Wörter nicht einfach die Sinnesstättigkeit als solche, sondern mit etwas verächtlichem oder sonst minderwertigem Beiklang bezeichnen. — Dazu kommen Schimpfwörter wie „doof“, d. i. eigentlich taub mit der Bedeutungsentwicklung, die Ausdrücke der Minder Sinnigkeit oft durchmachen: Wer nicht mit allen Sinnen folgen kann, den hält man für dumm. Diese Bedeutung allein hat heute das nd. Wort in B. „doof“ gehört in die Gruppe der aus der groben Sprache vordringenden Wörter wie „Pote“. Der gebildete Berliner des 18. Jhd. hatte die der obs. Form entsprechenden Wörter „Fote“, bzw. „doob“ für taub. — Daß die nd. Gruppe gerade an Schimpfwörtern reich ist, ergibt sich schon aus dem Verhältnis des Niederdeutschen zum Berlinischen, das wir schilderten, die Unterklasse, die kein Blatt vor den Mund nahm, war länger mit dem Nd. in Berührung, viele nd. Wortformen kamen mit der Strömung von unten herein, vergl. etwa den Gebrauch von nd. „oll“ zu hd. „alt“, die an sich daselbe besagen, in der Bedeutung aber nun weit auseinander gehen; „Blackschiffer“ (für nd. schiter) braucht Fr. W. I., weiter „dösch“ u. v. a.

Natürlich sind auch vor allem solche Wörter geblieben, die im Verkehr mit der Landbevölkerung, den Höckerfrauen auf dem Markte übliche Ausdrücke waren, „Volle, Besinge (S. 164), Sprutenkohl“. Niederdeutsch sind auch die „Fenne“ im Grunewald und anderwärts („Quappen spielen im schlammigen Fenn“ Schmidt v. Werneuchen). Geblieben ist auch das charakteristische „Heide“ (S. 28) in der Bedeutung „Wald“: Wuhlheide. „Kavelland“ war ursprünglich ein Kostteil in der Ulmende. Vergleiche z. B. Stadtbuch, Fid. I 34f.

Liernamen, namentlich solche von Tieren, die die Knaben fingen, für die sie Interesse hatten: P a d d e für den braunen Land-

frosch, (in der Mark auch für den grünen Wasserfrosch). Stekerling, Stichling. Seitdem das Fischen in der Spree seltener, seit sie nicht mehr wie früher als Fischgericht gebräuchlich sind, gerät das nd. Wort wohl mehr in Vergessenheit. — Der Angler hat weiter für die „Pireser (Piräs)“, die Regenwürmer, zu sorgen. „Piräs“ lumbricus nennt J. L. Frisch (in einem Brief an Leibniz, 30. I. 1710) „unter den vocabulis marchicis die andere nicht leicht verstehen“. Doch ist das Wort nd. sehr verbreitet, auch in Ostpreußen und anderwärts. Auch die zahlreichen Weiterbildung, Piresel, Piras*) finden sich in den märkischen Dialekten. Schillebold, Libelle („Der erste Schillebold umfliegt des Birnbaums Narbenast“ Schmidt v. Werneuchen), wird ebenfalls von Frisch 1741 gebucht. Kalitte**), Kohlweißling; Töle Tele Hund. Auch die Flöhe für den Floh hat nd. Form.

Maße: Liene (s. o.). Schon im Stadtbuch, Ende des 14. Jahrhunderts wird z. B. der Zoll für eyn tyne boteren auf 1 Pfennig angelegt; „Fischliene, Liene Obst“. Feuer- bzw. Wassertienen mußten früher für Feuergefähr bereit stehen.

Hausgeräte: „Schrubber, Emmer, Letter***), Spinde“, das bei Canik als besonders charakteristisch für die Mark hervorgehoben wird, „Klocke“ (so auch bei Fr. W. I., Moritz), „Natel“ (Zollordnung 1632, Moritz), „Piepe“ s. S. 207 f.) und „piepen“ (An den Kalmus piepen wir nich).

Kleidung: Auf das Nd. geht der männliche Artikel in „der Duch, der Halsduch“ (jetzt wohl zurückgedrängt durch die hd. Form) zurück. Aus der Sprache des hansischen Tuchhandels stammt „pief (fein)“ s. S. 207.

*) Vgl. Brandenburgia 35, 49. Ebd. auch Pijak < Piras. („Daumade“ ebd. ist wie Daumurm ein weitverbreitetes, auch märkisches Wort für den Regenwurm, wie die Bauern erklären, weil die Regenwürmer namentlich beim Laufall vorkommen.) Vgl. das verwandte schwed., norm. piräl, dünner Lal, Wurmfisch. Die Übertragung Pijak auf Zigarre lag nahe.

**) Kalitte, Kalitte, siehe Di(e)! Die Erklärung des Wortes macht bei der sehr abliegenden Bedeutung des nd. „Kalitte“ (Wanst, Beutel, Ranzen, Kober) noch Schwierigkeiten; vielleicht aber ist an Bildungen wie weiffäl. „kelwitte“ (Woeste, Wörterbuch S. 124) zu erinnern. Frisch schreibt Kilitte; ebenso in Brandenburg.

***) Doch s. auch Kap. VI § 6, 2.

In die Handelswelt gehört auch „triezen“, das nd. aufziehen bedeutet (mnd. trisse, tritze, ein Windtau), das seine übertragene Entwicklung wohl im Anschluß an aufziehen erhalten hat. („aufziehen“ selbst hat die Bedeutung necken anders, aus einer Nebenbedeutung [jem. hinhalten], entwickelt).

Der bekannte Witz: „Kutscher, sind se ledig?“ ist nur möglich, weil „ledig“ doppeldeutig ist, wie im Nd. auch leer bedeutet. (Eine Wohnung, die „nach Johanni ledig“ ist, wird z. B. 1739 im Intelligenzblatt angezeigt).

Aus der großen Zahl der nd. Wörter mögen hier noch einige wenige folgen (einige andere s. in der Wortliste am Schluß des Kapitels):

Ba^{ck}e^{be}ern (eigentlich Ba^{ck}birnen) die ganze Habe. Auch Friedrich II. gebraucht es so. — belemmert kleinlaut, eingeschüchtert, schwach (mnd. belemmern hindern, hemmen; wohl zu lam lahm). — „Den kann ik nich besehn“, d. h. nicht sehen, nicht leiden. Die Vorliebe für Bildungen mit bez (befinden finden, besitzen sitzen) ist nd. — bie^{le} (< märk. büele) Kind, ursprünglich Bruder, Verwandter, „büelefentind bilefentind“: Geschwisterkind; danach Kind, kleines Kind. In hd. „Buhle“ liegt eine andere Bedeutungsentwicklung vor. — drippen, drippeln (hd. tröpfeln) < „drüppen“, vgl. „Drüppe“ Tropfenfall. — dunn, dunne; mals; mittelalterlich,berl. dun, don, da dann. — fluschen. — jri^eflachen. — Fru^s (zu Mus und Fru^s), „Kohlen-, Kaffe- iruus“. — kiesetig („kiesen“ wählen, „eten“ essen). — kiet^z bieten, kietbiatern tauschen (nd. „kütbüten“). — inkniebeln zu Knief Messer. Hochdeutsch „Knief, Kneip“: Bossische Zeitung 18. 2. 1739: „ein Schusterjunge im R. gäßchen . . . warf den Kneip nachlässig aus der Hand“. — knutschen neben hd. „knautschen“; „knüttern, knittern“ zum selben Stamm. — Krufe. — man nur, bloß (aus ne . . . wan nichts . . . als). — Latichte Laterne, nd. La^ztüchte, Kontamination von Laterne und Luchte — man k zwischen. — Molle Mulde. „Es jiest wie mit Mollen.“ Fr. W. III. *): „es goß wie mit Mollen, wie man zu sagen pflegt“. — Renne, Rennstein. — Guztow berichtet vom „Spielen“ (sputen) im

*) Vom Leben und Sterben der Königin Luise, herausgeg. v. Meißner, S. 77.

Berliner Schloß, natürlich ein besonderer Gesprächsstoff der unteren Klassen. spielen < nd. spēien. — verquaakeln (Fr. W. I. 1734 „werde mit Gottes hülfē kein pfen mehr verquaakeln“) unnützlich vertun. — verquisten verschwenden. — wanneer, wenneer wann, ein altes nd. Fragewort, Zusammensetzung von wann:er, zeh(e)r) (altsächs. hwan:er). Zelter noch braucht es stets in seinen Briefen; es ist ihm also noch hochsprachlich möglich.

II. Ostmitteldeutsch. Die zweite Hauptquelle ist das Ostmitteldeutsche, in erster Reihe natürlich das Obersächsische. Bei der Bedeutung Schlesiens im Geistesleben besonders des 17. Jhd., der Nähe der schlesisch besiedelten Lausitz, der Beobachtung, daß einer der Berliner Kanzleischreiber des 16. Jhd. dort hin neigt (ganz abgesehen davon, daß Schlesier damals in hervorragenden Stellen in B. lebten), wird man aber vielleicht das eine oder andere Wort auch dort suchen müssen: Wir fassen den Osten unter der Bezeichnung „ostmitteldeutsch“ zusammen. Mitteldeutschen, ostmitteldeutschen Einfluß hatten wir schon in der ältesten Periode hier in der Grenzlandschaft nachzuweisen; Wörter wie grempeler, mandel, groschen¹⁾ usw. Sie waren hier in das älteste Niederdeutsch aufgenommen und gelten uns mit ihm als altes Gut. Nun aber bringt seit 1500 das Hochdeutsche in omd. Färbung ein, von Jahrhundert zu Jahrhundert zunehmend, und demgemäß hat der hochdeutsche Wortschatz des Berliners vielfach ausgesprochen östlichen Charakter. Die so aufgenommenen Wörter waren hd., schriftfähig, daher läßt sich manches heute als „berlinisch“ geltende Wort dieser Gruppe in älteren Berliner Schriftstücken nachweisen. Der „Danzbodden“ (Tanzboden, nd. Bōn, bzw. Dele), z. B. in der Luxusordnung von 1580, „Zieche“ (Bettbezug, nd. Bäre)*) ist früh im 17. Jhd. als hiesige Form überliefert, auch in die märkischen Mundarten übernommen. Und auch die jetzt typisch berlinisch scheinende „Stulle“ ist schon im 17. Jhd. in der abgeleiteten Bedeutung, die das obf. Wort erst in Berlin erhalten hat**), nachweisbar (s. über das Wort S. 211).

*) Bettziechenn, zwei große Heubt:pfüel:ziechenn, Küssenziechenn (Abchiedebuch, St. A.) 1602. Bettbühen oder Ziechen, Zollrolle 1660.

**) Obf. selbst hat für die berl. Stulle: „Bemme“.

Für den ganzen Brotlaiß ist lange obs. „Kule, Kaule“ (Kugel)* hier üblich, jetzt wohl vergessen, nur in der amtlichen Bezeichnung als Brotration hat es sich länger erhalten: das Verzeichnis der Berliner Diebesprache, I, 154, nennt so die tägliche Brotration der Gefangenen. Ostmitteldeutsch sind auch die Zahlformen „fufßeñn, fuffsig, fufzeñn, fufzig“, früher die allgemeine Aussprache in B., von der selbst der Grammatiker Heynaß, wenn er auch „funfzeñn“ für besser hält, doch zugibt, daß sie hier im „Sprechen fast durchgängig eingeföhret“ sei. Die Redensart „fufzeñn machen“ Feierabend, eine Pause machen, hängt mit dem alten, heut noch z. B. an der Wassertante wohlbekannten Brauch zusammen, auf „15“ einen stehen zu lassen, d. h. nach 15 Schlägen, Aufzügen usw. zu trinken, nach „15“ eine Pause zu machen, den alle Kammer-, Speicherarbeiterlieder berücksichtigen. Obersächsisch ist die Konstruktion: „er lernt mit“ er lehrt mich. Nd. kennt man das Wort „lehren“ in der Bedeutung lernen wie lehren, obs. „lernen“ in beiden Bedeutungen. Noch Gottsched moniert in seiner Sprachlehre diesen sächsisch-provinziellen Gebrauch: „Es ist also falsch, wenn man saget: Er lernet mich, er hat mir das gelernet u. dgl. Es muß heißen: Er lehret mich“. Der Berliner übernahm ihn in der hochdeutschen Anfangszeit von dorther.

Als obs. kennzeichnet sich durch die lautliche Form „ville, widder, Zibbe“ und „Zicke, Strippe“ (s. o.), „Perjemite“ (Weihnachtspyramide) u. v. a., „ieñhunder, itzunder, junt“, berlinisch seit dem 16. Jahrhundert belegbar (1580 Bäcker-Druckung), jetzt ziemlich geschwunden, doch in märkischen Dialekten lebend, ebenso das schon genannte „Mille“ Mühle, oder „treunge treige“ neben „trucken“, trocken, im 18. Jhd. — Der nd.-berl.

*) Daselbe Wort auch in „Kieler, Knipp, Klipptieler“, der alten Bezeichnung für Marmor, aus „Kielchen“ für „Kügelchen“ (Kügelchen). Der Märker Angelus schreibt im 15. Jhd. die Schriftsprachform „Schnellkeulichen“. Marmor selbst gehört bekanntlich zu Marmor, Marmel. Das Wort Marmor ist in Berlin im 18. Jhd. nachweisbar (Heynaß). Dies waren zunächst wirklich Steinugeln aus Marmor, Marmorabfällen und vornehmer als die Kieler aus Ton und Lehm. Vgl. H. Schmidt, Deventer-Novellen, 2. Aufl. 1852, S. 17, wo die marmelspielenden Knaben einen andern, der nur Kieler hat, bedeuten: „Was... Gemeine schmutzige Kieler! Geh deiner Wege. Wir spielen hier nur mit Marmeln!“ Vgl. auch E. Kuhn, Festschr. f. Braune S. 353.

knokenhouwer des Mittelalters ist durch den hd. Schlächter verdrängt, auch der „Lepper“ Löffler, wie der „Lop“ (nd. „Pot“) selbst, ist omd., ebenso das ältere „Schlösser“, wofür jetzt hochsprachl. Schlosser eingetreten ist.

Auch in jüngerer Zeit bringt noch gelegentlich ein Wort ein, etwa Mengente (vgl. Müller-Fraureuth II, 232. JfdWo. 2, 24) > berl. Menkenke zu mengen, Gemisch, Durcheinander, Umstände.

Es ist zum Schluß noch einmal darauf hinzuweisen, daß B., in älterer Zeit die empfangende Stadt, neuerdings gerade in diese omd. Gegenden gegeben hat, so daß hier bei übereinstimmender Redeweise immer die zeitliche Frage zu stellen sein wird. Und ferner darf nicht übersehen werden (vgl. S. 145, Anm.), wie vieles von dem damals mit dem Hd. aufgenommenen Gut in die märkischen Dialekte gedrungen ist, hier als märkisch gilt. Auch hier wird die wissenschaftliche, dialektgeographische wie sprachgeschichtliche, Betrachtung der märkischen Mundarten außerordentlich vorsichtig vorgehen müssen, um nicht ein falsches Bild zu gewinnen.

Neben diesen beiden Hauptquellen, auf denen der Berliner dialektische Wortschatz begründet ist, haben wir noch eine Reihe anderer in Betracht zu ziehen. Wir fassen zunächst die Einflüsse der volkstümlich fremden Mitbewohner zusammen.

III. Slaven. Kapitel II zeigte, daß die Sprache auch mit Spuren der slavischen Mitbevölkerung zu rechnen hatte*), vor allem in Fischereiausdrücken: der „Pristabel“, Wasservogt auf der Havel und Spree, hat erst in allerjüngster Zeit den seit dem 15. Jahrhundert nachweisbaren Titel gewandelt**); slavisch sind Fischnamen wie „Zlei, Plöße“; mit dem „Prahm“ führte man die

*) Von allgemein aufgenommenen Ausdrücken, wie „Peitsche“ usw. sehen wir ab. — Jüngere slavische Ansiedlungen, s. B. im 18. Jhd. Nowawes bei Potsdam, waren mehrfach in der Umgegend. Böhmisches Weber siedelten sich auch in Berlin in der unteren Wilhelmstraße an (Böhmische Bräbergemeinde). Sie sind sprachlich alle schnell in der Umgebung aufgegangen.

**) J. B. 1546: so auch der pristabell und die kytzer ymandt frembdsuff den Wassern ergriffen, der unrecht fischet. Für zahlreiche weitere Ausdrücke aus dem Gebiet der Fischerei weise ich auf Schulenburg, Die Kleinfischer an der Dahme (Festschr. d. Fischereiverbandes d. Prov. Brandenburg, B. 1903). S. u. a. auch Westehorn im Archiv f. Fischereigesch. I, namentlich S. 107 ff., zum Pristabel 155 ff. Dort auch weitere Literatur.

Waren auf der Spree herbei *). Die Bezeichnung ist wie die der „Zille“ (s. u.), die ihn ablöst, slavischer Herkunft, im Gegensatz zur letzteren von Anfang an hier in Niederdeutschland gebräuchlich. Slavisches Gut lebt in Landschaftsbezeichnungen der Umgebung „Lanke, Luch“, vor allem „Kiez“, das heute noch als minderwertiger Wohnplatz gefühlt wird **). (Pflanzennamen wie „Maliniken“ Himbeeren, „Kalinkenbeere“ Schneeball sind wohl in der Mark, nicht aber in Berlin gebräuchlich.)

Daneben stehen jüngere Wörter, die ebenfalls z. T. den deutschen Wenden entstammen, wie „Buje, Puje“ Wiege (aber vielleicht auf dem Umweg über das Obersächsische aufgenommen, wo das Wort im 17. Jahrhundert geläufig ist), z. T. auch aus dem Osten eingedrungen sind, so wohl Plauze, „sich de Plauze voll schlagen“, brüllen, daß „de Plauze platzt“ Eingeweide, Lunge, Bauch; letztere Bedeutung ist jung und übertragen. Im Ob- und Ostpreuß. Lunge (Sorb.-wend. pluca Lunge). In Berlin ist Plauze sicher schon mit au aus diesen Dialekten übernommen. — Allgemein ins Deutsche aufgenommen ist „pomade“ < polnisch pomalu allmählich, nach und nach, früh schon in den hd. Dialekten des Ostens lebend und von hier aus hd. volkssprachlich weit verbreitet, ursprünglich in der Form „pomale“. Studentisch 1781 „Pomade“. So auch in Berlin, z. B. 1821, J. v. Voß: „Pommade“, und gewiß ist die Anlehnung an das Toilettenmittel gerade in diesen Kreisen nicht ganz unbewußt geschehen. — Felix Mendelssohn-Bartholdy schreibt 1829: ich „bekam Pomade, nachdem die Angst überwunden war“. Holtei, Erinnerungen II 18: „Er trug, was ihm begegnet war, mit einer anspruchlosen (ich erlaube mir dies niedrige Wort) Pommade vor.“ — Kollaatschke war früher eine in B. beliebte Kuchenforte, die, nach Brendicke, die eingewanderten Böhmen eingeführt haben sollen. —

*) Berl. Stadtbuch, Fidicin I, 13: Eyn pram met kremeryge oder kopenscap gefst 3 penninge (Zoll) . . . Köliner Stadtb., Clauswitz S. 57: Deme Pramefürer het men van older gegeven 1½ schock . . . vör eynen pram vull tigelerde thu halende.

**) Vielleicht kommt hinzu, daß in Berliner Verbrechertreisen (1847) die Gegend Dresdener-, Köpenicker-, Feldstraße Kiez genannt wurde. — Bei Berlin selbst hat es keinen Kiez gegeben, aber zahlreiche in der nächsten Umgegend, im heutigen Vorortgebiet.

In der Elb- und Oberschiffahrt (man denke an die böhmischen Obstflöße) lebte das Wort „Zille“ (mhd. in der Donauschiffahrt zülle, zille), slavischen Ursprungs; vom Kahn bei den lausitz. Wenden, Clun (tschechisch). In B. wurde jenes schon lange ein-
gedeutete Wort wohl über das Böhmischesächsisches fort auf-
genommen*). — Auf dem Umweg über die Gainersprache
drang Pachulke, Bachulke ein, wendisch bacholk Bursche,
ungeschlichter Mensch; in der Berliner Diebsprache 1847
der Kriminalgefangene, der zur Bedienung der Untersuchungs-
gefangenen herangezogen wurde**). pietschen trinken vgl.
polnisch pić.²⁾

Über die Endung in Mummelack (so lautet die alte Form)***)
f. S. 295.

Neuerdings auftauchendes dopsche als Ausdruck des Wohl-
gefallens ist polnisch dobrze gut, wie man zu anderen Zeiten bien,
bon oder Ähnliches übernahm. Es ist †) durch die Besetzung
Polens im Weltkrieg populär geworden (während andere Wörter,
die damals geläufig waren, wie etwa „pascholl“, wieder verloren
sind).

Troschke, russischen Ursprungs, kommt seit Anfang der
20er Jahre des 19. Jhd. für die bekannten Mietwagen auf und
ist im Deutschen erst von Berlin aus weiter verbreitet worden.
(In älterer Zeit auch Troschke.)

IV. Die Frage nach dem Einfluß der Niederländer war schon
oben gestellt. Schwierig und fraglich ist der Versuch, nieder-
ländisches Sprachgut der älteren Ansiedlungsperiode nachzuweisen.
Ein wenig sicherer sehen wir vielleicht für die jüngere Periode. Im
17. Jhd. waren die Niederländer als Gebende eng mit der Ge-
schichte Brandenburgs verknüpft, Raules Hof, die Friedrichs-

*) Frisch 1741 bucht es nicht. War es ihm, der in Berlin lebte, damals
noch nicht bekannt? Adelong gibt es als oberdeutsch.

***) Diebe in Berlin I, 158, II, 257.

****) Friedrich der Große an seinen Bruder Heinrich 1782: le diable, le
Mummelack des chrétiens; heute „Mummelsack“.

†) Hierauf macht mich Professor R. Salomon in Hamburg auf-
merksam.

gracht gehören in diese Zeit *). Für niederländisch³) haben wir die märkischen **) und berlinischen Namen der Blaubeeren zu halten, Besinge wie auch märkisch „Berschkene, Berscheken“, deren Form wohl nur aus niederländischen Sprachmitteln zu erklären ist, und zwar spiegeln sie die beiden in den Niederlanden lebenden Formen bes, besje oder mndl. besie, und bezie (spr. bēse und bēsi) Beere. Grundbedeutung war Beere, märkisch für Erdbeere, Blaubeere und jede andere Art Beere***).

Die Bildungen mit s (z=f) sind anscheinend nirgend niedersächsisch oder hd., wohl aber ndl. Nds. sind nur die Formen mit r, die ja in „Beere“ auch noch daneben hier leben, besie (spr. bēse) > bēschke mit deutscher Diminutivendung; mit Anlehnung an Beere > bērschke. Gleichviel ob man in besje schon die mndl. oder eine jüngere Form sieht, sicher kann bezie (ie < ke) nicht vor dem 16. Jhd. entwickelt sein und gestattet so die Zeitbestimmung. Die Endung -ing, die im Gegensatz zum Mecklenburg. märkisch**) nur in sekundärer Entwicklung vor- kommt, ist aus dem i von bezie erklärbar, bēsije hergestellt > besinge†). Die Doppelheit zeigt, daß die Formen der jüngeren landwirtschaftlichen Siedlung im 17. Jhd. zuzuwenden sind³).

Die Ausdrücke des Schiffbaus, der von Holländern ausgeführt wurde ††), sind mit dem Untergang der Typen, die sie lehrten, wieder verloren. Anfangs 18. Jhd. verkehrten zweimal täglich die „Treckschäten“, von Pferden gezogene Schiffe †††), zwischen B. und

*) Man darf auch an das holländische Viertel in Potsdam, entstanden unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., erinnern, die Holländerfamilien, die als Lehrmeister für die Milchwirtschaft in die entwässerten Luche berufen wurden. S. noch Kap. IV Anm. 35.

**) Auch im Oderland, wo ndl. Siedler angesiedelt waren, und sei es von hier aus, sei es in eigener Geschichte, in Posen, Ost- und Westpreußen. Mit der Mark in Zusammenhang steht die Bezeichnung im Kreise Jerichow.

***) „Hänabesinge“ Himbeeren, Schulenburg, Hirtenleben in d. M. Brandenburg, S. 124. „Kratsbesinge“ Brombeeren, Neumark, Teuchert, Z. f. d. Mda. 1909, 135; Besinge für jede Art Beeren, im besonderen Stachelsbeeren, im Kreise Jerichow, Nd. Jb. 26, 65.

†) Vgl. Schlesingen < Schlesiēn. „Wovor hat er Schlesingen erobert und den alten deutschen Kaiser uffn Zopp gespuckt“ heißt es in einem Revolutionsflugblatt 1848. S. auch z. B. in der Neumark „Etsing, Klinink“ für „Etsig, Klinig“ (Klinik) Z. f. d. Mda. 1907, 145.

††) Noch Friedrich II. berief holländische Schiffsbauer nach Berlin.

†††) Sie werden, ohne daß man einen Wik beabsichtigt, oft „Treckschäten“ (senannt. „Trecken“ ziehen ist auch ein nd. Wort, die Verbindung Treckschäte -schuüte) aber ndl.

Charlottenburg; eine „Treckfahrt“ bestand auch nach Köpenick. Als undeutsch empfinden wir das bei Nylius (Corpus Const. III, 2) 1692 gebrauchte „Drloog“-Schiff.

V. Im 17. und 18. Jhd. beherrscht die französische Sprache weite Kreise. Der größte Teil der französischen Wörter in den deutschen Volksmundarten stammt aus der Literatur der modischen Sprache des 17. Jhd. Wir haben Seite 92ff., freilich ohne sichere Antwort, erwogen, ob wir in Berlin auch Spuren direkter Übernahme nachweisen können, die man hier erwarten würde: Französische Emigranten leben hier seit den 70er Jahren des 17. Jhd. Die merkantilistische Zeit heißt französische Gewerbetreibende hier willkommen; Franzosen nehmen im 18. Jhd. wichtige Stellen ein; wir finden ihre Kaufleute im engen Zusammenarbeiten mit der Bevölkerung. Die „Kolonie“ hält bekanntlich an ihrem „Koloniefranzösisch“ bis ins 19. Jhd. fest; die Töchter dieser Familien finden als Gouvernanten, Bonnen Eingang in die Berliner Familien. Und doch ist die Hauptmasse des französischen Gutes dieselbe hier wie in den andern deutschen Volksmundarten: Selbst ein Wort wie unser oben gegebenes Beispiel „Budite“, das in seiner Entwicklung als berlinisch empfunden wird, ist *) in dieser oder jener Bedeutung auch an andern Orten nachzuweisen.

allerdt schreibt Fr. Wilh. I., „ich stehe parat“, „propre pferde“, „malproper“; gleichzeitig der Markgraf von Schwedt „jemandem einen Tort antun“, 1709 (tort). Schon früh sind auch „forsch, Forsche“ (französisch force) vorgedrungen, „rujenieren > rugjenieren, verruggenieren“ („rejuniret“ schreibt der Markgraf von Schwedt) ruinieren; „puffieren“ wird im 18. Jhd. noch stets mit der Bedeutung „treiben“ gebraucht; allmählich erst tritt der jetzt herrschende Nebensinn hinzu.

Indem Frankreich den Ton für die Mode, das Modische, das vornehme Wesen angab, drangen zahlreiche Wörter dieser Gruppe ins Deutsche ein, so die für die modischen Unterhaltungen, Vergnügungen. Hier kam im 18. Jhd. wohl doch die französische Umgangssprache mit dazu, vielfach waren auch Franzosen Besitzer

*) Vgl. die Angaben bei Kretschmer a. a. D. s. v.

von Gaststätten. Kaum ist der Gebrauch des Tabaks allgemein geworden, so entstehen die Tabakskollegien, die „Tabagien“, die dann mehr und mehr zu allgemeinen Bierhäusern werden. Die „Karitäten“ 1782 berichten: „Bierhäuser werden nach der neuesten Mode Tabagien genannt“, Bürgertabagien, Erholungsstätten für die Mittelklassen, Volkstabagien mit allerlei Vergnügungen für die Unterlassen. Bis in späte Zeit, die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, war das Wort hier das übliche für die Biergärten, in denen der Bürger Erholung suchte. Und wie diese gerade in Berlin besonders entwickelt sind, so wird mit ihnen der Name typisch. Eine Volkstabagie zeigt J. v. Boff in den „Damenschuhen“. Angely schreibt im Fest der Handwerker als Schauplatz „den Garten einer Bürgertabagie im Vogtlande“ vor, mit dem Wirtshauschild: „Tabagie und Garten-Vergnügen“, also das, was sich heute Gartenrestaurant nennt. Kleinere Gastwirte, die neben dem Ausschank noch allerlei feilhielten, namentlich nahe der Kaserne für Soldaten, „Knapphänse“, hatten eine „Knapphans-Tabagie“.

Während sich der Adel in den Assemblies trifft, entstehen als Unterhaltungs- und Erholungsstätten des Mittelstandes die Ressourcen. Noch heute besteht der Name für gewisse geschlossene Gesellschaften. Und welchen Weg die Budike *) genommen hat, war oben geschildert. Französischen Ursprungs ist ebenso die Destille *): Destillateur heißt hier im 18. Jahrhundert der Branntweinbrenner (Nicolai). Der Markör, Markeer, der dort seines Amtes waltet, ist jetzt durch den deutschen „Kellner“ (bzw. „Herr Ober“) abgelöst. Aus bouteille ist die Buddel entstanden.

Die französische Mode wirkt vor allem auf die Kleidung, Garderobe („Jadrobe“ ein, der Bibi, der gegen 1830 (s. S. 196) in Paris aufkam, während in „Kleedaje, Bommelaje“ usw. dem

*) Das Wort Budike wird mehr und mehr durch andere abgelöst, Destille (< Destillation, < Destillationsanstalt, daraus wihlg Durststillstation), Kneipe, ein Wort, das im 18. Jahrhundert im Ostmitteldeutschen für eine Winkelschenke gebraucht wird (Kesslag: Kneipschenke), dann von der Studentensprache übernommen und von hier aus verbreitet wird (Z. f. schles. Volkskunde 19, 235, Z. f. d. Wortf. 3, 114, 362). Die Stampe, ursprünglich (estaminet) eine Kneipe, Budike, Speisewirtschaft, hat sich zum Langlokal „verfeinert.“

heimischen Wort nur eine niederdeutsch schon seit alter Zeit aufgenommene Endung angefügt ist.

Unter französischem Einfluß standen auch die Unredeformen, von denen „Madam, Madamen“ noch in der Gegenwart nicht ganz geschwunden ist. In der „Halle“ hörte man noch vor kurzem „animierend“: „Na Madamen, wat solls denn sind?“ besonders gern an ein junges Mädchen, wechselnd mit „Jungfrau“, das gern an die ältesten gerichtet wurde.

In der Sprache des Militärs spielt bekanntlich das Französische eine bedeutende Rolle. Doch hat die französische Kaserne das volkstümliche Kassar, Kassarinen (so auch in Brandenburg; < italienisch caserma) erst verhältnismäßig spät verdrängt. Das ältere Wort findet man z. B. bei Nicolai, Guskow.

Der Einfluß des Französischen hörte nicht auf mit dem Zurücktreten der französischen Umgangssprache in Deutschland. Immer blieb Frankreich der tonangebende Mittelpunkt für Mode, Eleganz, Neuheit und damit bringt es immer wieder entsprechende Neubildungen, der Bibi aus jüngerer Zeit war schon genannt. Wenn Spielhagen in der „Sturmflut“ 1877 von „Talmiadel“ spricht, so übernimmt er ein eben auf gekommenes Wort: Talmi, Talmigold hieß das eben erfundene Tallois'sche Halbgold, Tal-mi-or mit einem Kürzungsverfahren, Tal für Tallois⁴), wie es gerade heute (z. B. Parufamet, d. i. Paramount-Ufa-Metropolitan-Filmgesellschaft) stark gebräuchlich ist. Wir fügen einige weitere, heute z. T. aufgegebene Berliner Ausdrücke französischer Herkunft an:

apropo apripo (d. i. übrigens, was ich sagen wollte), sich anneziern langweilen, mit avec plaisir; verjinnen findet man bei Glasbrenner; ähnliche deutsch-französische Zusammenstellungen: „mit'n avec“ mit Eleganz, Schneidigkeit (wohl aus der Studentensprache, „avec haben“ ist studentisch, Ende des 18. Jahrhunderts), „aus der lamegg (la main)“ spielen u. dgl., „in de Bredullje sitzen“. — „Bese e“ (baiser mit Schlagsahne gefülltes Zuckerschaumgebäck). Jul. v. Wof läßt in seiner „travestierten Jungfrau von Orleans“ den König zwei Duzend Baisers essen, 1803, d. s. (nach Henze) damals „hohle Zuckerplätzchen“. — duse sachte. — eypree. — „fudern, futern“ zu französisch foudre, fluchen. — „kajelirn,

kaschelirn (kaschalirn, kascholirn“) schmeicheln. — „Kastroll“. — „kusch, kuschee sein (über die Jägersprache fort), kuschen, nachkuschen“ sind alle schon alt und weithin üblich. — „karanzett sein“ (quarante-sept), häufig bei Glasbrenner, stammt aus dem Wortschatz des Billardspiels, 47 war der vorletzte Point, dicht vor dem Verlust, „unten durch“⁵). — „einen Pief, eine Piefe auf jemanden haben“⁵). — „einen Tic haben“. — schesen eilig herankommen zu chaise (Scheese: Kutsche). — adieu war im Deutschen allgemein in der Aussprache atschë, so auch Berlin. Neue Anlehnung an adieu (atschö) in der oberen Umgangssprache ruft tschö hervor.

Französisch sind auch Obstnamen wie bërblagg bërgrri (beurré blanc, gris), aber sie sind nichts speziell Berlinisches.

Volksetymologische Weiterbildungen in Anlehnung an deutsches Formengut sind z. B. „Polier“ (Zelter: „Polirer“) < Parlirer (parler). Tritte war Trittoar (Trottoir) an Tritt; Kalauer für Calambour siehe Seite 188. Auch Kollo kann man hierherstellen (als Kollgardine gefaßt).

Bei Moriz wird auch „passerlantant“ (pour passer le temps; J. v. Wof: „passelantang“ U. Nalli-Rutenberg „pet paterletant“) als „pöbelhaft“ angegeben. Wie das meiste, was M. so charakterisiert, ist auch dies ein Wort der niederdeutschen Umgangssprache, in vielen pd. Dialekten noch heute lebend, und stammt aus dem allgemeinen französischen Reservoir, das wir vorher kennzeichneten. — Die falschen Französisierungen „Telefong, Gangtimeter“ wird man kaum als berlinisch anführen, eher dagegen „Romang“, oder ein scherzhafte „Droschkong“. Aus der Studentensprache durchgesiebert ist die Endung -ier: Kneipjee, Fragjee, Klustjee u. dgl. (S. 298). Als französisch gelten im allgemeinen auch die Plurale auf *rs* („Malers, Meechens“); sie sind aber (S. 273) ebenso deutsch, norddeutsch, wie die auf *rn* („Fenster, Stiebeln“).

VI. Schließlich ist Berlin das Sammelbecken, das seit langem Zuzug aus allen Teilen Europas aufnimmt, sei es als durchziehende Gäste, sei es in ständiger Niederlassung, in dem sich die Fäden von überall her trafen; wir erwähnten vorher schon polnisches Sprachgut (dopsche), russisches (Droschke), weiter jüdische

Ausdrücke „meschugge, Schaute, mischpöche*), pleite“. Das wohl nur in Berlin gebrauchte *bise*, *bilig* unfein (auch verstärkt „knallbise“) stellt Littmann**) zu *bizja*, verächtlicher Mensch. — „Selbst was die militärischen Fachblätter über ein solches Buch sagen, ist in der Regel bloßes Geseure“, schreibt Fontane (2. 12. 1869) an seine Frau. Er verhochdeutschte berlin. *Jeseires*, d. i. überflüssiges Gerede, das aus hebräisch *gezera* Behauptung hergeleitet wird***). Vielfach sind jüdische Wörter über das Rotwelsche ins Berlinische eingedrungen. Einige Beispiele siehe in IX.

VII. Lateinischen Ursprungs unter den berlinischen Wörtern sind z. B.: *Pete*, Leihhaus aus „mons pietatis“, dem offiziellen Namen des Leihhauses. Intelligenzblatt 1739, 16. 2.: „Das dem Monti pietatis zugehörige Haus“. — *Karinenböme*, siehe Seite 155. — *stantepee*. — Seit dem 17. Jhd. (*praeter*) *preter* *propter* rund, im ganzen, ungefähr. Z. B. Friedrich Wilhelm I. braucht die Zusammenstellung: „*preter propter* 7000 Man, *preter propter* 100 pferd“. — Ganz allgemein der niederen Umgangssprache angehörig ist *Pelle* und *Pellkartoffeln*; ebenso *Pulle*, schon früh im Mittelniederdeutschen aus lateinisch *ampulla*, die im Messgottesdienst benutzte Flasche⁶⁾.

Volksetymologische Weiterbildungen: z. B. *reenewirn* (*reene: ftrn*) *renovieren*, angelehnt an *reene* rein. Ganz allgemein sagte man *Trejorius* für den griechisch-lateinischen Chirurgus†).

*) „Nin in de vornehme Mischpöche“ ladet man (Volkskalender d. Kladderatz datsch 1852, 31) zum Eintritt in das vornehme Lokal.

**) Morgenländische Wörter im Deutschen. Tübingen, 2. Aufl. 1924, S. 48.

***) So Littmann a. a. D., 50. Ebenso Hirt-Weigand. Vgl. Bischof, Wb. der wichtigsten Geheim- und Berufssprachen, S. 28.

†) Die Zahl dieser Umdeutungen aus Fremdwörtern ist freiwillig oder unfreiwillig sehr groß. 1848 führt Maßmann (v. d. Hagens Germania 8, 146 ff.) auch *reneführen*, *renefieren*, an. Die liebende Berliner Köchin bezeichnet, nach ihm, „ihren Glücklichen als ihren Ruffin (vom Rüssen), mit dem sie kuirassiert, daß ihr blaublüemerant wird, und der was dawider spricht, wird mordfakriert statt massakriert.“ Man sieht, daß sich hier manches geändert hat. — Einiges andere haben wir an verschiedenen Stellen verzeichnet, s. namentlich S. 188.

VIII. Englische Wörter waren früher nur gering an Zahl, wie Kloon Clown, Kaudi Rowdy, das nach Ladendorf (Schlagwörterbuch) in den 50er Jahren aus Amerika eingedrungen ist. Sie werden neuerdings mit Sport (z. B. „Matsch“ ein Fußballtreffen), Tanz, Mode („Talienklot“) zahlreicher.

Es bedarf wohl hier nicht erst der ausdrücklichen Angabe, daß auch aus hier nicht erwähnten Sprachen Wörter ins Berl. gestossen sind und täglich fließen können.

IX. Nicht nur in völkischer Scheidung entwickelt sich eine Sprachform, eine eigene technische Sprache erwächst auch unter den Angehörigen eines Standes, eines Berufes, einer Familie, unter gleichen Erlebnissen, unter gleichen Bedürfnissen, die die übrigen Gruppen nicht teilen, im Spieltrieb, im Wunsche, sich im Sprechen abzufondern, sich in einer Geheimsprache mit einem besonderen Nimbus zu umgeben, oder auch sich vor unberufenen Hörern zu schützen. Wiesen wir immer wieder darauf hin, daß ein enger Kreis, der nur aus Eingeweihten besteht, leicht einen besonderen Wortschatz festhalten kann, wenn die Gesamtheit ausgleicht, daß Gegenstände des Alltagslebens, weil sie nur im nahen Umkreis genannt werden, häufig eine eigene Form bewahren, so verstehen wir aus demselben Grunde, wie es möglich ist, daß innerhalb geschlossener sozialer Gruppen sich ein bestimmter Wortschatz bilden und durch Jahrhunderte erhalten konnte. Es gibt kaum eine Familie, in der nicht irgendein Ausdruck in eigentümlicher Bedeutung, nur dieser Familie eigen, lebt. Innerhalb jedes Standes oder Berufes erwächst eine eigene Standes-, Berufssprache, oft mit besonderen Wörtern, oft mit besonderen Bedeutungen verbreiteter Wörter, die der außerhalb jenes Berufes Stehende nicht kennt, weil er für sie kaum eine Anwendung hat: Was etwa der Zimmermann als Fuchsschwanz bezeichnet, ein Werkzeug, ist etwas völlig anderes, als was die Allgemeinheit darunter versteht. Gelegentlich nur dringt das Wortgut aus den Standes- oder Berufssprachen weiter über die ursprüngliche Gruppe hinaus und gerade hier liegt eine Quelle berlinischer Ausdrücke. Das reichste

Schöpfbeden wohl ist die Sprache der Landstraße, des Fahrenden, des wandernden Handwerkers, des Landknechts und vielfach seines Nachfahren, des Soldaten, des Bettlers, aber auch des Gauners und Verbrechers. Das Rotwelsch läßt sich teils als Ständesprache, als schützende, warnende Geheimsprache, aber auch aus jenem Spieltrieb, der in der Neuzeit etwa im Wortschatz der Soldatensprache wohlbekannt ist, schon früh im Mittelalter nachweisen⁷⁾.

Zu allen Zeiten und an allen Orten haben Geheimsprachen eine Rolle gespielt. Leonhard Thurneyser, der Adept und Arzt, der sein Laboratorium Ende des 16. Jahrhunderts im Grauen Kloster aufgeschlagen hatte, überliefert uns in seinem Dnomasticum (Berlin 1583) solche Geheimsprachen^{*)}, wie sie bekanntlich unter unserer Schuljugend spielend noch heute sehr verbreitet sind, die f:Sprache, r:Sprache, wa:Sprache, Miti:Sprache, Räubersprache, Erbsensprache, und wie sie heißen, die mit Ersetzung oder Umsetzung (Miti < Kai) oder Einsetzung: ich:ich:leslich, ha:az:lefa, be:ez:lefa (ich habe), awich hawa hawe (ich habe) usw. arbeiten. Gelegentlich sind solche Formen fest geworden, über das Rotwelsche fortgedrungen und allgemein geworden, z. B. „stibizen, stipizen, stribizen“, das zu stizen, strizen gehört.

Durch zahlreiche Kanäle konnte die Sprache der Landstraße eindringen. Ist sie doch nicht nur Geheimsprache des lichtscheuen Geisindels, sondern ein Teil ihres Wortschatzes gehört allen an, die die Landstraße ziehen. Die „Kundensprache“ des jungen Handwerkers auf der Walze, die auf der Wanderung, in der Herberge ausgebildet ist, teilt zahlreiche Ausdrücke mit der Gaunersprache. In gewissen Gegenden (Schwaben, Westfalen z. B.) wurde auch durch die herumziehenden Händler eine Fachsprache, ein „Krämerlatein“ angewandt, aus dem z. B. „Bowel“ für „ramschige Ware“ genannt werden kann (das Berliner Wort Bowel ist aber wohl

*) Für Creator Schöpfer: Schebopfeber „diß letzte Wort ist ein alt Deutsch oder Rotwelsch Dictum“ „Babateber“ Vater, „Ebesebell“ Esel usw. Ferner kennt er eine Form mit Versetzung der Buchstaben: „san magt“: man sagt, oder (der heutigen Miti:Sprache vergleichbar) Anfügung des ersten Buchstabens mit en an das Wortende: „iltuman itmen irmen lechenzen (wiltu mit mir ziehen)“ [Kluge, Rotwelsch, 111 f.].

direkt aufgenommen). In einer Stadt wie Berlin, wo der Handwerker, der seine Wanderschaft beendet hatte, sich niederließ, der Soldat seine Rolle spielte, wo der Landstreicher auftauchte, der hier Bettelertrag erhoffte, wo schließlich der Verbrecher sein gewinnbringendstes Feld sah, ist selbstverständlich manches Wort durchgestärkt, sei es durch die enge Verbindung des Soldaten und der Bevölkerung, sei es beim Handwerksmeister in froher Erinnerung, sei es durch die beiden anderen Gattungen direkt oder in Verbindung mit der Polizei, auch durch Zeitungsberichte, aus Gerichtsverhandlungen (Kassiber, baldowern, Kaschemme, Boulionkeller). Gerade diese Wörter, die etwas nach Sensation klingen, sind von manchen besonders gern aufgenommen. Doch nicht diese „Fachausdrücke“ sind es, die uns hier interessieren, sondern solche Wörter, die berlinisches Allgemeingut geworden sind, heute als „berlinisch“ gelten, wie „keß, dufte, jemand verkohlen, Kluft“. Viele rotwelsche Ausdrücke sind wohl auch auf dem Wege über die Dirnen, die ja oft „keß“ (eingeweiht) sind und ziemlich alle Kreise erreichen, vorge drungen, schließlich (man vgl. z. B. Magister Laufhardts bekannte Lebensbeschreibung) seit dem 18. Jahrhundert auch über die Studentensprache (z. B. „Puff“ für Bordell). Über die Studentensprache, die verhältnismäßig viel derartiges Gut besitzt, steht auch in direkter Berührung mit den rotwelschen Quellen. Kluge (Studentensprache, S. 60) hat die Frage, woher der Reichtum der „Burschensprache“ an rotwelschen Ausdrücken stammt, z. B. „blechen, pumpen, schosel, mogeln“, (wir nennen hier nur Wörter, die heute über die Standessprachen fort allgemein sind), mit G. Freytag durch den Hinweis schon auf die fahrenden Schüler zu beantworten gesucht. Aber für die neue Zeit, die doch vornehmlich in Frage kommt, reicht das wohl nicht aus, man wird (neben der oben genannten Verbindung) an die Beziehungen zum Jüdendeutsch, zum jüdischen Wirt und Pfandleiher und ähnliche Verhältnisse denken, die auch John Meier, Hallische Studentensprache, Seite 5 heranzieht.

Das Rotwelsche ist aus sehr verschiedenen Elementen aufgebaut, einen sehr starken Anteil hat das Hebräische, waren doch die Winkeltneipen, in denen man sich traf, vielfach in jüdischen Händen, daher z. B. „Rümmelblättchen“ (hebr. gimel drei, Spiel mit drei

Karten), „ja m fen, gannewen“ stehlen, „gannef“ Dieb, „fabruse, fabrusche“ (chawrusse) Vereinigung, „stiefe“ still, „Schmiere*, stehn“ (schemira Bewachung), „Stuß“, „schosel**), „schicker“) „acheln“ essen (das die rotwelschen Leute schon 1510 aufnehmen), „dibbern“ reden und „Gedibber“ Gerede, „baldowern“ (baal dabhar Sachkundiger***), „more, mauern“ s. S. 174, „Moos, Kies“ Geld, „Dalles“ usw. — Über die Grundform bleibt doch auf deutschem Boden das Deutsche, in Aufnahmen aus den Dialekten, in Umbildungen, namentlich mit Hilfe beliebter Endungen, in Neubildungen scherzhafter, ironischer Färbung. Als Beispiel für diese seien die Berufsnamen genannt, der Gaurer ver-schleierte, der Handwerksbursche bespöttelte den Beruf des Kollegen: „Deechaffe“ Bäcker, „Apostelklopper“ Buchbinder, „Pechhengst“ Schuster usw., alle weit verbreitet, sind leicht durch die Kundensprache auch in Berlin erklärlich. — Sehr stark sind deutsche Dialektformen im Rotwelschen vertreten, z. B. „Terling“ Würfel, „verschütt gehn“ verhaftet werden zu nd. „schütten“ einsperren, pfänden: Der Feldhüter hatte das Vieh, das in fremde Felder ging, zu schütten. Berliner Diebsprache 1847: „auf dem Masematten treife verschütt gehn“: bei Ausübung des Diebstahls mit Diebswerkzeug verhaftet werden. „Kule“ Brottration war schon oben erwähnt. „näschen“ untersuchen, visitieren (Diebsprache 1847) gehört zu „durchnuschtern“ durchschnüffeln (verwandt mit Nuze (Nusche) Nase, Näster Nasenloch). Weitere Ableitungen, Umdeutungen, oft mit grimmer Ironie von deutschen Wörtern, „Trittling“ Schuh, „Flacker“ Kerze, „Hornickel“ Kuh, „Bammelmann“ der Gehängte, „Plattfuß, Breitfuß“, Gans, Ente, „Dreckpatscher“ Ente, „Windfang“ Mantel, „Himmelsstieg“ Vaterunser, so wohl auch, „Senge“ für Schläge, „picken“ essen, „Wolle, Plattmolle“ Brieftasche†),

* 1714 (Kluge, Rotwelsch, S. 177): „ihr stehet wohl auf der Schmehre, denn also hätten sie die Wache geheissen“.

** Auf den Herzog Karl v. Mecklenburg, Bruder der Königin Luise, der im Hause des Prinzen Radziwill den Mephistopheles gut spielte, dichteten die Berliner: „Als Faust, als Mensch, als Christ gleich schosel, Erträglich nur als Mephistophele“,

***) Littmann, Morgenländische Wörter im Deutschen², S. 55.

†) Falsch ist Biskops Erklärung zu hebr. molé, da die alten Formen Mulde Tafche (ebenso in Kiel Mulje < Mulde) deutlich Beziehung zu Mulde (berlinisch Wolle) erweisen.

„Pabde“ Börse (Diebssprache 1847) nach der Form. Ebenso sagt die Kundensprache euphemistisch „Bienen“ für Läuse. Es sei noch bemerkt, daß die Soldatensprache, der man ja seit dem Kriege Aufmerksamkeit schenkt, aus durchsichtigen Gründen sehr viele ähnliche Bildungen hat.

Die Zahl der rotwelschen Ausdrücke, die wir heute als berlinisch empfinden, ohne ihre Quelle zu ahnen, ist so groß, daß wir uns hier, wie überall, nur auf eine ganz kleine Probe, auf eine ganz kleine, wichtige Gruppe solcher Wörter, die dem berlinischen Sprachschatz zweifellos zugehören, beschränken müssen. Wörter wie „Kassiber, baldowern, schärfen“ usw., sind uns schon durch ihren Inhalt als rotwelsch nicht zweifelhaft. Es kann hier nur darauf ankommen, solche Ausdrücke rotwelscher Herkunft aufzuzeigen, die Gemeingut geworden sind, die Spur ihres Entstehens nicht an sich tragen. Die meisten lassen sich schon seit Jahrhunderten im Rotwelschen nachweisen, wie „acheln“ essen, „ganfen“.

Felix Mendelssohn berichtet 1829 seiner Familie aus London, daß er vor dem Konzert „die längsten Manschetten*) und Mühren“ hatte. Vielleicht kannte er Mühren aus dem Jüdischen (morah, Furcht). Es war aber damals auch studentisch üblich**), daselbe Wort wie berlinisch *maure, mauern*, in anderer Aussprache***), im Kartenspiel zurückhaltend spielen, Angst haben („maure“ Furcht, Diebssprache 1847). Ein anderes Gaunerwort, das die Kartenspielersprache jetzt harmlos braucht, ist „kiebigen“ (1847 „kiebischen“, visitieren). „Mische“ Geld, namentlich in der Handwerksburschen- oder Kundensprache. Die Beziehung des leicht verfliegenden Stoffes ist klar und wird um so deutlicher, wenn man weiß, daß anderwärts auch Staub, Qualm u. a. dafür vorkommt.

*) Manschetten haben = Furcht haben, entstand in der Zeit, da die überfallende Manschette an der Verteidigung mit dem Degen hinderte. Wer Manschetten trug, konnte sich nicht wehren, griff nicht zu und war zudem ein mobiler Eleganter, keiner der sich schlug. 1790: Und die sonst stahlgewohnte Hand hielt schon die Handmanschette. Vgl. Z. f. d. Wortforschung 3, 99; 2, 265, sowie R. W. Meyer, Schlagworte.

**) John Meier, a. a. D., S. II.

***) Diese verschiedene Ausspracheform der hebräischen Wörter haben wir mehrfach zu beachten, vgl. *kaufher* und *koscher*, um ein bekanntes Beispiel zu nennen.

— Eines der ersten Stichwörter im N. B. ist „Malogen“. Es entstammt anscheinend der Diebssprache, wo es Anfang des 19. Jahrhunderts ein beliebter Spitzname war. Malange heißt einer der Spitzbuben in dem Sue nachgebildeten Nachwerk, „Die Geheimnisse von Berlin“ 1844; August mit de Malogen ist 1847 ein hiesiger Bauernfänger. Vgl. Lusch mit de Malogen (Lusch, d. i. Louis). — Blüte, für uns heute ein falscher Schein, ist in der Berliner Diebssprache von 1847 auf Münzen bezogen (polierte messingne Zahlpfennige, mit denen man die „Kaffern“ [s. S. 176] betrügt, namentlich von Bauernfängern benützt; 1687, 1726: Dukaten). — dufte, ein anerkennendes Wort, gut, richtig; „een dufter Junge“, allgemein berlinisch, doch nicht sehr alt, nicht im Diebswörterbuch von 1847, aber in andern Gaunersprachverzeichnissen schon seit 1820 in der Bedeutung gut, recht, richtig, „duftes“ oder „mieses Rittchen“, Gefängnis in gutem oder schlechtem Ruf (Kluge 426). Viel älter aber ist ein Hauptwort „Duft, Dufte“ das in rotwelschen Verzeichnissen in der Bedeutung Kirche aus allen Teilen Deutschlands bezeugt ist, z. B. 1726 Waldheimer (rotwelsches) Lexikon (Kluge 188), 1753 Hildburghausen, 1791 Konstanz usw., das zu den der frühesten Überlieferung angehörigen Wörtern „Dist, Distel“ Kirche zu stellen ist (1490 in einem süddeutschen Verzeichnis „dist“ Kirche, 1510 „distel“). Seit 1726 begegnet die Form „Dufft“ neben „Distel“. Dist, Distel gehört zu jüdisch tiffle, Diffele für die christliche Kirche. dufte ist also Kirche, dann das, was zur Kirche gehört: recht, richtig. Die übliche Herleitung von „dufte“ aus hebräisch „tow tauw“ verbietet sich auch schon dadurch, daß meist „tof, dof“ gut neben dufte steht*). So auch in Berlin „tow“: „Mittwochs mache ik mir tof, Fahre raus nach Tempelhof**“. Vor allem ist sie, auch wenn man annimmt, das Wort sei zweimal entlehnt, lautlich nicht möglich. Andere haben bei dufte in der Grundbedeutung Kirche an den Weihrauchduft gedacht. Wenn dieses deutsche Wort überhaupt eingewirkt hat, dann höchstens sekundär.

*) Kluge 340f. tofe gut, Dufft Kirche; 441, 437 dof und distel, tiffel; 481 f. dof gut, duft Kirche.

***) Ostwald, Berliner Tanzlokale, S. 64.

Der Wechsel von „duft“ mit „diftel“ usw. zeigt die Herkunft aus dem jüdischen Wort, das die rotwelsche Sprache durch Jahrhunderte entwickelt hat.

kess ist derjenige, der in alle Diebs-, Gaunersachen eingeweiht ist, der klug ist „in specie in Diebesachen“, zugleich verschwiegen, dem man vertrauen kann, „kessse Penne“ ein Diebslokal; „ein kesser Junge“, klug und verschwiegen, wird so in der Gaunersprache zum Lob und geht schließlich als lobendes Beiwort überhaupt aus dieser über viele Mittelpersonen fort in die Alltagsprache ein. Die „kessse Rosa“ war nach der Polizeiliste von 1847 der „Fachname“ einer „Berliner Schottensfellerin“, d. i. Ladendiebin. Das Schimpfwort „kessse Beere“ freches Mädchen, behält doch noch etwas von der Verachtung, die die „Gesellschaft“ gegen den kessen Verbrecher hat. — Kaffer, kaffrig zu hebr. kaphri, Bauer, Löpel, das als rotwelsch schon seit 1714 aufgezeichnet ist. Der Bauer, Provinzler, den der Bauernfänger aufs Korn nahm, war ein ungewandter Mensch. Früh ist das Wort in dieser Bedeutung von der Studentensprache übernommen und auch so verbreitet. — Kütte (Kütte) heißt, J. B. 1687, ein Haus (J. B. in einem Basler rotwelschen Glossar 1733 Kutt Bauernhaus, Carnett:Kutt [Carnett:Käse] Alphof, Sennerei), danach Kuttchen Gefängnis (in dieser Bedeutung schon 1750). — Kluft, Kleidung, hebräischen Ursprungs. Die genaue Grundform ist viel umstritten. Doch wird man wegen der älteren deutschen Formen, die seit dem 15. Jahrhundert immer wieder in der Form „clabot, claffot“ verzeichnet sind, die Grundform chalifoth, Wechselgewänder (vor killûph Schale) festhalten müssen; kalifot, kalfot, klaffot, klast > kloft, so im 18. Jahrhundert, und kluft. Die Gaunersprache bildet weiter „sich an- und auskluften“, auch „andere auskluften“, Ausdrücke, die die Alltagsprache nicht aufgenommen hat, dagegen berl. „Kluftjee“. — Kohlen bedeutet jetzt quatschen. Vor 100 Jahren kohlte man in Berlin einen Menschen, d. i. foppen (J. v. Wof, jetzt in diesem Sinne „verkohlen“). In den rotwelschen Wörterbüchern finden wir, J. B. 1753, die Vokabel „Kohl machen, blauen Dunst vormachen“, 1820 „ankohlen: anlügen, anführen“, doch auch 1812 „kohlen erzählen“. Die Studentensprache nimmt es früh auf. Weist wird angenommen, daß

es zu hebräisch *qöl*, Stimme, Rede *), gehört; doch darf man wohl nicht übersehen, daß zunächst überall die betrügerische Rede hervortritt. — Lude Zuhälter, älter Louis. — Penne (1750 Benne, 1687 Bonne überliefert) Herberge, „pennen“; „Pennbrüder“ sind solche, die „platte Penne machen“, d. i. (1818) unter freiem Himmel übernachten. Die Ableitung des Wortes ist nicht eindeutig sicher. — Poschen, Poscher, Pfennig, wohl heute ausgestorben, aber bei J. v. Woz: „nich'n Poscher“ keinen Pfennig. In älteren Verzeichnissen auch Posch. Zu poschet, Pfennig, poschut, eigentlich Kleingeld, einfach, wenig, gestellt **). — Puß Ausrede, kennen wir im „Klingelputzen“ der „Flatterfahrer“. — Rad Taler wurde volksetymologisch an Rad angelehnt. Es ist eigentlich Rat, d. i. Reichs) T(aler), ein im Jüdischen beliebtes Verfahren, ein Kurzwort aus den Anfangsbuchstaben zu bilden. (Vgl. Günther, Die deutsche Gaunersprache 58). — Zaster Geld, ist in das Rotwelsche aus der Zigeunersprache übernommen, eigentlich zaster Eisen (Littmann, a. a. D. S. 118), auch in der Soldatensprache für Löhnung. — Zosse, Pferd, hat nichts, wie man früher oft las, mit dem Zossener Pferdemarkt zu tun, sondern ist das alte rotwelsche Soßgen, Sossen, zudem (hebr. sus). Daß gerade dies Wort in die Alltagsprache übergehen konnte, erklärt sich aus dem starken Anteil, den Zigeuner am Pferdehandel hatten.

X. Vielfach schon war im vorigen Abschnitt die Studentens- und Schülersprache herangezogen als eine der Ständesprachen, die — bei der starken Anteilnahme der Schüler an der Fortpflanzung des Berlinischen verständlich — manches zur Entwicklung beigetragen hat. Wir werden gerade die Schülersprache noch in späteren Ausführungen (S. 191 ff. u. d.) besonders erwähnen müssen. „blechen“ und „pumpen“ sind über die Studentensprache aus dem Rotwelschen eingedrungen. Aus der Studentensprache stammt der Leeteffel für den Schlappen (s. S. 212 f.). Studentisch

*) Littmann a. a. D., S. 49, hält es der Form wegen nicht für volkstümlich jüdisch, sondern für gelehrt theologische Entlehnung durch Theologiestudierende.

**) Vgl. hierzu Kluge, Unser Deutsch¹, S. 69. Günther a. a. D., S. 55. In der deutschen Gaunersprache schon seit dem 13. Jahrhundert nachweisbar. Boscher, Groschen, bucht auch Albrecht, Wörterbuch der Leipziger Mundart.

ist Puff Freudenhaus (Ende des 18. Jahrhunderts eine berühmte Kneipe in Halle, auch Bordell u. ä.). Das neuere Bums für eine schlechte Lokalität könnte scherzhafte Ersetzung von Puff sein. — Schwof, Tanz (Kuhschwof), eigentlich Schweif (vgl. herum-schwenzeln und schwenzen (s. u.) wohl ursprünglich obszön, wie viele derartige Ausdrücke. — Von der Studentensprache aus sind auch fremdsprachliche Bestandteile zu erklären wie scherzhafte „aut oder knaut“, „ex faustibus“ aus der Hand, auch die hybriden Bildungen mit fremden Endungen (S. 298): „Fressalien, Fressabilien“; französisch „ier (jee): Kneipjee“, „Kluftjee“ werden auf die Studenten zurückgeführt. „Schmer von Kapete“ (zu „kapieren“). Viel studentisches Gut dringt in die Schülersprache: „Pennal“ (eigentlich der Federbehälter) tritt früh für Schule ein; daraus Penne, in Anlehnung an das oben genannte rotwelsche Wort. In die Schülersprache gehört peßen, „du olle Peße“. „peßen anpeßen“ verraten denunzieren, ist in der Studenten- und Schülersprache des 18. Jahrhunderts in Halle nachweisbar*). Woher aber stammt es? Peße**) nannte man im 17., 18. Jahrhundert „lose Weiber“, der Ausdruck konnte an der Angeberin, Denunziantin hängen bleiben³). Das Wort ist auch heute noch weiblich „Olle Peße!“ — Aus der Schülerrinnensprache vom Ende des 19. Jhd. sei auch das anscheinend heut vergessene „Moppel“ genannt, das Seite 205 f. erklärt ist. „Die is mein Moppel“: mit der bin ich „böse (schuß)“ dazu „moff“ schuß. — In der Gaunersprache hat sich schwänzen entwickelt, das durch die Studentensprache hindurch in die Schüler- und in die Allgemeinsprache drang. Schwänzen bedeutet ursprünglich, in althochdeutscher Zeit, einherstolzieren (vgl. oben schwofen tanzen, schweifen). Rotwelsch hat es früh die Bedeutung „achter lande gaen“ (1547) über Land, durchs Land, im Lande umherlaufen, woraus sich die weitere Entwicklung leicht ergibt. Eine ähnliche Bedeutungsentwicklung scheint in berl. schampeln hinter die Schule gehen zu liegen, wenn man es zu schles. „schampern, schappern“ tänzelnd gehen, in Halle „ab-

*) 1785: Pastor Heinrich wußte nichts von der ganzen Sache. Er hätte's auch wahrlich gepeßt. Z. f. d. Wo. I, 255.

**) Zu Peße, Hündin. Praetorius, Satyrus etymologicus 1672: Peße so nennt man an etlichen Orten die Huren oder lose Weiber.

schampen“: abglitschen, schräge abfahren*), ndl. „schampeln“ wacklig gehen, ausgleiten, stellen muß: mäßig dahin schlendern (vgl. zur Bedeutung hummeln, etwas verbummeln). — Der „Buckeldrescher“ gehört nicht nur der Schule an, sondern ist auch soldatisch. In einem Berliner Soldatenliede aus dem ersten Viertel des 19. Jhd.**) singt man: „Da kommt daher ein Stabs-Professor, Auf deutsch nennt man ih Buckeldrescher, Der gibt mir den verdienten Lohn“.

2. Damit haben wir, wenn auch überall nur in wenigen Beispielen, die älteren Quellen gekennzeichnet, zugleich diejenigen, die der allgemeinen Sprachgeschichte angehören. Die Aufnahme fremden Gutes in den dialektberlinischen Bestand hat in der Neuzeit nicht etwa aufgehört. In eine Stadt, in der sich alles trifft, dringt immer erneut Wortgut und wird, wenn es der Art entspricht, bereitwillig aufgenommen, etwa ein oben erwähntes „mit'n siślaweng!“ ist, wenn ich richtig sehe, erst in verhältnismäßig ganz junger Zeit aus dem nd. Norddeutschland übernommen; denn es scheint aus nd. Gut erklärbar.

Nun aber tun wir noch einen kurzen Blick auf die wichtige Gruppe der neuen Bereicherungen, Wörter und Redensarten, die in Berlin selbst geprägt oder in allgemeinen Umlauf gesetzt sind, in denen das eigentlich schöpferische, das charakteristisch berlinische Element sich zeigt, die vielleicht ebenso stark geistesgeschichtlich, psychologisch wie sprachgeschichtlich zu bewerten sind, die zwar vom Einzelnen ausgehen, der häufig nicht einmal ein Berliner ist, die aber doch nur, indem sie von der Gesamtheit (zunächst von der Umgebung, von dieser weiter getragen) ergriffen werden, in das Sprachleben aufgenommen werden können. Gaben uns die bisher überschauten Gebiete einen festen Bestand, so zeigt diese Gruppe die Neigung des Berliners, schnell Beziehungen zu erfassen, sie humor-

*) Müdiger, Neuester Zuwachs der Sprachkunde I, 2 (1782), S. 62.

**) Volke, Berlin in der Volksdichtung.

voll, spöttelnd aufzufangen, den Sinn für Wortspiele, das außerordentlich starke Gefühl für den Klang, das auch die Reimspielereien z. B. mit erklärt, andererseits aber auch das Bildhafte der Vergleiche *). Der Ursprung dieser Wörter und Redensarten als Gelegenheitsbildungen erklärt es (S. 148), daß ihre Herleitung noch wenig ergründet ist, und wohl oft in Dunkel verloren sein wird.

Nur in seltenen Fällen handelt es sich hierbei um eigentlich ganz neue Schöpfungen neuer Wortgruppen — diese bespricht nur unser erster Absatz — häufiger um neuen Inhalt, Neubeziehung, d. i. Bedeutungswandel, um Verlängerungen, „Verquatschungen“, dies namentlich bei Redensarten.

Es ist übrigens auffallend, daß diese Berliner Neuschöpfungen, die früher von Berlin aus nur verhältnismäßig geringe Verbreitung fanden, es seien denn Wörter, die wie „Sekt“ in der Hochsprache entstanden waren und gebraucht wurden, jetzt bedeutend schneller weitergreifen, „knorkt“, das in Berlin erst wenige Jahre alt ist, „manoli“, das in den 90er Jahren entstand, werden schon jetzt außerhalb Berlins weithin angewandt. Ist es die demokratische Neigung der Zeit, die deutlich auch eine Auflockerung der Sprache mitgebracht hat, die diese Ausdrücke in Kreise trägt, die sich ihnen in der eben vergangenen Periode stärker verschlossen? Ist es der engere Verkehr, der die für diese Verbreitung besonders geeigneten Klassen der Jugendlichen, die zu allen Zeiten und überall gern mit besonderen Worten prunken, beim Wandern, in den Jugendherbergen usw., auf den Sportplätzen, bei Städtekampfen, in Jugendvereinstagungen heute stärker zusammenführt? — In manchen Fällen kann man etwas weiter sehen: So sind die Ende des 19. Jhd. gebräuchlichen Börsenausdrücke „Schieber, Schiebung“ durch die Erlebnisse der Inflationszeit Gemeingut geworden.

*) Daß derartige Bildungen in der Volkssprache anderer Gebiete aber ebenfalls vorkommen, namentlich in den Ständesprachen, wo es sich vielfach um das gleiche Selbstgefühl gepaart mit Zweifel handelt, stachliche Abwehr gegen den Philister, temperamentsvolle Vergleiche, war schon mehrfach betont, im besonderen S. 16 A. Als bedeutsam konnte aber in D. die weite Verbreitung dieser sprachlichen Tendenzen in allen Kreisen hervorgehoben werden.

I. Am bedeutungsvollsten für die Sprache als solche sind die Neuschöpfungen von Wörtern, Neuschöpfungen einer ganz neuen Lautgruppe, d. i. eines ganz neuen Wortes, oder Bedeutungswandel durch Umbiegung irgend eines Wortes, Namens aus einer zufälligen Beziehung heraus.

Zu den heute allgemein verbreiteten Wortschöpfungen, Neuschöpfungen, die anscheinend von Berlin ihren Anfang genommen haben, gehört, bezeichnend genug, die Gruppe Kadau, Klamauk(e). Die Wörter sind jung, Kadau anscheinend in den 70er Jahren aufgekommen, jünger ist Klamauk(e), das auch noch nicht das gleiche Bürgerrecht in der Allgemeinsprache hat wie Kadau. Kadau gilt für einen besonderen und durchaus notwendigen Teil aller Berliner Vergnügungen. Heinrich Seidel, der zum Berliner gewordene Mecklenburger, widmet bald nach Aufkommen des Wortes dem „Kadau“, wie er zu einer Berliner Landpartie gehört, einen eigenen kleinen Aufsatz.

„Kadau Kadaudaudau!
 Bis alles sich im Wirbel dreht,
 Bis alles auf dem Kopfe steht,
 Die ganze Welt in Fransen geht,
 So lange wird gekräht!“

zitiert er darin Fritz Sicks gerade in den „Fliegenden Blättern“ erschienenen charakteristisches Lied vom Kadau. Die Strophe, die wir dem längeren Lied entnehmen, ist ganz geeignet, zu erweisen, daß es sich bei dem Worte um ein lautwiedergebendes handelt. Das Nacheinander asau mit anschwellendem Ton, Akzent auf der Endung, wie er sonst dem Deutschen nicht eigen ist, wird überall angewandt, wo man etwas lärmendes, Geräuschmachendes darstellen, im Ton wiedergeben will*), z. B. Pladauß, das den

*) Derartige Wortbildungen treffen wir allenthalben für die Bedeutung Geschrei, Lärm im verschiedensten Sinne: „kabbauen“ haben, helfern, verzeichnet 1754 der Hamburger Mithy: „den Leuten die Ohren caput schrawauen“ schreibt J. G. Müller in dem bekannten Roman „Siegfried von Lindenberg“. Aus vielen mundartlichen Beispielen sei hier nur noch das ostpreussische „Kalmans, Kramans, Karmans, Karwau, Karwauk, Kawau“ Lärm, Geschrei, Hader, Streit genannt (Henning, Preuß. Wb. 1785, Frischbier, Preuß. Wb., s. v.), die freilich im D. Wb. 3. T. anders aufgefaßt sind.

schallenden Aufschlag des Falls darstellen soll. Glasbrenner braucht (in einer Zeit, in der Kadau nicht existierte) mit gleichen Lautgruppen Pladderadautsch, (Trachsel: Pladdadaug) neben Pladderadatsch und Kladderadatsch, um den Klang des Hinwerfens zu malen, den Zusammenbruch zu bezeichnen. Diese Bildung ist in der Form durchgedrungen, in der sie von den Begründern der Zeitschrift „Kladderadatsch“ festgehalten wurde. Ebenso ist auch Kadau*) Wiedergabe des Lärmens selbst. Man kann sich denken, daß der lärmliebende Berliner Ausflügler, wie er auch Kadauflöten, pfeifen auf Landpartien benutzte, es im Chor gesungen oder geschrien hat, um die Stimmung zu erhöhen. — Ähnlich entstand wohl Klamauk(e), dem einige der genannten ostpreussischen Formen recht nahe kommen. Hier wirkten jedenfalls zugleich irgend welche Anlehnungen auf die Form ein**). (Man weist z. B. auf „Mauck“, das mitteldeutsch in den verschiedensten Bedeutungen begegnet: „keene Mauck haben“ keine Lust.) Die Anlehnung selbst konnte bei diesem Klangwort rein lautlich und sinnlos sein. — Vielsach äußert sich das Vergnügen, namentlich beim weiblichen Teil, auch durch „quietschen“, man ist „quietschvergnügt“: Ein entsprechendes „knaatschen“, das einen bestimmten Laut wiedergab, hat das heute zurückgetretene „Knaatsch“ Vergnügen hervorgerufen. Vielleicht auch ist ein einmal bei dem

*) Kadau: Spektakel in einem Verzeichnis der Handwerksburschensprache von 1885 ist wie Meter = Markt im gleichen Verzeichnis schon aus der Großstadt vorgebrungen. — Neben Kadau ist Kraffel kein ursprünglich berlin. Wort, wenn es sich auch hier wie sonst in Norddeutschland früh nachweisen läßt, vielleicht abgeleitet (unter Einwirkung von franz. querelle) aus nd. „Krat“ Streit (vgl. träfeln). Auffallenderweise nennt Nicolai es als nürnbergischen Idiotismus. Fr. Wilh. I. braucht „krauell“ 1726. — Dagegen ist Krawall, obwohl viel länger schon in der Sprache lebend, eigentlich erst seit den 30er Jahren des 19. Jhd., der Zeit der revolutionären Unruhen, von Westmittelldeutschland her verbreitet. Die Herkunft ist bestritten; die einen sehen darin ein aus dem Slavischen entlehntes Wort, die andern leiten es aus charivall, charavallium, einer Nebenform von charivari, die dritten denken an mundartige Entwicklung ähnlich wie bei „Kadau“. Doch scheint ein alter Beleg (vgl. Hirt-Weigand I, 1143) des 16. Jahrhunderts am meisten für die zweite Erklärung zu sprechen.

***) Unter allen Kalmuck spielen (d. i. unter aller Kanone) unsagbar schlecht braucht Glasbrenner.

Märker Barth. Ringwalbt (geb. 1530) gebrauchtes „knagen“ in der Bedeutung ‚um Kleinigkeiten in Kampf geraten‘, also ebenfalls wieder auf das Lärmenweisend, hierzu in Beziehung zu setzen. — „Eingeltangel“, das Anfang der 70er Jahre aufgekommen ist, gibt zuerst den Klang der musikalischen Darbietungen in einer Veranstaltung niederen Ranges wieder. Vgl. S. 213.

— In eine ganz andere Gruppe führt etwa das neuere *Mudepide* (*Mudepucke*, *Mudepücke*), das Geräusch des Motors nachahmend, zunächst für den Bootsmotor und das Motorboot, dann Motorrad, Auto, Flugzeugmotor.

Nicht sehr beträchtlich ist die Zahl der Wortschöpfungen durch Kürzung, die in manchen Ständesprachen eine Rolle spielt und wohl bei der heutigen Allgemeinneigung zu Kürzungen noch einmal einen größeren Anteil gewinnen wird: z. B. *re* für *retour*. — *Zoo* oder *Zo* für zoologischen (*Zoloschen*) Garten ist dem Englischen nachgebildet.

In diese Gruppe können wir einige Wörter reihen, die auf der geschriebenen Abkürzungsform beruhen, *Emmchen* nach *M*, da aber *m* auch „Meter“ ist, so kann auch „Meter“ für *Markt* eintreten. Die Bildungen gehören in die Zeit bald nach Einführung des metrischen Systems. In den 80er Jahren kann man sie schon im weiteren beobachten*). — Zu dem gleichgebildeten *Rad* (*Rat*) *Taler* siehe Seite 177**). Die vielfach scherzhaft für Wörter eintretenden Buchstaben wie „*MW*“ (*machen wir*) mit ungezählten Bervielfältigungen beschäftigen uns hier nicht, nur „*BZ*“ sei erwähnt, weil dieser gekürzte Zeitungsname wirklich in die Umgangssprache Eingang gefunden hat. Übrigens kann man bei der augenblicklich sichtbaren Neigung der Sprache, Buchstabenverbindungen zunächst als Reklame zu verwenden, aus der Reklame in die Alltagsprache aufzunehmen (z. B. *Bedag*, *Uboag* u. a. m.), mit künftiger Erweiterung dieser Gruppe rechnen.

*) Die 3 ersten Auflagen des *N. B.* verzeichnen sie allerdings noch nicht, doch s. S. 182 Anm.

***) Auch ein Wort wie „*Emton*“ gehört zweifellos in diese Gruppe.

II. Umbiegung eines Wortes in neuer Beziehung.

Ein frühes Beispiel dieser echt berlinischen Art Tageserlebnisse sogleich sprachlich zu gestalten, findet man in Fr. Wilh. I. Briefen an Leopold v. Dessau 1723, kurz nach dem Zusammenbruch der französischen Mississippigesellschaft 1720, der Frankreich dem Bankerott nahe gebracht hatte: „das sein Depancen (dépense) von der andern weldt und die Interesse die halte vor Missicippy“ (halte ich für verloren). Das Wort konnte aber nicht wie andere in gleicher Verwendung, fest werden, weil seine Bildung dem Berlinischen zu fremd ist, weil es sich der Zunge nicht leicht fügte, wenn überhaupt anzunehmen wäre, daß es der König oft genug brauchte, um eine Aufnahme am Hof und über den Hof hinaus denkbar erscheinen zu lassen. —

In diese Gruppe gehören z. B. „knork“ und „manoli“ (s. u.), in anderem Sinne „keß“ und ähnliche, deren berlinische Bedeutung gegen die übernommene geändert ist (keß: in Diebsfachen erfahren — fein, schneidig) oder Wörter wie „Budike“ (Laden — Kneipe), Stampe (Speisewirtschaft — Tanzlokal), Koofmann (Krämer), Wörter, die im geschichtlichen Wandel des Inhalts neuen Sinn erhielten.

Hierher ziehen wir auch die Menge der Wörter, die in Spott, Wig*), Vergleich oder sonstiger Übertragung eine Nebenbedeutung erhalten haben, die unabhängig von der Grundbedeutung als selbständiges Wort lebt. So etwa der „Schusterjunge**“), ein Roggenmehlbrötchen, Salzkuchen, billiger als Weizensemmeln, früher (um 1870) „Pugmamsell“ genannt (damals eine etwas anzügliche Berufsbezeichnung). D. h. diese geringste Semmelforte hieß nach der niedrigsten und zugleich wohl der vornehmlichsten Vertilgerklasse. — Ein großer Teil gerade dieser Übertragungen sind vergängliche Tagesbildungen („Krebse“ um 1700, s. v. S. 20), andere aber haben, wie die „Schusterjungen“ allgemeines Bürgerrecht erhalten.

Vielfach auch treten solche Wörter, die das Vergleichene für die Sache selbst einsetzen, euphemistisch verbergend oder umgekehrt (in

*) Wige wie Häfelmotor, Droschkengaul, die durchaus uncharakteristisch sind, in allen Großstädten gemacht werden, übergehen wir hier.

***) Ebenso in Königsberg.

Drohungen) unterstreichend auf, z. B. eenen seifen *), trinken mit verständlichem Vergleich („Un drag id endlich mal wat aus, So kann id Froschens kneifen, Hol wieder meine Pulle raus, Un dhue einen pfeifen“, heißt es im berühmten Eckensteher-Rante-Lied). — Damit in engem Zusammenhang stehen die Übertreibungen, Vergrößerungen, nicht nur in Redensarten, auch das einzelne Wort wird durch ein größeres, stärkeres oder dem Range nach schlechteres ersetzt: meckern tritt ein für reden, klauen für greifen, Klaue für Hand, jaunern ist sparen; große Füße heißen Quadratlatzschon, entsprechend Schuhe: Kindersärje, Appeltähne, Dderztähne, junge Dampfchiffe; Bierplantscher, Plantschapstheker für Gastwirt; sich ausquetschen für sich ausdrücken, und geht einem andern ein Licht, so geht dem Berliner eine „Lampe“ auf.

An Namen knüpfen an manoli (S. 205) knorke (S. 204), mampe, d. i. halb und halb nach dem Mampeschen Likör Halb und Halb, der in allen Stadtbahnwagen angezeigt war, Kremsler, von dem Unternehmer, der in den 20er Jahren des 19. Jhd. derartige Torwagen einstellte, Littfasssäule, heute von Berlin aus auch in andere Städte gedrungen, der Rechenkoch, dessen Verfasser einen ganz andern Namen als Koch tragen konnte — Mit witziger Weiterbildung ist hier an die Denkmals- und politischen Witze zu erinnern **): Forkenbecken für den unter dem Oberbürgermeister Forkenbeck aufgestellten Schloßbrunnen, in dessen Mitte Neptun mit dem Dreizack (mit der Forke!) thront. — In Redensarten, Spott- und Schimpfstrufen, die hier gleich mit erwähnt werden sollen, sind vielfach Namen ohne oder mit Erinnerung an die einstigen Träger bewahrt: „Bülow mitn Zifstaken!“ rief man dem mit dem Haken die Müllkästen visittierenden Lumpensammler nach. Mitte des 19. Jhd. verfolgt die Straßenjugend einen gewöhnlich betrunkenen Lumpensammler mit dem Geschrei ***) „Pietsch! Pietsch!“, das bald auch

*) eenen blasen, tuten, zwitschern, schmetterten usw.

***) Einer der hübschesten ist wohl die Bezeichnung „Grimmsche Märchen“ (Warnhagen, Tagebuch 14, 111), für die vom Leibarzt Fr. Wilh. IV., Grimm, ausgegebenen Krankenberichte.

****) Ich bezweifle allerdings, daß Pietsch, wie gewöhnlich angegeben, der Name des Lumpensammlers war, sondern halte dies eher für einen Spotttruf

auf andre Personen, die sie höhnt, übertragen wird; namentlich war Wrangel^{8a}) („Pletsch in Uniform“) ein beliebtes Ziel dieses Spotts. — Bis in die erste Hälfte des 19. Jhd. läßt sich auch die Anrede „Fleisch!“^{8a}) zurück verfolgen: „Fleisch, wat saachste nu? — Na, warte, Fleisch!“ (jezt meist mit langem Vokal gesprochen). „Bei Vater Feiern *) in (hinter) de Schule (Abendschule, Armeenschule) jejangen“ ist, wer geringe Kenntnisse zeigt. — „Stöders schwarze Kanarienvögel“ nannte man die Kurrende (auch die Knurrende)**).

auf den stets Betrunknen aus „pletschen“ unter Angleichung an den bekannten Namen. So nennt auch Glasbrenner seinen betrunkenen Rattundruder aus der Keesenjasse, den die Jugend höhrend umringt, Pletsch.

*) Dem Hauptlehrer Pfeiffer und seiner Schule, seit 1825 in der Marktgrafen-, später Lindenstraße, widmet u. a. Laverrenz, Berliner Originale, ein Kapitel. Vgl. bes. „Bär“ 1882, Nr. 22.

***) Ein paar Berliner Ortschaftsbezeichnungen seien an dieser Stelle angefügt: (s. noch Ablage C. 195): Gewiß gehört die Redensart „bis in die Puppen“ ursprünglich nach Berlin, trotz der anders gerichteten neueren Erklärungsversuche, die an ein lokal beschränktes „Puppen“ (Zusammenstellung von Garben), inhaltlich noch engeres „bis in die Puppen regnen“ anknüpfen wollen. Die „Puppen“ war der volkstümliche Name des großen Sterns im Tiergarten, dem beliebtesten Spaziergang der Berliner, seit dem Ende des 18. Jhd. (Holteis „Berliner Droschkenkutscher“ erzählt, sein Pferd hielt an, „da waren wir justement an die Puppen. Na, sag ich, Madamten, nu sind wir durch bis an die Puppen“.) — Der Name Polkatirche für die Matthäikirche ist heute nur noch aus G. Kellers Gedicht (1852) bekannt. Ebenso ist sie nicht länger, wie einst, als sie ganz im Grünen lag, „dem lieben Gott sein Sommervergnügen“. „Polka—“ war in den 40er und 50er Jahren in Berlin, Hamburg und anderen großen Städten Ausdruck für das was „stilkvoll, schnazig, fesch“ war, schnell in der Bedeutung gesunken, Polkatopf, polkablau, Polkabiber, Polkatneipe (Kalisch, Berlin bei Nacht) usw.^{8b}) Vgl. auch R. W. Meyer, Schlagworte, Ibergers Jahrbücher 5, 468. — Die Bezeichnung „Semmel fortuna“ für die Bäckerläden ergab sich aus dem üblichen Schilde, der Semmeln austreuenden Fortuna. — „Pantinen Schule“ entspricht der Bildungswelse nach genau dem alten nd. „Kluppschule“. — „Schlorrendorf“ (jezt unter lautlichem Anflang Charlottenburg) war 1847 die Gegend um Landsberger und Frankfurter Tor. Auch andere Spitznamen sind mit dem Weiterausbau weiter übertragen; so erklärt es sich, daß die Angaben aus verschiedenen Zeiten nicht immer übereinstimmen. — „Mit dem Jagdhund fahren“, d. i. mit der Stadtbahn, deren Plan einen Hundetopf darzustellen scheint. — Dagegen unterscheiden sich Bezeichnungen wie „der blaue Amtsrichter“ (mit dem Einsahwagen dem „Assessor“), d. i. die zum Charlottenburger Amtsgericht führende Straßenbahn, oder die blauweiße „Aschingerlinie“, der

Eine gewisse Trägheit oder nachlässige formlose Vertraulichkeit liegt wohl darin, wenn man jeden Händler als „friße“ bezeichnet: „Appelfriße“ („Wat is dat vor'ne Welt, seitdem jeder Droschkentutscher und Appelfriße Polletik treibt.“ 1852, Infanterist von Spanien), „Bijarrenfriße, Kuchenfriße“, die allerdings an die weit verbreitete Neigung der Bildung von Personenbezeichnungen durch Namen knüpft: „Meelsuse, Heultrine“.

Mehrfach sind alte schon abgestorbene Wörter in neuer Anwendung wieder aufgenommen, haben einen neuen Sinn erhalten, z. B. „Rauhbeen, rauhbeenig“. Unter Fr. Wilh. III. hießen so die Bürgergardisten. In der zweiten Hälfte des 19. Jhd. wieder aufgekommen, bedeutet es einen grob, ohne feinere gesellschaftliche Manieren auftretenden Menschen. Als Fontane es Ende der 70er Jahre von seinem Sohn, einem jungen Offizier, hört, hält er es für ein ganz neues Modewort. Wahrscheinlich ist es auch in militärischen Kreisen, die das alte Wort historisch kannten und auf die Bürgergarde mit Verachtung blickten, in moderner Bedeutung aufgefrischt worden.

III. Umbildung, Umdeutung. Schließlich auch wird altes Wortgut in mancherlei Weise weitergebildet, in Zusammensetzungen, Angleichungen können neue Wörter entstehen: „Glimm-

blau-gelbe „olle Schwede“ usw. in nichts von entsprechenden Beinamen in anderen Großstädten. Mit der Nummernbezeichnung mußten viele von ihnen fallen. — Auch die Beinamen für Arbeitshaus oder Gefängnis („Kummeline“ das Kummelsburger Arbeitshaus, der „grüne Anton, Barnim, Mörsers Ruh“) nach der Straße oder einem leitenden Beamten genannt wird, ist gewöhnliche Ausdrucksweise der Verbrechersprache. Hier folgen ein paar Berliner Bezeichnungen, die bei Zimmermann a. a. D., 1847, zusammengestellt sind: „Appel, das graue Elend, Graupenpalais“ (nach der gewöhnlichsten Kost), „Graudenz, Joten“. Die Stadtvogel hieß „Gasthof zum Goldenen Strauß“: „Hier ist der Gasthof zum goldenen Strauß, Schnell kommt man herein, aber schwer wieder heraus“. Auch „Kaffeehaus Nr. 1“ (sie lag Mollenmarkt Nr. 1). Soldatisch, aber nicht nur in Berlin, war die Bezeichnung „Vater Philipp“ für das Arrestlokal. Dagegen war der Name „Dachskopf“ für das Arbeitshaus kein Spitzname, sondern haftete an dem älteren Arbeitshaus, das ursprünglich das Schlachthaus des Schlächtergewerks war und als Wahrzeichen den Dachskopf trug. Er ging dann auf das jüngere Haus über. Der Name „grauer Bär“ für das Arbeitshaus knüpft an den Berliner Bären an.

stengel*)"; „Quaselfstrippe“; „Nizenschieber“ oder „Kompott/schieber“ für den Gleisreiniger der Straßenbahn usw. — Bot hier Zweck oder Aussehen die Anlehnung, so gibt in andern Fällen die klangliche Ähnlichkeit den Ausschlag (volksetymologische Ungleichung). Das für den Alltag unmögliche Wort „Kinematograph“, das ja darum heut auch in der Allgemeinsprache dem kürzeren Kino gewichen ist, wurde schnell zum Kientopp. In ähnlicher Ungleichung Automoppel, das aber im Gegensatz zum Kientopp nur scherzhaft gefühlt wurde. Nicht ganz unfreiwillig war wohl auch der ältere „Affendarius“ 1848 für den Referendarius. Diese scherzhaften Umdeutungen haben einen weiten Kreis: „upfklaümft, fotografümfen, abflöhen“ neben dem älteren „ablausen“ das Geld abgewinnen sind alle alt und verbreitet, auch nicht ursprünglich berlinisch. Dagegen ist wohl hier die Umdeutung des in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beliebten Abschlußwortes „Sela**“), das der Bibel entstammt, in „Seese“: „abjemaecht Seese“ zu lokalisieren. („Abjemaecht Sela“ heißt es noch bei J. v. Doß und Glasbrenner. Die „Berquatschung“ zu „Seese“ ist durchaus im berlinischen Volks- und Sprachcharakter. — So ward auch um 1850 das französische „Calembour“ zum deutschen „Kalauer“, wobei die in Berlin bekannten Kalauer Stiefelfabrikanten Pate standen. Ein solcher, sicherlich schon mit diesem Beiklang, s. B. in „Mantes Weihnachtswanderungen“ von Lenz, 1840. — Ähnliche Umdeutung in „Au Bache“ ist S. 195 erklärt. Erst durch die gut berlinische Einleitung (Kap. VI § 39) Au (Bache), Ei wei (Bache) hat dies Wort jedoch seinen neuen Sinn („Au“ und „Ei wei“ besagen allein ungefähr das selbe) erhalten***).

*) Das Wort wird schon bei E. L. Hoffmann in der „Brautwahl“ als puristischer genannt: „Aus dem angenehmen Glimmstengel oder Tabakströhrlein, wie die Puristen den Zigarro benannt haben wollen.“ Maßmann 1848 in einem Vortrag über Sprachreinheit: „Der Glimmstengel des Berliner Landwehrmannes wird bald sein Bürgerrecht errungen haben“ (v. d. Hagens Germania 8, 145). Vgl. Müderts Äußerung NB., f. v.

**) Hense erzählt in seinen Jugenderinnerungen, daß der Lübecker Geibel einen Disput gern „Bach di wat, Sela“ abschloß.

***) Andere volksetymologische Weiterbildungen, Umbildungen fremder Wörter s. S. 168 f.

Schließlich erwähnen wir noch die Reimneigung, die oft recht sinnlos zusammenstellt: granseesch für franzeesch.

3. I. „Fast in jedem Vierteljahr haben die Berliner ein neues Bonmot, das größtenteils von der Bühne herab bekannt wird, . . . Erst hört allens uf Beckmanns *) Manu hört allens uf'. Und nu? Manu hört allens uf zu sagen, nu hört allens uf.“ So charakterisiert Glasbrenner witzig die Moderedensarten, die Berlin einen Augenblick überschwemmen, um dann schnell in die Versenkung hinabzutauschen. Nur ein kleiner Teil der ungeheuren, sich immer erneuernden Masse von Modewörtern bleibt bestehen, wie das jetzt 100 Jahre alte **) „Des (det, der) Karnittel hat anzefangen (anzefangt)“. Die meisten werden in kurzer Zeit zu Lode gehehrt, machen anderen Platz. Schon Anfang des 19. Jhd. braucht man die Antwort: „Ja, Kuchen“ die in heute noch ungebrochener Popularität fortlebt***). In den 50er Jahren: „Noch lange nich jenug!“ Warnhagen erwähnt dies z. B. in seinen Tagebüchern. Auf Bemerkungen: Du tuft mir sehr unrecht u. ähnl. sagt man: „Noch lange nich jenug.“ „Hat ihm schon!“ das 1873 anzeführt wird, gehört zu denen mit längerem Leben. Um 1880, zur Zeit von Stindes erstem Buchholzband, war die Moderedensart: „Das ist man (nur) äußerlich!“ Um 1900 klang es witzig, wenn man für reichen, geben sagte: „Schmeiß mal (Schmeiß mir mal die Milch an'n Kopp)“. „Du ahnst es nicht. Das durfte nicht kommen. Jibts ja jaanich. Trade wat Scheenet. Mach dir man

*) Der bekannte Schauspieler am Königsstädtischen Theater, der den Rante zuerst verkörperte.

**) Vgl. M. f. G. B. 42, 110, Pniower: 1827 schildert Förster den „Karnittelstod“. Viel volkstümlicher ist die Darstellung in Lami „Wipedickles und Mengenmus“ 1828.

***) Jul. v. Wosß, 1818: „Ja Kuchen, nich London“. Auch Zelter an Goethe. Lami (s. d. vor. Anm.) 1828: Die Höterin zur Dame, die in den Porzellankeller gefallen ist: „Wat is mich des vorn Saderlots Verdamtiges int Keller gefalle? Denkt Sie, id habe meine Töppe Un Kannen an de Kellertreppe Man hingestellt, um solche Töppe, Wie Sie mich dreht, daraus zu lösen? Ja Kuchen! Paßmann soll se heeßen.“ Abraham Mendelssohn-Bartholdy schreibt 1831 scherzhaft: Oui, gateaux. Für Kuchen auch Kirschkuchen. — „Ja Fleuten“, sagte man Mitte des 18. Jahrhunderts in Hamburg.

det ab — det kleidet dir ja jaanich. M. W.“ mit allen seinen Verlängerungen und Ausdeutungen — die Zahl der auf- und abwogenden Modewörter ist Legion. Derartige Wörter, vor allem Redensarten, entstehen zuweilen aus bestimmten Erlebnissen, andere kommen im Spiel auf, beim Sport, namentlich aber, wie Glasbrenner richtig betont, aus literarischen^{8a)} Berührungen, vornehmlich von der Bühne herab, aus Theaterstücken, Singspielen, von den Variétébühnen her, aus Couplets, schließlich auch aus den Tanz- und „Ballfälen“*).

Eine ganze Reihe auch heute noch nicht vergessener Schlagwörter lieferten Angelys, Kalischs und ihrer Nachfolger Volksstücke. Beide waren nicht Berliner, aber ihre Redensarten wurden berlinisch. Von Angely (vor allem schlugen die Typen seines „Fest der Handwerker“ ein) stammen die immer wieder zitierten**) „Dadrum keene Feindschaft nich; Allemal derjenige welcher; Zum Bau gehören; Bons Jerüste jefallen; Hier sigen die Musfikanten (Geld)! Nie ohne dieses!“ Kalisch lieferte „So'n bißchen französisch, das macht sich gleich wunderschön***)“. „Laß ihn doch des kindliche Verjnjäten.“ — Am lebendigsten aber blieb, denn das entspricht der Berliner Abwehr am besten, „wat ik mir dafoor koofe!“

Auch die Puppen- und Marionettentheater, an denen Berlin reich war, in denen Berlinisch natürlich die herrschende Spielsprache war, liefern manches, wie Kaspers bekanntes: „Darum stinkts ooch so!“ An den Puppenspieler Freudenberg knüpft: „Freudenberg, die Strippe reißt!“

Aus Glasbrenners Schriften stammt z. B. „höchste Eisenbahn“. Der zerstreute Briefträger im „Heiratsantrag in der Niederwallstraße“, für den es höchste Zeit ist, zur Eisenbahn zu gehen, um die einkommende Post zu holen, erklärt, es sei höchste Eisenbahn, zur Zeit zu gehen.

*) S. Ostwald, Berliner Tanzlokale, das Kapitel Berliner Tanzlieder.

**) Man trifft sie um 1830 und später in Briefen, Gelegenheitsdichtungen, Couplets der Zeit, überall an. — In Kalischs „Junger Junder“ singt die Soubrette „. . . Wie wollt Schätsperrn ich un Götthen uf de Bretter verarbeeten, Makbeth oder Iphigene, Allemal wär ich diejenige!“

***) Gewöhnlich zitiert: „Ist doch ganz wunderschön.“ (Gebildete Hausrecht.)

Ein noch älteres Zitat ist die Redensart „vergnügt, sich freuen wie'n Stint“. Schmidt von Werneuchen schildert (Der Mai 1795) die Mailust, in der alles „vom Storche bis zum Spatz sich freut, vom Karpfen bis zum Stint“*). Doch traf er mit dem Stint anscheinend ein auch sonst beliebtes Bild, war doch der Stint nicht nur als billiger Fisch, sondern auch als derjenige, der neben dem Steterling der angelnden Straßenjugend zumeist vorkam, populär. „Verliebt wie'n Stint“ ist jedenfalls auch eine alte Redensart, die der in Berlin lebende Utmärker Bornemann 1816 als solche braucht (Ged. II, 51): „Noch vör acht Dag sön Unschuldskind, Un nu schon sön verklewten Stint!“

Und schließlich zitieren wir (mit oder ohne Legendenbildung) Friedrich den Großen, auf den mancherlei Redensarten bezogen werden, z. B. „Da kenn'n Se Buchholzen schlecht“ (vgl. Vår 1881, Nr. 11, M. f. G. B. 1912, 22 u. f.).

II. Endlich bleibt die noch heute sehr lebendig sich erweiternde Gruppe der Neubildungen von Wörtern und namentlich Redensarten durch Steigerung des Ausdrucks zu erwähnen, durch Weiterbildung, Verlängerung, „Verquatschung“ der Formel, die ihr besonderes Feld unter der Jugend hat, die an Drohungen, Verachtung des Gegners, Vorwurf der Dummheit das alte Gut immer übersteigert. Überbietung des Ausdrucks ist temperamentvoller Sprache stets eigen: „Du bist woll verrückt, verdreht“ bedeutet nur: Du hast nicht recht; „hellisch, schmellisch (schmählich), ochsig, laustig, kannibalisch, eklig, haarig“ usw. als Gradbezeichnung (hd. „sehr“), sind ebensowenig auf Berlin beschränkt, gehören jugendlich ungestümer Ausdrucksweise überall an. Im gleichen Sinne steht auch das ironisch gebrauchte „schön“: „Du kannst scheene Dresche besehn“**), ordentliche Prügel erwarten. „Du bist scheene lange jeblioben.“ Eine häufige Gradbezeichnung ist auch: „wie der Deibel“, (Friedrich Wilhelm I. „Kraut ist wie der

*) Friedrich II. schreibt (an Fredericksdorf) „vergnügt wie ein Dhrwurm“. — Schmidt v. W. war durch Goethe, Schlegel, Tieck u. a. lächerlich gemacht. Daher griff man leicht derartige Stellen heraus und braucht sie ironisch lachend. Vgl. Büchmann, Gekügelte Worte s. v.

**) Der höchste Grad, allerdings ganz ohne Beiwort, mit beliebter Satz-einteilung: Ei wel, die Dresche!

deuffel lustig“) in anderer Verbindung dagegen negiert „Deibel“ (wie „Dreck“) den Satz: „Die wissen den Deibel, wat Bierjeld is“ (Glasbrenner). „Des hab ik in Dodt verjeffen“ (völlig; J. v. Wof). Wo „keener“ (niemand) nicht emphatisch genug ist, heißt es „keen Was“, „keene Laus“ u. dgl. „Krist'n blaffen Dod!“ ist ein einfacher Ausruf des Erstaunens usw. Einzelnes war auch schon oben Seite 185 berührt. Jene Steigerung wird auch ganz besonders gern durch die indirekte umschreibende Ausdrucksweise hervorgebracht, die statt des abstrakten Ausdrucks das greifbare Bild gibt, und die in ihrer ironisch-lässigen Art oft als Gegensatz zum schweren Wortinhalt besonders stark wirkt. Statt: du bist dumm: „Wenn eener verrückt wird, wird ers zuerst im Koppe“. „Wenn Dummheit weh dete, denn hörten se Dir bis nach Potsdam schrein.“ „Bei dir trillert's wohl“ du hast einen Vogel. Du bist ein Affe: „Dir ha'm se woll mit 'ne Mohrräbe aus'n Urwald jeloekt.“ Und wie groß wird der Abstand zwischen dem Sprechenden und seinem Widerpart, dem er nur höhnisch bemerkt: „Af eenmal lacht 'ne Flieje!“ Hierher gehören alle jene Redensarten, die in ihrer Übertreibung schnoddrig wirken sollen, wie das oben genannte „an'n Kopp schmeißen“ für reichen, die in ihrer lässigen Vertraulichkeit, die sprachlich so wenig gepflegt und gewählt anmutet, in ihren nicht immer schönen Vergleichen (namentlich, wenn es sich um Drohungen handelt), gerade allen denen, die sprachästhetisch eingestellt sind, so stark widerstreben. — Diese lässig-ironische Art tritt auffällig hervor schon in den oben angedeuteten und vielen andern Umschreibungen, in ungezählten Redensarten und Vergleichen, etwa, wenn man dem Aufgeregten kühl-ruhig zuruft: „Mensch, mach keene Wellen!“, dem Stolpernden: „Ede, halt dir fest an'n Rettungsball!“ — Der uninteressante Bericht wird unterbrochen: „Wer is dot? 'n ollen Frißen sein Bruder?“ —

Im ganzen könnten wir auch hier ähnliche Gruppen wie vorher aufstellen, z. B. auch die Steigerung der Wirkung durch konkrete Vergleiche bei Ähnlichkeit der Beziehung, des Aussehens, des Klanges hervorheben: „jerieben — wie Mahn“ (Wohn); „er hat 'n anschlägschen Kopp — wenn er von de Treppe fällt“ (Jul. v. Wof) „verschossen — wie 'ne Flintenkugel in'n Rienstübben“; der Einzdruck wird humoristisch verstärkt, indem man die der erwarteten

entgegengesetzte Beziehung bestimmt: „Der Rock kann lange denken“, d. h. ist alt. — Wer einen zu kurzen Anzug trägt „hat de Beene zu weit durch de Hosen jestochn“. — Der schlechte Raucher raucht „wie wenn een Affe Kleister lutsch“. Der Pockennarbige hat*) „mits Festschte ufn Rohrstuhl jesseffen“.

Schon diese Ausführungen belegen z. T. auch den erwähnten Trieb zu sprachlichen Ueberbietungen, Steigerung durch gewisse Erweiterungen. Der Anruf, der Zuruf (S. 144), die Kinderspielsprache vor allem neigen immer und überall zu solchen Verlängerungen. Eben dahin führt auch der Drang nach Verstärkung, scherzhaft oder ernsthaft. „Bahne frei! — 'n Sechser 't Ei!“ heißt es beim Schlittern, wie denn überhaupt der Reim, so sinnlos wie möglich, dabei beliebt ist. Ein triumphierendes „Anjeführt!“ wird fortgesetzt: „Anjeführt mit Löschpapier! Morgen kommt der Untroffzjer, springt er in die Spree, trinkt 'ne Tasse Tee!“ — „Quatsch nich, Krause! — jeh nach Hause!“ „Jawollja, — sagt Dlja“ u. dgl. (Im Anschluß an die letzten Beispiele erinnern wir kurz auch an die scherzhaften Namenreime, die man hier wie überall hat: „Paul, halts Maul!“ — „Emil, friß nich so viel!“ usw. Eine lange Liste solcher Namenreime ist „Bär“ 19, 405 zusammengestellt.) — In andere Richtung gehen die Verlängerungen wichtig: ironischer Art und klingen mit den schon genannten Redensarten dieser Färbung zusammen: „Zankt euch nich! — schlägt euch lieber!“ zitiert schon Jul. v. Wos. Kalauer wie „Nischt zu machen — schließt von selbst“, sind dabei durchaus nicht nötig. Beliebt sind, psychologisch wohl verständlich, solche Verlängerungen namentlich auch in den Abweisungen, die, der Berliner Wesensart entsprechend, reich ausgebildet sind: „Jeh zu Haus, — Mutter hat'n Floh ('ne Flöhe) jeschlacht(et)!,“ — „Quatsch man dalang — hierlang is jeflastert!“ mit dem Doppelsinn von „quatschen“, das sowohl „reden“ wie „in flüssigen Kot treten“ bedeutet.

Die Neigung zu Verstärkungen, Übertreibungen hat natürlich ihre besondere Stelle in den renommissistischen Drohungen***), die

*) Abriqens weit verbreitet.

**) Ebenso auch an anderen Orten.

***) Auch dies ist an sich nichts speziell Berlinisches.

sich gern bis zum bezeichnenden Bilde verdichten: „Bist woll lange nich Leichenwagen jefahren?“ — „Hast woll lange nich mitn verzbundenen Kopp außet Charitéfenster jekiekt?“ Oder mit verschiedenfachster Verlängerung: „Jt hau dir eens ufn Dees — dette Plattbeene frichst — dette aus de Pantinen kippst — det dir sämtliche Jestschtszije entfleisen“, usw. — Ganz anderer Art wieder, vom Schlagenden aus gewählt, ist die Drohung, die Beta 1846 *) als charakteristisch berlinisch nennt: „Jt wer dir eenen Jedankenstrich int Jestschte bewejen“, ehe die Ankündigung ausgesprochen ist, ist aber die Ohrfeige schon gefallen.

Ebenso unerschöpflich wie die Zahl der Drohungen ist die Möglichkeit, in verblühten Vergleichen dem Gegner seine geistige Minderwertigkeit klarzumachen. Einige Ausdrücke waren schon in anderm Zusammenhang s. B. Seite 192 gegeben. „Hier riechts so nach Obst, du hast woll'ne weecher Birne“ (d. i. ein dummer Kopf). Solch weicher Kopf hat schon gelitten, wenn man ihn nur „mit de Muffe jebufft, mit de Muffe jeschmissen“ hat. Hier ist überall das Bild für den abstrakten Begriff eingetreten.

Auch die Ausdrücke der Verwunderung zeigen, teils ernsthaft, teils ironisch gemeint, Vergleiche, Verlängerungen, Fortbildungen derselben Art: „Krikt de Motten!“⁹⁾ „Krikt'n blassen Dot — in beede Waden!“ „Da schlag eener lang hin — und steh kurz wieder auf!“ „Jt denke mir laust der Uffe! Jt denke der Uffe frisiert mir¹⁰⁾“. „Won'n Stengel fallen“; „Appel, Bauklöher staunen“. „Na nu wirds Dach!“ ist die ironische Weiterentwicklung der nd. Redensart „Nu is et Dach“, nun ist es hell, ist die Sache klar.

Mit diesen ganz kurzen vorläufigen Andeutungen, die überhaupt nur einen Hinweis geben sollen, muß unsere Darstellung, deren Ziele nicht die einzelnen Formen sein können, sich hier begnügen. Die Gruppe der berlinischen Redensarten verlangt ein eigenes Buch, das ihre geistige Einstellung darlegt, das berlinische vom allgemeinen sondert, den Ausdruck des Berliner Wesens, den Ausdruck der Zeiteinstellung, der Zeitereignisse und ihrer Wirkung auf den Berliner Bürger während der letzten 100 Jahre, aus ihnen herausarbeitet.

*) „Physiologie von Berlin.“

2.

Im folgenden sind einige Worterklärungen in alphabetischer Reihenfolge zusammengestellt; sie sind aus möglichst verschiedenen Gruppen und Gebieten gewählt. Um auf beschränktem Raume etwas mehr geben zu können, sind unter einem Stichwort öfter mehrere inhaltlich zusammengehörige Wörter behandelt worden. S. d. Wortverzeichnis am Schluß des Bandes.

Malooogen s. S. 175.

Abjemacht Seefe S. 188.

Ablage, z. B. Hankels Ablage an der Oberspree. „Ablage nennet man wenigstens hierzulande“, erklärt der Märker Stosch 1778 (Ml. Beitr. zur näheren Kenntnis der deutschen Sprache) „auch einen Ort am Wasser, wo es ein flaches Ufer hat und man das Holz abladet, welches hernach in Flößen verbunden und fortgeschwemmt wird.“ Ein Ausdruck des Forstwesens und Holzhandels. Zugrunde liegt nd. „afleggen“, eine Ware niederlegen, abfertigen, von Schiffen: abfahren. — Entsprechend war innerhalb Berlins die „Uffschwemme“, wo das Flößholz angefahren, die Pferde in die Schwemme geritten wurden, wie am Kupfergraben bei der Bauhofgasse, und an mehreren anderen Stellen.

Au Bache! Au wei Bache! ei wei Bache! ein Ausruf, eine Satzleitung verschiedener Bedeutung, der Bewunderung, Verwunderung, des Zweifels, der Freude, auch einfach drohend: du kannst was erleben! d. h. die verschiedensten Empfindungen wiedergebend. Sie gehört nicht etwa mit Bache, Wange, zusammen, sondern zum nd. Verb baden. „Ick will di wat baden; ick bad di wat!“ ist im Niederdeutschen eine grobe Abweisung (vgl. z. B. das Brem. Wb. I, 39, 1767), etwa „ich will dir was husten“. Hefse berichtet in seinen Lebenserinnerungen I, 87, daß Geibel jeden Disput mit einem läbedischen „bad di wat! Sela“ abgeknippen hätte. Jetzt ist das Wort auch im Niederdeutschen veraltet und wird vielfach nicht mehr verstanden. Um so mehr konnte es im hd. Berlin, wo keine Anknüpfung war, abgeschwächt werden zum bloßen Empfindungswort, das seine Farbe vom Ton und dem einleitenden „au, ei wei“ erhält, und hier fortleben konnte wegen der Berliner Neigung zu starkem Einsatz, die Kap. VI § 39 erwähnt ist. „Au Bache, mein Zahn!“ ist eine ganz junge, kalauernde Weiter-

bildung. — Ein anderes Einsatz und Anrufswort „Eust! uist!“ geht auf den Fuhrmannsruf zurück „huist“ (hott) vgl. „hui“, das ebenfalls in Übertragung vorkommt.

Beflinge f. S. 164.

Bibi, volkssprachlich weit verbreitet, bald für einen Frauen-, bald für einen Männerhut. Aus dem Französischen, wo das Wort (eigentlich ein französisches Kosewort) in dieser Bedeutung um 1830 aufgetreten sein dürfte. In der französischen Literatur ist das Wort erst bei Balzac zu belegen (Z. f. d. Unterricht 1918, S. 336, nach Spitzer), von einer Hutform (forme d'un vieux chapeau de Bretonne), die damals unter dem Namen „Bibi“ in Paris wieder aufgenommen war. Sehr schnell aber ist das Modewort nach Deutschland, nach Berlin gelangt: 1831 verkündet die „Elegante Welt f. Damen“: „Die Hüte, welche wir schon früher unter dem Namen Bibis bekannt gemacht haben, werden immer zahlreicher*.“ Damals sind es kleine Damenhüte. Mit dahinschwindender Mode verschlechtert sich auch stets der Inhalt der Modebezeichnung, so sinkt auch Bibi bis zum Scherzausdruck herab. — Französischen Ursprungs ist auch Kiffe (coiffe), Kallottchen (calotte). Naheliegende Vergleiche sind Kiepe, Sonnenblume, sowie (soldatisch, auch im Rotwelschen) Tulpe Helm. Weiterbildung ist Dunstkiepe Helm. Der Zylinder wurde mit Dfenrohr und Koochstöpsel verglichen, ebenso mit einem Proppen. Aus politisch aufgeregter Zeit stammt der bekannte Ausdruck Angstrohre. Nach Z. f. d. Wortforschung 9, 156, wird er zuerst in einem Wiener Bericht über die Revolutionstage von 1849 gebraucht: „Die Fuhre der Studenten mit Zylindern, welche von diesem Augenblick an den Namen Angstrohre erhielten.“ Schnell verbreitete sich das Wort im ganzen deutschen Sprachgebiet.

Bolle Zwiebel. Das mittelalterlich nd. Wort hieß in B. sibbölle (scharfes s) im Gegensatz zum allgemein nd. sipolle (> zippel; allium cepa, cepula > cipolla). In hd. berlinischer Zeit nicht mehr „sibbölle“, sondern Bolle (so z. B. Zollordnung 1632, 1666). Bolle entstand wohl durch Verlust der unbetonten

*) Hans Schulz, Deutsches Fremdwörterbuch S. 83.

Vorsilbe *sib-*bolle unter Angleichung an „bolle“ Blumenzwiebel oder durch Bedeutungsangleichung von „Bolle“ an das alte, plattdeutsch empfundene „sibbolle“.

Budike, Budiker s. S. 94.

Brieze, Bruder. Vgl. obs. „Brizel“ Junge, ungeratener, frech auftretender junger Mensch, ungezogener Knabe, Bengel, Käpkel; hamburgisch „Brite“. Aus der Gainersprache (Kluge 317): „Brißge“ Bruder. Die Bedeutung ist in B. an „Briederten“ angelehnt, zu dem dies als Kürzung empfunden wurde. Heute ist wohl „meine Brieze“ das Gewöhnliche; 1880 werden (Nd. Korr. 5, 18, B. Graupe) Doppelformen angegeben: für die innere Stadt „Brieze“, für den Norden „mein Briez“, auch „Pennebriez“ Pennebruder, „Schalebriez“ Lumpensucher, mit dem Versuch, die übliche Maskulinform herzustellen (Briez, nicht Brieze). Die Erweiterung „Briezteile“ wurde auch damals weiblich gebraucht.

dösig, desig. Ableitungen zu dösen schläfrig sein (vgl. engl. doze). Dazu döseln langsam arbeiten, herum dösen nichts Rechtes tun. Dösel, Döselack. Zu dieser Gruppe gehört auch Düssel, Düsel, düslich, Dummkopf, eigentlich schwindlig, betäubt (engl. dizzy), sowie Düsel, eigentlich Betäubung, unerwarteter, unverdienter Glücksfall, düslich betäubt vom Schwindel befallen, durch Schwindel, Betrunktheit u. dgl. benommen, düsig dumm. Überall also die Benommenheit der Sinne. — Die Ausdrücke für Dummheit sind ungemein zahlreich, und an verschiedenen Stellen der eine oder andere besprochen. : doof S. 156. Steigerung mon(d)doof (nach Mondkoller, mondblind, bekannten Pferdekrankeiten). — Es genügt aber auch die einfache Andeutung: „bist wol'n bisken hä!“ „Dir pickt er wol“ (d. i. der Vogel). S. S. 192.

dufte s. S. 175.

dune betrunken, dicke und dune. Beides besagt das Gleiche. Grundbedeutung von dune (einem alten nd. Wort) ist aufgeschwollen. Diese Anschauung (vgl. dicke sein) liegt vielfach den Ausdrücken für Trunkenheit zu grunde. — Dagegen dicke haben mit der gleichen Beziehung wie „satt haben“, stärker „bis oben hin haben“, ist zuerst in der Schülersprache (seit dem 18. Jhd.) beobachtet.

eetepetete ein außerordentlich oft behandeltes Wort, das im verschiedensten Sinne ausgedeutet wurde. Es tritt im 18. Jhd. auf und bietet den Grammatikern der zweiten Hälfte des 18. Jhd. anscheinend weniger Schwierigkeiten, als sie die Neuzeit in dem Wort zu sehen scheint. Gegenüber den vielen neueren Versuchen, die an franz. être-peut-être oder an petit anknüpfen, ist m. E. zu der älteren Erklärung zurückzukehren, die schon Stosch (Kl. Beitr. III, 60) 1782 ins Auge faßte, die seitdem immer wieder vorgebracht, dann wieder abgelehnt worden ist: Man hat von „öte, ete“ (nd. „öde“) geziert, zärtlich, überfein, auszugehen, das ironisierend, imitierend verdoppelt wurde, „ötepetöte“, daneben (z. B. Müdiger, Neuester Zuwachs I 73, 1782) ete*), eetepetete durch Entrundung (S. 224). Zu solchen Verdopplungen bei Empfindungs-, Spott-, Spielwörtern neigt die Sprache: „holsterdipolster, muckdipuck, misepupise“ usw. Vgl. auch Namensreime wie Anna Wibeanna u. dgl.

Faxen, Faxte. In älterer Zeit belegen wir in Berlin „Ficksackereien“. Fr. W. I. schilt auf „Ficksackereien und Fudeleien“; unter den Scheltwörtern, mit denen er seine Beamten bedenkt: „Marr, dumme deuffel, idiott, schuljung, Erzicksacker“. „Ficksacken“ und das einfache „ficken“ oder „facken“ („Ficksacker, ein unruhiger Mensch, homo omnibus negotiis se ingerens“, Frisch) ist vielen Dialekten eigen in der Bedeutung sich hin- und herbewegen (wie die Hanswurste, Possenreißer tun); eine „Fickmühle“ ist im 18. Jahrhundert das, was heute Zwickmühle beim Mählespiel genannt wird, die durch stetes Hin- und Herziehen aufgelöst und gewonnen wird. Dazu die Fortbildung „fackel(e)n“, fackeln. „Nicht lange fackeln“, sich nicht erst lange herumbewegen, nicht zögern. Ferner die Substantive „ficksackes, Ficksack“ und „Fackes, Facks“; Plural „Fassen, Faxen“ Possen, lose Streiche, in den nd. Mundarten ein übliches Wort. — Dazu kommt nun die Personenbezeichnung mit nd. Endung *-te*, wie Henneke. (Helmeke nennt Fr. Willh. IV. seinen Bruder Wilhelm; E. L. v. Gerlach, Leben II, 26). Vgl. Steppke, Kaffe, (Kakauke, Kalitschke). Fakske ist also der Possenreißer. Mit

*) „Eete, zärtlich, überfein, z. B. so eete wie eine Jungfer. Man hört auch wohl zur Verstärkung den Weisatz eetepetete . . .“

üblicher konsonantischer Erleichterung wird *Fakste* > *Fakte* (wie *blidezen* > *blizen* geworden ist, oder *kozzen* < *kozzen* entstand; ebenso *obf. fazen*, heftig laufen, verspotten < *fackezen*). Es ist nicht unmöglich, daß auch bei *Fakte* die Erleichterung älter ist als die Personalbildung „*fack(e)zen* > *fazen* > *Fakte*“ oder aber „*Fakste* > *Fakte*“, doch fehlt in Berlin, wo *Fakte* allgemein lokalisiert wird, das Verb „*fazen*“, so daß die direkte Ableitung aus „*Fakste*“ mehr für sich hat. Ob das *hd. Fagmann, Fagnarr* die Entwicklung beeinflusst hat, sei dahingestellt. Jedenfalls ist die Annahme, wenn auch möglich, nicht nötig. — Mit berlinisch beliebter Steigerung „*Patentfakte*“, Verquatschung „*Fakte de Gama*“, „*Fakte Domini*“. In „*Hannefakte*“ liegt wohl Anlehnung an *Hannepampel* (dummer Mensch) u. ä. vor, hervorgegangen aus dem Wunsch nach Steigerung.

feizen gehört zu einem seit dem 17. Jahrhundert zunächst studentisch auftauchenden Wort zur Bezeichnung des jungen Studenten (*Fuchs*): *Feur* und *Feir*, *Weir*, so auch *z. B.* in der Studententomödie des Berliners *Joh. Raue* (1648): „ein *Feur*, *Pennal* und *Rabschnabel*“, *Früh* mit tadelndem Sinn: *Rist* nennt 1641 (*Poet. Schauplatz* S. 127) „einen sehr aufgeblasenen, aber doch nichts wissenden *Feur*“. So versteht man, wie sich die Bedeutung *Laffe, Narr* (1715), einstellen kann, die noch in „*Fex*“, einer Nebenform von „*Feir*“: „*Bergfex, Sportfex*“ usw. fortlebt; danach auch die Bezeichnung „*feizen*“ für ein dummes, albernes Lachen.

flennen, ein altgebräuchliches Wort, eigentlich das Gesicht, den Mund verziehen, im lachenden oder weinenden Sinne, ähnlich wie *grienen* bei uns lachen, anderwärts (*greinen*) weinen bedeutet; auch *grinsen* und *granzen* (mnd.: die Zähne weisen) stehen heute gleichfalls das eine für lachen, das andere für weinen. Zu „*flennen*“ auch: „*Flunsch (Flunsche)*“ (wie *mhd. vlans* mit Ablaut) vorgeschobene Oberlippe. — Dagegen ist *plerren* (*blerren, blarren*) *hd.* und *nd.* ein lautmalendes Wort. — *plinsen* (-ns- für *nz* wie in *Kränze* s. S. 252) < *plingen* (*pl-* statt *bl-* ist sächsische Aussprache) wie *blinze(l)n*, nach der Stellung der Augen beim Weinen (*Abdelung*: „*plinsen*“ mit halbgeschlossenen Augen sehen).

Freund und *Fönnner*, *Anrede*, die im *Kurialstil* Mitte des 19. *Jhd.* noch durchaus üblich war. *Tief* schreibt *z. B.* 1846 an

den Geh. Kabinettsrat Müller: Verehrter, geehrter Freund und Gönner. Mit dem Aufkommen einfacher Formen werden diese ironisiert.

S f. unter j.

Hallelujameeßen Angehörige der Heilsarmee; Hallelujafähnrich, Feldgeistlicher (R. Berl.) mit der Abweisung religiöser Einrichtungen, die in vielen Berliner Kreisen üblich ist. Doch ist die Zusammenstellung selbst alt und ursprünglich nicht „verappellnd“ gemeint: Von allelujajungen hören wir z. B. 1590, gemeint sind wohl Chorsänger, Chortnaben. Natürlich besteht kein Zusammenhang zwischen beiden Anwendungen. —

hohnedden, verhödnen, ursprünglich wohl hohnsedden. Die Zusammenstellung hohnnedden ist volksetymologisch. „edden“ (in ausedden, ausedeln, durchedden, so z. B. im 18. Jahrhundert in Frischs Wörterbuch) bedeutet bekritteln, tadeln. 1542 im Berliner Vertragsbuch heißt es in Beilegung eines Beleidigungsprozesses: „welcher des ein dem andern mehr mit worten würde auffwerffen oder hohnnedden . . der sol dem Rate . . zu Straffe verfallen sein . .“; „ . . das er Heinrich Belowen auch nicht furder mehr honedden soll.“

Ganz anderen Ursprungs ist das heute bekanntere hohnnepiepeln, verhohnnepiepeln verulken verhödnen. Das obd. Wort wird auf die Bäckerjungen zurückgeführt, die Hohlhippen verkauften (Hippenbuben), und ähnlich wie in Berlin Höckerinnen und Schusterjungen das Schelten und Schimpfen sprichwörtlich gut verstanden. Danach „hohlhippeln“, sticheln, spötteln, schmähen, „holippeln, holippen“ u. ähnl. und in volksetymologischer Umdeutung, Anlehnung an Hohn wird holipeln > hohniepeln, hohnijeln (wirkt hier Schweinijel mit?), und weiter unter Einwirkung pie. eln: hohnepiepeln. Alle diese Entwicklungen sind verbreitet.¹¹⁾

Hundsloden, Schimpfwörter, Vorwürfe, „Loden kriegen“, Schelte bekommen, tadelt Moriz 1780 als lokalberlinisch, eigentlich stammt es wohl aus dem Dmd., obs., schles. Loden = Haare, Zotten, Lumpen. In dieser Bedeutung auch in Berlin: „Hundehaare“. Mit Hundehaaren verschlechterte, vergrößerte man die Wolle, so können sie zum Streitobjekt, zum Scheltwort werden (Hundehaare säen). Die Übertragung auf böse Worte, Scheltworte,

Vorwürfe, die man einem anhängt, ist früh zu beobachten, vgl. Mäller-Fraureuth I, 544.

Zöhre, Zeere (Göhre). Das Wort ist in einem Teile Niederdeutschlands seit dem 17. Jahrhundert in der Beziehung auf Menschen nachweisbar: 1616 „Titulus“ (ein niederelbisches Fastnachtspiel), 1634 bei dem Mecklenburger Lauremberg: myn Wiff unde myne Gören“ usw. In Berlin wird es gewöhnlich als Femininum „die Zöhre“ gebraucht und steht im Singular mehr für Mädchen, im Plural für Kinder; anderwärts heißt es auch „dat Gör“, Knabe oder Mädchen. Das späte Auftreten des Wortes und vornehmlich in den größten Dichtformen der Zeit, im Fastnachtspiel und Zwischenspiel*), wo der Zuschauer durch Grobheit belustigt werden soll, geben Fingerzeige für die Entwicklung, die der des schweizerischen „gorre, gurre“ Mädchen vollkommen entspricht. Beiden Wörtern, dem schweizerischen wie dem niederdeutschen liegt „gorre, gurre“, mit anderer Ableitung „göre (< guri)“ Stute, zugrunde.¹²⁾ Die Übertragung von Tiernamen im vergleichenden, verachtenden Sinne auf Menschen ist üblich: „Kange“, eigentlich Sau, Mutterschwein, „Lewe, Liffe“, Hündin ist im 17. Jahrhundert in der groben Sprache für Mädchen, Frau gebräuchlich. Ähnlich „Zule“. „Kefel“ ist eigentlich Bauernhund (sich rekeln). Vgl. Schelm, das ursprünglich Mas bedeutet, und berlinisch Mas, Luder selbst, die sogar bewundernd oder wie Scherz in lieblosend gebraucht werden, usw. Der Übertragungsweg von göre, gorre ergibt sich aus Redewendungen, wie sie schon im 14. Jahrhundert belegt sind: ein Mädchen „tö ener gorren maken“ entehren (Schachbuch 656). Doch hat in Niederdeutschland im allgemeinen, im Gegensatz zum Schweizerischen, die Form „gorre“, so weit sie überhaupt noch erhalten ist, die alte Bedeutung**), während die Neuentwicklung stärker an die Form „göre“ sich heftet. Auch im Schweizerischen geht der Weg über diese grobe Bedeutung, Hure, Dirne, fort. Die Möglichkeit der Abschwächung derartiger Übertragungen, sogar bis zur Lieblosung, zeigt sich schon aus den oben

*) In Laurembergs 2. Scherzgedicht ist gör ebenfalls grob-komisch gemeint.

**) Einen Schimpfnamen „der alte Gorre“ von einem alten Mann, der wohl an diese Bedeutung neu anknüpfte, überliefert aus dem Magdeburgischen Heynag, Briefe, 14. Brief.

erwähnten Beispielen. Vgl. auch „Kacker“, jetzt ein lieblosend-tadelndes Wort, ursprünglich Bezeichnung für den Schinder, der als unehrlich galt. „Gödre“, ursprünglich fem., wird zunächst (doch s. Anm. 12) auf Mädchen bezogen, auch noch heute vielfach so geföhlt, während der Plural Veranlassung zur Übertragung auf Kinder beiderlei Geschlechts gab, so daß man zu diesem sogar einen neuen Singular „dat Gödr“ (wie „dat Kind“) bilden konnte. Im 17. Jahrhundert steht das Wort, entsprechend seiner ersten Bedeutung, wie erwähnt, noch vornehmlich in der größten Sprache, gewinnt aber schnell an Ansehen. Um 1700 schon bucht eine Wortsammlung (Kelpius im Bremisch-Verdischen) „o du arme Gorre, von einem Kinde, das krank und elend“, hier also schon bemitleidend, übrigens in der sonst nicht durchgedrungenen Nebenform. Der Märker Stosch, Ende des 18. Jahrhunderts, gibt als Beispiele: „Myn allerlevest Göhreten; de arme Göhre hat all so lange gewinet; se het twe kleene Göhren up den Arm; de Göhre blarret den heelen Dag.“ Hier decken sich also die Anwendungen ganz mit den heutigen. Verwandt sind engl. girl, älter gurle, norwegisch gosse < gorsi.

giepern, jiepern, gierig sein nach. Frisch 1741 stellt es richtig mit gaffen zusammen, mit offenem Munde nach etwas blicken. „gieper(r)n“, nd. Form, der hd. dial. gaffen geifen (dazu Geifer) verwandt ist, auch gähnen, also eigentlich ein verlangendes Gaffen mit offenem Munde.

grienen, jrienen, grinzen, granzen s. flennen.

grölen, jrölen. König, Beschreibung von Berlin I (1792), S. 110 A berichtet, daß bei Hochzeiten die Kurrende „während dem Essen erscheint und einige bekannte Kirchengesänge hergrölet“. grölen gehört (in ablautender Form) zu mnd. gral lärmende Festlichkeit, gralen: lärmern.

Jur. 1) Schmutz, wertloses Zeug, früher auch unrechtmäßiger Gewinn, dazu jucksig, schlechtes Zeug, jucksen Profit machen. Glasbrenner: „ich lehnte den Posten (bei de Straßenreinigung als Hofrath) ab . . . weil noch mehr Jucks aus de Häuser un Palais wegzufegen is“ (Berlin wie es ist und — trinkt, XXIX, 8). 1708 sangen die Berliner auf die beiden Verwalter des Kämmereiwesens, Dankelmann und Fuchs, die täglich im Amt wechselten: „Jur,

Bruder, Jux, Morgen kommt der Fuchs, Übermorgen Herr von Dankelmann, Dann geht das Juxen wieder an.“ Man stellt dies Wort zu „Juck“, das was juckt, z. B. die Krätze, mit Endes wie Ruß, Schuß u. dgl. — 2) Ganz anderer Herkunft ist Jux Scherz < lat. jocus, das in dieser Form über die Studentensprache fort in die Allgemeinsprache gedrungen ist, zunächst wohl in die Wiener Volkssprache. In Berlin war dafür „Wig“ lange das übliche Wort. Stücke wie Nestroys „Einen Jux will er sich machen“ fördern die Verbreitung. (Vgl. noch R. W. Meyer, Fibergs Jb. 5, 485.)

Kartoffel (Katoffel). Diese Form ist die hochsprachliche, sie verdrängte¹³⁾ das ältere, früher allein hier übliche Artoffel, Ertoffel. Bekmann, Beschreibung der Kur- und Mark Brandenburg I, 676 (1751): „Seit etlichen zwanzig Jahren werden auch die Tartuffeln in der Mark gezogen und ist damit in der Ufermark der Anfang gemacht, bald heißen sie Tartuffen, bald Artoffeln oder Erdtoffeln, bald Kartoffeln oder Pataten wie bei Müllrose, bald Rudeln wie zu Marktgraspiese, bald gar Pantoffeln oder Pantuffeln, wie zu Bömezien.“ (Die märkische Volkssprache besitzt noch einige weitere Ausdrücke.) Das Brandenburgische Kochbuch, das damals in Berlin verbreitet war, (Consentius, Alt-Berlin¹ 127f.) nennt sie Tartuffeln oder Cartuffeln. Sie gelten hier als „eine Art Erd-Äpfel“, d. h. sie werden mit den uns seit dem Kriege wieder wohlbekannten Topinambur zusammengestellt, sind aber doch noch so wenig verbreitet, daß z. B. das große Wörterbuch des Berliner Rektors Frisch 1741 sie nicht nennt (nur die anderen Erdäpfel, die Topinambur). „Tartuffel, Tartoffel, Artoffel“, durch eine Dissimilation der beiden t, sicherlich zugleich nicht unbeeinflusst durch den Namen der Artischocken, da die alten Erdäpfel wegen ihres Geschmacks, der an Artischocken erinnerte, auch (so gerade auch in der Mark) „Unter-Artischock“ (Frisch I, 37) heißen. Unter dem Einfluß der Erdäpfel, mit denen sie häufig vermischt wurden, deren Name ja auch vielfach auf sie überging, kann neben Artoffel auch Erdtoffel eintreten. Beide Namen schon bei Bekmann, s. o. Erdtoffel nennt sie auch Heynaß. Gädike, Lexikon von Berlin 1806 Ertoffelsuppe; Ertuffel braucht Jul. v. Voß. Erdtoffel hat sich lange gehalten. Später sind wohl Artoffel, Artoffel beliebter, heute auch diese mehr und mehr von „Ka(r)toffel“ abgelöst.

Keseball (Käseball) ist volksetymologisch eingetreten für älteres Kasball oder Kasball, mnd. kätzespil, aus dem niederländischen caetsen, das wieder auf franz. dial. cachier, d. i. chasser, zurückgeht.

klebigen s. S. 174.

knorke. Erst in den letzten Jahren aufgetommen, nach der Aufschrift „Knorkes Buletten sind die besten“, mit der ein Händler oder Budiker in dem großen Fabrikenviertel im Norden seine Ware anpries. Scherzhaft identifizierte man „Knorke“ mit „dem besten“ in echt berlinischer witziger Wortbeziehung; schnell verbreitete knorke sich in den Betrieben, wo man Knorkes Schild kannte, griff von da aus weiter um sich.

Es ist mir bisher nicht gelungen festzustellen, ob der Vorgang sich wirklich so, wie berichtet wird, ereignet hat. Zweifellos aber konnte er sich so ereignet haben, da er in jeder Weise, so gut Knorkes Reklame wie das Aufgreifen des Namens, berlinischer Art entspricht. Der Name Knorke fehlt im Adreßbuch von 1919 und 1926; (doch Knörke, Knörk, Knorrek) da er aber sonst nicht unbekannt ist, würde dies bei dem häufigen Auftreten und Verschwinden kleiner Geschäftsleute, gerade im letzten Jahrzehnt, nichts ausmachen. — Steigernde Weiterbildung: edelknorke, vollknorke; knorke mit'n Knick ist nur halb gelungen.

kohlen s. S. 176 f.

közen, schon 1741 von Frisch als „verächtliches Pöbelwort“ charakterisiert, der auch „es közzert mich“ verzeichnet. Ein altes deutsches Wort, verwandt mit „keuchen“ und andern Bildungen ähnlichen Inhalts, die den Laut wiedergeben, ahd. kochazzen > kochzen > mit konsonantischer Erleichterung „közen“, das so im Mhd. vorhanden ist. In Berlin ist es doch wohl aus hd. Quellen übernommen. Das heimische Grundwort „köäen“ speien, gibt Böddiker 1690 schon als veraltend an. — Früh sind die witzigen Weiterbeziehungen gebildet. „Kögebues Werke studieren“ reicht schon in die Zeit der Kögebuemode selbst; Zelter schon wendet es an. Weniger ansprechend war die Redensart, die im Anschluß an den Prozeß eines Herrn v. Köhe um 1900, gerade zur Hauptzeit der Mode doppeldeutiger Imperative, aufkam, „Köhe vor Gericht“.

Krakehl s. S. 182.

Krawall f. S. 182.

manoli, verdreht. Geht zurück auf die Lichtreflexe der Firma Manoli (90er Jahre des 19. Jhd.), ein Lichtkreis, in dem sich scheinbar eine dunkle Kugel ständig drehte, die als eine der ersten dieser Art die Aufmerksamkeit besonders auf sich zog. Die (damals neue), ständig kreisende Bewegung bewirkte, daß entweder die Kugel oder der Beschauer „verdreht“ wurde. Auch verglich man sie dem Kreis, den man vor der Stirn beschreibt. Die Bedeutungsübertragung ist charakteristisch berlinisch (s. zu knorke).

manschen (mantschen) feuchte, flüssige oder halbflüssige Stoffe mit den Händen durchwühlen. Nasalform zu Matsch, halbflüssiger Schmutz. Ein entsprechendes Nebeneinander der nasalisierten und nasallosen Form findet sich oft: zu patschen (patsch lautmalend): pantschen*). Nd. pieprig weichlich, „pippelseck“ schwächlich, „piepeln“, wohl vom schwachen Klage-ton her („Dat dee Menschen . . . so weeklig, so pyprig sind, dat see so oft krank werden“, De Plattdütsche, Nd. Wochenschrift, Berlin 1772). Dazu mit Nasal: „pimpeln, pimplig“. — schuckeln schaukeln, schwanken und schunkeln (Schunkelwalzer). S. im übrigen S. 265.

Manschetten f. S. 174.

mauern S. 174.

Mentke f. S. 161.

miekrig, mückrig, vermiekert, vermüekert. Die Berliner Formen mit i sind jung, entrundet. Die älteren Formen, noch heute in vielen Dialekten haben ü: „mückrig, vermüekert“. Der Utmärker Bornemann dichtet (1816 Frauenunglück) „De Fru was klein und mückerig, dat Fleischwerk drückte just är nicht.“ Die Bedeutung ist überall: klein, krüpplich, schwächlich; von der Handschrift: trüglig usw. Neumärkisch „mückern“ kränkeln. Das Wort gehört zu einem german. Stamm muk-meuk- mük- mit der Bedeutung weich, gedrückt (wie schweizerisch „mauch“ faul, morsch, matt).

Moppel Ausdruck gestörter Freundschaft in der Schülerinnen-sprache; moff „schuß“. — „Die is mein Moppel“ mit der bin ich böse, schuß. Man rief ihr nach: „Moppel, Moppel, nicht so stolz, Denn du bist ja nicht aus Holz. Seß dein Beinchen nicht so zierlich;

*) Dagegen „Pansch“ Bauch < Panse.

Denn das ist ja unmanierlich. Wächstest gerne mit mir reden, Aber daraus kann nichts werden.“ Moppel gehört mit Mops zusammen. Mopff, mop, muß und zahlreiche ähnliche Ableitungen bezeichnen die hängende Lippe, das verdrießliche Aussehen, nach dem ja auch der Mops seinen Namen erhalten hat. „Mops, Möppel“ nennt man in der Altmark den, der eine kurze abweisende Antwort gibt. „mopfig kommen“ grob kommen (Zul. v. Wos) „mopfig“ mürrisch. Vgl. auch das holländische Spottwort für den Deutschen Mopff, Muff und engl. mope Frage. „Mopff, Moppel“ ist also derjenige, der mir verdrießlich, lästig ist, dem ich die Freundschaft aussage. — Hierher gehört natürlich auch der sich „annezierende (später „amezierende“) Mops im Dirschkasten“. Wer ein verdrießliches (Mop) Gesicht macht, zeigt, daß er sich anneziert (ennuyer). Die Erweiterung im Dirschkasten ist vielleicht aus einer Lokalbezeichnung verquatscht. Diese Redensart ist nicht von Berlin ausgegangen.

mudike, von dem in beginnende Fäulnis übergehenden Obst gesagt. Erinnert sei hier an Gutzkows Zusammentreffen mit dem Schauspieler Döring im Mannheimer Schuldgefängnis 1835 (Werke [Hesse] 12, 131; auch bei Manz, Berl. Humor S. 66 ff.) und den Enthusiasmus der beiden Berliner in der Erinnerung an die mudiken, mudigen Birnen ihrer Kinderzeit. Vgl. im altmärkischen Platt „muddig“, das aber nicht auf Obst beschränkt ist, sondern auch auf Getränke in der Zersetzung angewandt war. Das Wort gehört zur Wurzel mu- mit der Grundbedeutung „feucht sein“ und wird mit deren Ableitungen [wie mnd. mudeke, Götting. Grubenhagensch „modet“; hd., schles. Maute, ahd. mütta (Hirt/Weigand II, 148)] zusammengestellt, deren Bedeutung war: Versted von Obst, wo man es mürbe werden ließ (namentlich taten dies Kinder) bis zur beginnenden Zersetzung. Das Substantiv wäre dann adjektivisch gebraucht. Wahrscheinlicher ist aber doch an eine andere Dentalableitung der gleichen Wurzel mit der Bedeutung feucht, faul, schimmelig zu denken. Die Endung -e, die Leuchert, Z. f. d. Mundarten 1909, 148 als eine besondere Schwierigkeit scheint, würde sich aus Anlehnung an die vielen berl. Adjektive auf e, dicke usw. genügend erklären.

Während Gutzkow und Döring für „mudike Birnen“ eine Vorliebe zeigen, ist ihnen „foosches“ Obst zuwider. foosch erklärt Gutz-

foiw: „Die filzigen, absolut morschen, innerlich hohlen Birnen, die ihren Saft nicht einmal entwickelt hatten.“ Vielfach vom Holz gesagt. foosch ist ein allgemein germanisches Wort (*fauska), mit der Grundbedeutung morsch, anbrüchig vom Holz usw. Es wird dann auch auf Tiere und Menschen übertragen. Stosch, Kl. Beiträge II (1780) S. 93: „Ein foscher Kerl“: unfüchtiger Arbeiter.

mus wie mine einerlei s. unter „pipe“

nuschtern s. S. 173.

pezen s. S. 178.

piekfein, ein Wort, das der nd. Gruppe entstammt, wo sich im hansischen Handel des Mittelalters die Bezeichnung „puk, pük“, ursprünglich für eine bestimmte niederländische Tuchsorte, püklaten, dann als Gütebezeichnung überhaupt niederländisch und niederdeutsch herausgebildet hatte. Sie ist als Gütezeichen auf weitere Ware übertragen; schließlich allgemein zum anerkennenden Ausdruck: auserlesen. „extra pükst newen Pontac von der letzten Weinlese“ (die Schreibung zeigt neue Anlehnung an das Niederländische) bietet z. B. in den „Wöchentlichen Berliner Nachrichten“ 9./2. 1739 ein Weintaufmann an. pükfein ist jüngere Zusammenstellung. pük > piek in unserm Gebiet durch Entrundung. — Wohl in Zusammenhang damit, demselben Kreis entstammend, ist auch die Wendung, „ein p vorschreiben, vorschlagen“, d. h. jemand hindern, zurückhalten. Ausländischen Tüchern, die nach Art der Püklaten gewebt waren, mußten die Lübecker Tuchbeschauer als Kennzeichen „ein P vorschlagen“ (Wehrmann Lüb. Zunftrollen S. 489, vgl. Nd. Korr. 29, 74 ff.), um sie von englischem Tuch zu unterscheiden. Es ist hier also zunächst die Konkurrenz gehindert worden, sich für englisch auszugeben. Anders Vorhardt-Wußmann.

Pete s. S. 169. — pimpeln s. manschen.

pipe: det is mir pipe, schnuppe, wurscht, det is mir janß pomade usw. Ausdrücke der Gleichgültigkeit. Zur Form s. S. 299. — 1) pomade s. S. 162. — 2) det is (janß) schnuppe, d. i. so viel wert wie eine Lichtschnuppe (der abgeglühte Lichtbocht), die fortgeworfen wurde, d. i. gar nichts. So werden auch andere unbedeutende Kleinigkeiten angegeben, um die Gleichgültigkeit darzutun, z. B. pipe (piepe), d. i. eine wertlose Halm- oder Weidenpfeife, in nd. Lautform (Frisch, Wb. II, 50b, 1741, gibt Beispiele,

daß Pfeife „für etwas Geringes und Verächtliches“ steht). In studentischen Kreisen ist diese Redensart seit 1832 nachweisbar (Kluge, Studentensprache), doch gewiß nicht erst damals und dort entstanden. Ein nd. Sprichwort, wie das im 18. Jhd verbreitete (in Hamburg, Nichey S. 63, wie in Bremen, Brem. Wb. III, 320, damals verzeichnete) „Fleuten sunt holle Pipen“, d. h. leere, wertlose Versprechungen, mag für manche Kreise die Verbreitung begünstigt haben. „Det is éene Pipe“ verstärkt das einfache Pipe unter Einwirkung von „eens“ einerlei. — 3) „Det ist mir wurscht, det is janz wurscht“ bezieht sich wohl ebenfalls auf die weniger begehrte Sache, die weniger geachtete alltägliche Speise gegenüber feinerem Essen; es ist zuerst seit 1813 studentisch nachgewiesen, um 1830 gehört es jedenfalls schon der Berliner Volksprache an, da Holtei seinen „Berliner Droschkentuschter“ damals sagen läßt: „Das ist Wurscht für mir.“ Vielleicht spielt in die Entwicklung auch „eine Wurst wie die andere“ (alles ist eins) mit hinein. Jedenfalls ist das Wort aber früh im oben angegebenen Sinne gleichgültiger Alltagskost aufgefaßt worden; denn bald entstand in entsprechender Weiterbildung in B. „det is mir allens Wirjekohl, Würjekohl“ (Glasbrenner, Trachsel). Zu Wurscht, wurschtig; „Wurschtigkeit“. Bismarck braucht dies Wort z. B. 1853. — 4) Jacke wie Hose, eins wie das andere, drin wie draußen, Mus wie Frus, Mus wie Mine. Fontane schreibt 1867 zum Geburtstag seiner Frau (mit einer Gardine für sein Arbeitszimmer): „Wir haben gemeinsam Freud und Leid, Warum nicht auch diese Gardine? Und so wachse denn unsre Gemeinsamkeit! Parole: Mus wie Mine.“ Die Redensart ist seit Anfang des 19. Jhd. in Berlin nachweisbar: Holtei läßt 1825 im „Kalkbrenner“ den Berliner sagen: „Wittwe oder Wittib, des dächt ich wäre Mus wie Mine.“ Ein Zitat aus W. Alexis f. Nd. Korr. 39, 58 (Kügler). Neuerdings ist das einst beliebte Wort hinter andern ganz zurückgetreten. Es hat viele Erklärungsversuche gefunden, die alle unbefriedigend sind. Anzuknüpfen ist an die zahllosen in der Umgangssprache, besonders in den Dialekten lebenden gleichbedeutenden Doppelformen „Das ist Gaul als Gurr; dat is Mus wie Maus; Mus as Moos, de Katt fritt se beide (Hamburg 1754); Mus wie Mule; Mus wie Mig; Mies as Mus (Neuter); Maus

als Mutter (Luther) und ebenso die gleichbedeutenden nd. Formen „Mus als Mor“ (Mutter), „Mus als Mön“ (Mutter, z. B. in der Altmark). Alle diese und die vielen andern hier nicht genannten sind formell verbunden durch Reim (Mus wie Trus), Stabreim oder auch durch Gleichartigkeit (Mus : Maus) oder Gegensätzlichkeit (Mus als Mies) der verglichenen Dinge. „Mus wie Mine“ stellt sich zu Mus wie Mönne*). Liese sich nachweisen, daß Mönne auch mittelmärkisch war, so hätte es hier „Müene“, > in Berlin „Mine“ gelautet; „Mus wie Mönne“ und „Mus wie Mine“ wären einfach identisch und mit „Mus wie Mor“ usw. in der Grundbedeutung gleichzusetzen. Da aber diese Form anscheinend der Mittelmark nicht lebend angehörte, ist eine andere Erklärung nötig: Das unverstandene Mönne wurde zu einem bekannten Wort, Mine, umgebildet. Möglicherweise mag hierbei mitgespielt haben, daß man Mitte des 19. Jahrhunderts mit „Mus (Wollmus)“ auch Arbeiterinnen bezeichnete (und zwar nicht ganz einwandfreie). Was lag daher näher, wenn der Volkswitz in Mus Mädchen sah, auch den zweiten Teil als Mine, einen Mädchennamen, zu deuten?

Quatsch. Zwar hat Guskow nicht recht, wenn er („Eine Woche in Berlin“) behauptet: „Es gibt ein Wort, das man nur in Berlin versteht . . . Es ist dies der Ausdruck Quatsch.“ Aber immerhin hat man in Berlin eine besondere Vorliebe für dieses alte, allgemeinsprachliche Wort. Quatsch ist eine Weiterbildung von quat. Wenn im 16. Jahrhundert die Hochdeutschen das ihnen mißklingende und unverständliche Niederdeutsch und Niederländisch charakterisierten, brachten sie immer wieder als Beispiel nd. „wat, dat, quat“ vor, sie nennen die Nd. scherzhaft die Quatländer (so Laur. Albertus in seiner Grammatik 1573. Neudruck S. 25), weil sie für s überall t setzen, „wat, dat, quat“ sagen; danach „quatsken > quatschen“, eigentlich diese seltsame, unverständliche Sprache reden, dann allgemein: unverständliches, dummes, albernes Zeug reden. (Die gewöhnliche Erklärung, die das Wort von dem laute „quatsch“ herleitet, der beim Schlagen oder Treten in Morast hervorgebracht wird, hat keine Beziehung dazu.) — Ähnlich „quackeln“ zu mnd. quack unnützes Gerede, wohl vom unverständlichen

*) An der obengenannten Stelle läßt Holtei den Schlesier antworten: „Ne, das is nich Mies wie Mume.“ Hier war also diese Auffassung noch lebendig.

Entenlaut hergenommen. Auch diese Bezeichnung wurde gern auf das unverständliche, seltsam klingende Niederdeutsch angewandt*). — Quaseln, ebenso quosen und quesen gehören zu nd. „dwas“ (quer, rüch) mit dem häufigen Übergang dw > qu**). Der Stamm ist mit dem von dösen (S. 197) verwandt.

Kadau f. S. 182.

Schillebold Libelle, wegen der schillernden Farben. Die junge Form Schiddebold entstand daraus durch Dissimilation.

Schniete, schniete, schmuck, fein, elegant, schneidig, überhaupt ein Ausdruck des Wohlgefallens. („Hast dir ja so schneide jemacht!“ Ostwald, Berliner Tanzlokale, S. 16). Die Formen gehen auf nd. „snigger, snider“ munter, hübsch, zierlich, zurück. „Dät was ne Fru, so schnider, quablich, pria“ dichtet der in Berlin lebende Altmärker Bornemann. Das nd. *er*, gespr. *zä* erscheint als *e*; vgl. o. Schillebold. Auf die Bokallänge und die Bedeutung hat vielleicht im städtischen Gebrauch „geschniegelt“ mit eingewirkt.

Schnoddrig, das dem vorlauten Berliner besonders gern zu gelegte Beiwort. Dasselbe wie rozig, das eine ähnliche Bedeutungsentwicklung hatte. Schnoddrig ist eigentlich jemand, dem es noch gar nicht zukommt, mitzusprechen, der noch so jung, so unerzogen ist, daß ihm der Nasenschleim (schnodder) noch herabhängt, daß er sich noch nicht reinzuhalten versteht, und der doch schon das große Wort führt.

Schwadilje alte Jungfer, zu „schwadern“, schwagen, mit frz. Endung, also eigentlich Schwägerin. Das Anfang dieses Jahrhunderts lebende Wort ist heute wohl kaum mehr sehr bekannt.

Sekt, eines der Wörter, die nach der Überlieferung ihre neue Beziehung in Berlin erhalten haben Glasbrenner, Der Morgen bei einem Berliner Dandy, sowie Büchmann, Geflügelte Worte, auch Kretschmer, Wortgeographie 458), ohne daß dasselbe doch wie andere als „berlinisch“ empfunden wird. Das verbietet sich in diesem Falle schon durch die Bedeutung, die das Wort in anderen

*) Im mittelfränk. Wffolder sagte man (nach J. f. vaterl. Gesch. 32, 11, 46) von den benachbarten Niederdeutschen: „In Werbe quadeln sie schon“, d. h. dort wird schon nd. gesprochen.

***) J. B. „quengeln“ neben „zwingen“, älter „dwingen“; „verdwas“ und „berquas“, „dwer“ und „quer“ stehen in Dialekten nebeneinander.

Schichten heimisch machte. „Sekt“ für einen süßen Wein ist im Deutschen schon seit alters gebräuchlich. Die neue Bedeutung wird mit dem Schauspieler L. Devrient *) verknüpft, der in der bekannten Weinstube von Lutter & Wegner (Charlottenstraße, nahe dem Schauspielhaus), abends nach der Vorstellung den Champagner mit den Worten Falstaffs (Heinrich IV. II, 4: „a cup of sack“, womit allerdings kein Champagner, sondern der oben genannte Wein gemeint ist), „ein Glas Sekt!“ gefordert haben soll. Von dem bekannten Stammkreise bei Lutter & Wegner scherzhaft übernommen, wird diese Bezeichnung allmählich allgemein. — 1862 ist jedenfalls das Wort schon im Piererschen Lexikon **) in der neuen Bedeutung verzeichnet.

Strippe. Das Berl. besitzt zwei ganz verschiedene Wörter***) „Strippe“, die zufällig und sekundär zusammengefallen sind:

1. Strippe Stiefelöse < mnd. strippe Lederöse, Schlinge, namentlich Riemen am Geldbeutel; ein germ. Wort, verwandt mit Streifen (stripe Streifen, strepen, strippen abstreifen usw.).
2. Strippe Bindfaden, ein Lehnwort aus dem Hd.-Dts. „Strüppe“ > durch Entrundung „Strippe“. (Märkische Dialekte, die nicht entrunden, wie der Dial. von Prennden, haben natürlich „strüppe“). Diesem Wort, das dem Lateinischen entstammt (struppus), entspricht im Nnd. strop, (bzw. touwe). — Heute werden beide Wörter identifiziert, so wie man etwa auch „Kohl“ Geschwätz (S. 177) und Kohl Pflanze für gleich hält, weil sie lautlich zusammengefallen sind.

Stulle. Der Form nach ist das Wort obs. Ursprungs, hat aber in Berlin eine neue Bedeutung angenommen. Stolle, Stulle war ursprünglich ein kleiner Laib. Alter brauchte man in nd. Form in Berlin dafür Pamel (so 1580), im 17. und 18. Jahrhundert hd. Kule, Kaule (= Kugel). Die Semmelstolle auf dem Lande, die weihnachtliche Kuchenstolle haben die alte Bedeutung Laib bewahrt. — Wie aber Brot nicht nur den ganzen Brotlaib, sondern, namentlich in der Zusammensetzung Butterbrot u. dgl. auch die einzelne Schnitte bezeichnet, so beobachtet man den gleichen Über-

*) Gestorben 1832.

**) J. f. d. Wo. 13, 94.

***) Abgesehen von ihren weiteren Übertragungen. Vgl. S. 153.

gang auch für Stulle, und das Wort konnte in der zweiten Bedeutung der einzelnen Schnitte um so mehr sich festigen, als für das ganze Brot eben noch andere Ausdrücke (Pamel, Kule, Kaule) in Berlin daneben standen. Es war damit eine Bedeutungs-scheidung gegeben, indem man (was bei Brot nur mit Hilfe von Zusätzen möglich ist) die vorhandenen Bezeichnungen auf das Ganze und auf das Einzelne beziehend, die Kaule von der Stulle trennen konnte. Dies ist im 17. Jahrhundert nachweisbar. Der Grammatiker Boddiker übersetzt Luthers „Laib“ in heimisches Kugel (schriftsprachlich für Kule, Kaule), dagegen Peucker 1647: „Wer auf Botten:Lohn gedacht, kriegt hier keine Butter:Stolle“, 1652 „Die Mutter kömt und wird euch bald den Hunger stillen mit einer Honig:Stull“. Dies Verhältnis bleibt, auch wenn später Kule durch Brot ersetzt wird. Anfangs und noch lange (vgl. die Zitate aus Peucker) wechseln der Form nach „Stolle“ und „Stulle“; Stolle, Butter:Stolle ist sogar lange die beliebtere Form; auch hier tritt schließlich Scheidung nach der Bedeutung (Weihnachts:stolle unter sächsischem Einfluß) ein.

Im Tee sein, Teekind, (bei einem Lehrer) d. i. Lieblings-schüler sein, namentlich ein Ausdruck der Schülersprache, in die es aus der Studentensprache erst gedrungen sein wird. „In Tee kommen“, Henze, Lebenserinnerungen I, 28 aus der Zeit um 1840. Tee reiten „streben“. Aufgekommen ist es wahrscheinlich in der Zeit der ästhetischen Tees, spöttelnd von den Favoriten bei solchen Tees: „Und man begreift, wie ästhetische Damen Ihn so gemächlich zum Liebling aufnahmen“ (Der Freimütige, 1804. 3. f. d. Wo. 2, 263). „Teekesselflücke“ nennt der Student 1846 die vornehme Damenwelt (Kluge, Stud. 130). — Erwähnt sei ein anderes älteres Berliner „im Tee“, das ohne Beziehung dazu ist. 1808 spricht der Verfasser des „Sirius“ II, 14 von „Standespersonen im Thee“, und erklärt dies als einen Gang im Theater zwischen und hinter den Bänken in Form eines lateinischen T. — Schließlich gehört „im Tee sein“, betrunken sein, der allgemeinen Vulgärsprache an¹⁴) und ist verschieden von der oben erwähnten Redewendung. Die Erklärung ist nicht sicher (s. auch Teekessel, am Schluß).

Teekessel, Dummkopf, einfältiger, ungeschickter Mensch. Ein verbreitetes Wort, das aus der Studentensprache in die All-

gemeinsprache gedrungen ist. Man bezeichnet im späteren 18. Jahrhundert so den Studenten, der am studentischen Leben keinen Teil nimmt *). Der zweite Wortteil ist das rotwelsche (jüdische) „Kessel“ Tor, Narr, das auch selbständig neben „Teekessel“ gebraucht wurde und wird, und von der Allgemeinsprache, die darin die gewöhnliche Form Kessel, verstand, um so eher angenommen wurde, als Gefäße vielfach zum Vergleich dienen: „pugige Krute, Tranlampe“ usw. Das Wort ist namentlich in der Schülersprache beliebt. Im Hall. Waisenhaus bezeichnete man (1786) so den inspizierenden Lehrer **, und noch bis heute wird in der Pennälersprache vielfach der Lehrer so genannt. Umstritten ist der erste Teil. Im allgemeinen sieht man darin das ostmitteldeutsche teig(e) (= berlinisch mudicke, überreifes Obst), das als fade, weichlich erklärt, den Begriff Kessel unterstreichen und verstärken würde. Doch sind hier lautliche Schwierigkeiten, da die von E. M. Urndt zuerst aufgestellte Zusammenstellung von omb. „teige“ und einem als nd. angefügten „teek“ unklar ist. Eher kommt wohl ein teek in Frage (1766 „ein theeker Schnurr“, Kluge, Studentensprache 130), das im Hallischen Studentenidiotikon 1795 als ‚elend, schlecht, zu nichts nütze‘ glossiert ist (Neudruck S. 109), ein „theeker Prinz“ ist wie ein „Teekessel“ ein Student, der dem studentischen Leben ferngeblieben ist (Meier, Hall. Studentensprache 7). Aus Gründen der Wortbildung scheint aber die von Meier (a. a. D. 6f.) vorgeschlagene Deutung beachtenswert, der im ersten Bestandteil „Teek“ steht. Teek, als Krankengeränk, galt für fade, „auf den Teek kommen“ = übel anlaufen. Vielleicht spielt hier schon der Doppelsinn von Kessel als witzig hinein.

Eingeltangel ist Anfang der 70er Jahre aufgekommen, den Klang der musikalischen Darbietungen dieser Vergnügungsorte kennzeichnend. 1872 hat R. Schmidt-Cabanis noch das volle Eingeltangel-Klänge in einer „Berliner Publikummerlichen Phantasie“, in der es ironisierend heißt: „Es wird ein Schimmer sich verbreiten, wie noch kein Auge ihn gesehn: Der Spittelkirche

*) In der Bedeutung, ein Tor, der sich nicht beherrschen kann, der Teekessel, der überkocht, braucht es Lenx im Hofmeister (1774) IV, 6, in einer Studentenszene.

***) Z. f. d. Wortforschung 1, 44.

Gloden läuten Und alle Wasserlünste gehn! Rings tönen Tengel:
Tangelklänge. Fast glaubt man — wärs nicht gar zu dumm,
Die Panke röche wen'ger strenge!"

Tolle Haartracht, sowohl von Männern wie von Frauen, bei letzteren neben Tolle: Dutt. Bei Männern eigentlich der Haarschopf über der Stirn, doch je nach Mode mit veränderter Bedeutung; im weiteren Haartracht: Kommunistentolle für die glatt nach hinten gestrichenen langen Haare junger Männer, wie sie kurz nach der Revolution Mode waren; Barbierolle. Die eigentliche Bedeutung war Büschel, im besonderen bezogen auf Haarbüschel (Menschen und Tiere). Von den um 1785 modernen gekräuselten und hochstehenden Haaren heißt es in den „Raritäten“ 1785, S. 255: „vor dissen hadden see oof noch nicht sone Tollen up dee Köppe af de tollge Enten“. Die Beziehung auf den weiblichen Dutt ist wohl die jüngere und von der Haarlocke her übertragen. — Dazu dann tollten kräuseln. Tolle gehört etymologisch zu Tolde (das uns in der Nebenform Dolde geläufiger ist, Blüten: dolde) Büschel, Haarbüschel. —

triezen s. S. 158.

Zeck. Diese Bezeichnung für das anderwärts als Greifen Haschen, Kriegen bekannte Spiel ist zwar nicht nur auf Berlin beschränkt, aber doch wohl vornehmlich als berlinische Spielbezeichnung bekannt (zur Verbreitung s. Müller-Fraureuth, Dbs. Wb. II, 695, Kretschmer, Wortgeographie, S. 588, auch auf nd. Boden, z. B. „Lickfack“ in Finkenwärder). Die hd. Form „Zeck“ selbst zeigt, daß die Verbreitung über die Mark von Berlin ausgegangen ist. Berlin aber wird das hd. Wort Zeck, d. i. leichter Schlag, wie ihn die Kinder scherzhaft beim Auseinandergehen und sonst geben, aus der obs. Schicht haben. Das mhd. Verb „zecken“ einen leichten Schlag geben ist identisch mit dem uns in nd. Form geläufigeren „tiffen, antiffen“, etwas leicht berühren. Dieses Zeck, das ja beim Haschen der wichtigste Moment ist, ist in Berlin u. ö. zum Spielnamen geworden. Als solcher ist er schon in Frischs Wörterbuch 1741 verzeichnet. Vgl. auch in nd. Form teckeln beim Murremspiel (= Kliefschen oder Kliepschen) vom Zusammenstoßen der Murremseln.

VI.

Grammatik des Berlinischen

Vorbemerkung: Als „hochdeutsch (hd.), hochsprachlich“ ist hier die nicht-mundartliche, die schriftdeutsche Form im Gegensatz zur stärker mundartlichen bezeichnet. Das Wort ist also hier nicht in einem bestimmten philologischen Sinne gebraucht. „Berlinisch“ ist die seit dem 16. Jahrhundert hier entwickelte Sprachform. Die ältere nd.-berl. Form ist stets besonders gekennzeichnet.

Von phonetischen Umschriften und Erläuterungen ist so viel wie irgend möglich abgesehen und Anschluß an die gewohnte Schreibung gesucht. Nur wo die Behandlung direkt auf bestimmte, nur mit besonderen Zeichen zu bedende Laute hinwies, sind solche Zeichen benutzt.

Häufiger sind gewisse Quantitätsbezeichnungen, \bar{a} , \bar{a} für die Länge (\bar{a} alte Länge [mäl], \bar{a} nhd. Dehnung [säzən], wo diese besonders anzugeben war); ferner \bar{a} für das vokalisiertete r, -er; \bar{e} für den unbestimmten e-Laut in Nebensilben. Weiter bedeutet \bar{s} = sch, \bar{j} den besonderen j-Laut, \bar{z} in büz. \bar{h} = ch, der ach-Laut, \bar{c} = ch, der ich-Laut. \bar{z} der zwischen h und r liegende g-Laut. st, sp im Anlaut sind $\bar{s}t$, $\bar{s}p$ zu sprechen.

Die charakteristische Grundlage des Berlinischen ist die Vereinigung des omd. dialektischen Lautstandes und niederdeutscher Lautbildung. Diese Verschiedenheit in der Hervorbringung der Laute, im Rhythmus, im Tonschritt hatte die Weiterentwicklung des Berlinischen in einem vom omd. abweichenden eigenen Sinne zur Folge, wie andererseits die direkte mündlich-dialektische Übernahme des Hd. in einer frühen Periode die berlin.-hd. Form von der allgemein norddeutschen, die das Hd. als Schriftsprache übernahm und entwickelte, schied. Die zahlreichen nd. Wörter des Berlinischen sind innerhalb der dem Lautstand nach hd. Sprachform nicht grammatisch, sondern als Einzelübernahmen (lexikalisch) zu werten. Sie im Bilde des Berlinischen zu verstehen, zu verstehen, was schon die älteste Schicht beibehielt, was in junger Zeit eingedrungen, wird nur bei historischem Vorgehen möglich sein; daher liegt uns weniger, und muß uns bei dem Stande der berlinischen Sprachstudien, für die zunächst die Grundlage zu schaffen ist, weniger liegen an einer modernen phonetisch genau beschriebenen Formensammlung, als am ge-

schichtlichen Erfassen des Berlinischen, soweit dies im Rahmen dieses Buches möglich ist. Unser Ziel ist daher nicht eine vollständige Grammatik, die alles erreicht, sondern nur, die Anregung zum geschichtlichen Verständnis des Berlinischen zu bieten, zu weiterer Durchforschung aufzufordern.

Die historische Darstellung in Kapitel IV hatte gezeigt, wie der im 16. Jahrhundert gelernte hd. Dialekt sich im nd. Munde zu der Form bildete die wir berlinisch nennen, einer Form, die bis zur Wende des 18. und 19. Jhd. die allgemeine war. Aber die Bestrebungen des 18. Jhd. nach einer reineren Sprechsprache, einer gesprochenen Hochsprache, führten schließlich hier wie überall zur stärkeren Abkehr der Gebildetensprache von der provinziellen Sprachform; das Berlinische sank von der allgemeinen Umgangssprache — sehr allmählich — zur Umgangssprache bestimmter Kreise herab. Mit dieser Beschränkung auf gewisse Klassen waren wieder neue Einflußmöglichkeiten gegeben, einmal, nachdem die Oberklasse nicht mehr ausglich, dadurch daß gröbere Elemente von unten her stärker bemerkbar werden konnten*), dann, anscheinend im Gegensatz dazu und doch psychologisch wohl verständlich, das Streben, es den „besseren“ Leuten gleich zu tun, das in Fällen, wo man nicht sicher genug empfand, gerade zu umgekehrten Fehlern führt, vgl. z. B. (§ 32) mir und mich. Ähnliche Fehler aus Unsicherheit der Schreibung hatten uns ja (Kapitel IV S. 104 ff) Aufschluß über die Sprechsprache im 18. Jahrhundert geben können. Wenn Friedrich der Große „Köpfen“ für „Köpfen“ „schlepfen“ umgekehrt schrieb, oder der Berliner Berichtersteller des Braunschweiger Hofes 1730 „die Hände ineinandergefalzen“, so zeigt das den nicht immer glücklichen Kampf zwischen gesprochener Sprache und den Forderungen der Orthographie. Von allen Seiten, namentlich von der Schule her, im täglichen Umgang mit denen, die Hochsprache sprechen, im sozial vorwärtsdrängenden Streben nach Verfeinerung, im steten Zufluß ortsfremder Elemente, mußte

*) „ik, wat, det“; dann, heute vielfach aufgegeben, „hebben, het, mi, di, seijen“ u. a. m. s. im Zusammenhang der folgenden Abhandlungen.

das Berlinische sich allmählich zerlegen. Daß es trotz so starker Angriffe doch noch in seinem Kern voll erfassbar lebt, zeigt, worauf schon hingewiesen war, seine starke innere Kraft, die eben nur daher erklärbar ist, daß es eine mundartlich geschlossene Basis besaß, auf einen fest umrissenen Lautstand als Grundlage erwachsen war.

Andererseits aber ist durch die eben erwähnten und schon früher genannten Verhältnisse eine ständige nahe Berührung mit der Hochsprache, Bedrohung und Beeinflussung durch sie vorhanden, die auf den einzelnen Träger der Sprache — wie bestimmt auch der Sprachtypus in der Gesamtheit ist — nicht ohne Einfluß blieb. Wenn vor mehr als einem halben Jahrhundert Trachsel, 1873, anmerkte, daß häufig in zwei aufeinander folgenden Sätzen ein gleiches Wort verschieden, *hd.* und *berlinisch*, gesprochen wird, wenn Graupe 1879 nebeneinander *treimen* (d. i. träumen) und *drēmste* (*drömst du*), *reiber* und *Reber* (*Räuber*), die *hd.* *entrundete* und die alte *berlinische* Form anführte, so sind ähnliche Fälle heute nicht seltener geworden. Zwar sind die mundartlichen Ausprägungen in der Gebildetensprache, *Entrundung*, *j* für *g* usw. seitdem noch mehr zurückgetreten, dafür aber hat die Erziehung zur Hochsprache in den unteren Schichten starke Fortschritte gemacht, zugleich aber ist hier die Unsicherheit gewachsen, die Doppelformen hervorruft; der Zugang fremder Elemente, von denen sich ein Teil dem Berlinischen anschließt, ist größer; schließlich auch ist im Augenblick, dem allgemeinen Zuge der Zeit folgend, das lange unterdrückte Interesse der Gebildeten an der Lokalform im Steigen, mit dem nicht immer die volle Beherrschung zusammengeht, so daß auch von hier aus die Halbformen, die Doppelformen eindringen. Doch kann das letzte natürlich für unsere Sprachbetrachtung nicht in Frage kommen. — Wir werden auch an vielen Stellen darauf hinzuweisen haben, daß sehr viele eigentlich berlinische Formen im Laufe des letzten Jahrhunderts oder des letzten halben Jahrhunderts unter schriftsprachlichen Einflüssen auch in der Sprechform der Unterklasse zurückgegangen sind, und wenn wir den ausdrücklichen Hinweis nicht in allen Fällen aussprechen, so steht er doch hinter vielen Tatsachen. — Oft auch lösen sich die Wortformen aus den verschiedenen Anregungen, die in *B.* zusammentreffen, ab, ohne daß die früher gebräuchliche Form in allen Teilen der Stadt gleich-

mäßig verdrängt ist. — Hieraus erklärt sich aber auch, daß die theoretischen Erörterungen zwischen Berlinern selbst, wie man sie in populären Zeitschriften häufig findet, nicht immer volle Einheit zeigen; ganz abgesehen davon, daß sich solche Auseinandersetzungen gewöhnlich auf eine wenig bedeutende Abweichung festlegen, die sich meist historisch leicht auflöst oder auf einseitiger Betrachtung beruht.

Die Grundlage des berlinischen Lautstandes der Aufnahme um 1500 war das gesprochene Obersächsisch. Daß B. im Gegensatz zum weiteren nd. Gebiet das Ostmitteldeutsche des mündlichen Verkehrs aufgenommen und weitergeführt hatte*), ergibt sich aus einer Reihe von Beobachtungen, z. B.:

1. Verteilung von p : f (§ 17 sowie oben S. 78 f.)
2. zur Verteilung von d : t, f. § 20 sowie oben S. 80.
3. ê : ei, ô : au
4. vielleicht auch nn : nd, § 27.
5. schließlich ist auch die Entrundung (§ 3), die Entwicklung st, sp, sw usw. hierher zu ziehen. Anderes f. in den folgenden Ausführungen.

Nicht in allen Fällen wird es möglich sein, die Vorstufe der heutigen Form in Beispielen nachzuweisen. Zeigten wir doch, daß man früher nicht etwa „berlinisch“, sondern schriftsprachlich schreiben wollte. Man wird sich bewußt bleiben müssen, daß die überlieferte berlinische Form im allgemeinen nur als „Fehler“ nachweisbar sein kann, und als solcher nur gelegentlich durch die erlernte Schreibung hindurchschimmern kann.

Es ist auch hier wieder darauf hinzuweisen, daß man sich hüten muß, die einzelnen Erscheinungen einseitig nur als berlinisch aufzufassen: Wie wir die Quellen erkennen, aus denen der Lautstand, der Wortschatz erwuchs, so wird sich im weiteren auch häufig eine grammatische Entwicklung als weiterhin nd. oder obf., omd. erweisen, sei es in direktem Zusammenhang, sei es unter gleichen Bildungsmöglichkeiten geworden. Sehr nahe steht begreiflicherweise die Stadt-Brandenburgische Umgangssprache. Unter der Angabe „Brandenburg“ werden wir mehrfach eine Zusammenstellung der niederen Sprechsprache in Brandenburg a. d. S. heranziehen, die Maas im Jahre 1875 im Nd. Jb. 4, 28 ff. veröffentlicht hat. Man darf sehr vieles mit den Berliner Verhältnissen einer etwas früheren Zeit, etwa erste Hälfte des 19. Jhd., gleichsetzen. Sehr ähnliche

Beziehungen schildert auch Löwe in der trefflichen Arbeit „Die Dialektmischung im Magdeburgischen“ *Nd. Jb.* 14; namentlich der letzte Teil, „Das Hd. im Magdeburger Lande“ S. 35 ff. kommt hier in Betracht*). — Es darf aber auch nicht übersehen werden, daß vieles städtisch entwickelte heute auch in die platten Mundarten der Mark gedrungen ist und heute dort als plattdeutsch gilt. Die märkischen Dialekt Darstellungen sind dieser Schichtung, die für die gebende wie die empfangende Gruppe gleich wichtig ist, bisher noch nicht gerecht geworden. Aufgenommen sind diese fremden Formen in die Mundart vornehmlich als Wortentlehnungen, die aber mit ihrem abweichenden Lautstand auch grammatisch nicht unbeachtet bleiben dürfen.

Schließlich ist hier noch auf die auffallend starken Übereinstimmungen mit der nordostdeutschen Umgangssprache zu verweisen, die wohl *z. T.* durch entsprechende Entstehungsverhältnisse, lebende Berührung des Hd. und Dmd., zu erklären sind, *z. T.* auch Übernahmen darstellen, für die man in der Geschichte des 18. Jhd. die Erklärung suchen wird.

Die in den folgenden Darstellungen gekürzt zitierten Quellen sind im Kürzungsverzeichnis mit vollem Titel angegeben.

§ 1. Zur Betonung. Die Betonung ist im allgemeinen die in der Hd. Schriftsprache übliche: betont wird in deutschen oder eingedeutschten Wörtern die Stammsilbe: *leben, Jesichte, besöffen, veröffen, Pülle*; in trennbar zusammengesetzten Verben die Vorsilbe: *üffstehn, ränschanzen*. — Der niederdeutschen Betonung folgte lange die Endung *stér, nér* (s. § 16). Dagegen wurde die niederdeutsche Betonung der Endung *in* wohl früh aufgegeben, da *in* früh abgeschwächt vorkommt (§ 16). Der Hd. Betonungsweise schließt sich auch das zu Budike gebildete Budiker an (doch auch Budiker, so bei Kalisch), während Budike wie Musike die französische Betonung noch beibehalten hat. Den Ton auf der ersten Silbe

*) Seelmann hat im *Nd. Jb.* 43, 11 die dialektgefärbte norddeutsche Aussprache als „halbhochdeutsch“ charakterisiert, ohne zu bemerken, daß er hier zwei ganz verschiedene Dinge zusammengeworfen hat, und daß es nicht zufällig ist, wenn die Form sich gerade, wie er angibt, in Berlin (schon daß Berlin etwas stärker Dialektisches bewahrt als die norddeutschen Mittelstädte, hätte zu denken geben können) und Danzig erhalten hat. Hier und etwa an den Grenzen im mündlichen Verkehr war eben eine völlig andere in sich geschlossene Form mit besonderem Lautstand aufgetreten, dort die Hd. Schriftsprachliche Form, nur in heimischer Aussprache, (S. 74), wiedergegeben. Daher das ganz verschiedene Widerstandsverhältnis. Weiderseitige Reste in der Syntax haben mit der Festigkeit der Sprachform nichts zu tun.

bewahrt auch der „Ziejarn < Cigaro“*), d. i. die übernommene Form, in der das Wort noch tief im 19. Jhd. üblich war. Das n stammt aus der Mehrzahl: „Zijarro, Zijarrn.“ Die spätere volksetymologische Verbindung mit „ziehen“ tat das ihre zur Erhaltung der alten Betonung. — Dagegen wird das alte Tobák > Tabák (so bei Canig, Ende des 17. Jhd., durch den Rhythmus gesichert) später unter hd. Einfluß zu Tabak.

Betonung auf der Endsilbe wie im Hochdeutschen haben die Wörter auf *ei*: „Loseréi“, ebenso die auf *ieren*: špazian spazieren, auf *jee*: „Kneipjee“, *aje*: Kleeda_e; Fremdwörter wie „ejál“, „Polletik“, „Bazar“, „Schaffée“ usw. Aber auch deutsche Wörter, die den Klang wiedergeben, Wörter, die Lärm, Geräusch ausdrücken: „Kadáu, Klamáuk(e), Kladderadátsch“; Dopplungen: „étepetéte, Menkénke“. Der gewohnten hd. Betonung folgen auch die nominalen Zusammensetzungen: „Jarick(e)“ zurück, „inzwee anzwee“, „Schlafittchen“ (beim Sch. nehmen) mit dem Akzent auf dem Grundwort usw. Die bekannte Anredeform „Jüngfrau“ wird uns auch in Grammatiken des 18. Jhd. (Rüdiger) bezeugt.

Weit verbreitet, und über Norddeutschland hinaus, ist die Neigung, in zusammengesetzten Ortsnamen¹⁾ das zweite Glied, entsprechend dem Grundwort in zusammengesetzten Wörtern zu betonen, besonders wenn dasselbe zweifelhig ist: Friedrichshágen, Schönweide, Schöneiche, Lichterfelde, Schönhäusen, Pichelsberge, Pichelswerder, aber Pichelsdorf; doch auch Paulsbörn, Weißensee; (vgl. Anm. 1); Krumme-Lánke, Hackher-Mácht. — In der Gruppe der Ortsnamen auf *au* haben die ursprünglich slavischen Wörter, deren *au* < *ow* und bis in späte Zeit mit *ow* wechselt (§ 9, 1b), Anfangsbetonung: Spándau, Strá Lau, wie Tréptow, Gélto w, Bukow**). Dagegen die deutschen Bildungen Friedenáu, Grünáu, Bernáu.¹⁾ — Berlin in nichtdeutscher Form und Betonung, s. S. 26 und Kap. II, Anm. 2.

Akzent: Die Tonbewegung ist in gewöhnlicher erzählender Rede schwach, der Tonfall, die Tonhöhenunterschiede verhältnismäßig gering. Die Abstufung wird mehr durch Tonstärke hervorgebracht.

*) Suglow gibt an: „Betonung wie Figaro.“

***) Eine Ausnahme macht Lübbenau, sorb. Lubnjow, in der Gegenüberstellung zu Lübben.

Dadurch wirkt das Berl. (wie das Märkische) vielfach eintönig. Das Sprechtempo — und das bezeugen schon die Beobachter im 18. Jhd. — ist dem Temperament des Berliners entsprechend, schnell.

Vokalische Erscheinungen.

§ 2. 1. Unlautender Vokal wird mit festem Einsatz gebildet.

2. Verteilung langer und kurzer Stammvokale. A. Wie allgemein in Norddeutschland scheidet nicht nur die Volkssprache, sondern auch die Gebildetensprache zwischen „Höf: Höfes, Glas: Glases“, d. h. die einsilbige Form bewahrt den ursprünglich kurzen Vokal in vielen Wörtern, in denen der Süden, die einsilbige Form an die mehrsilbige angleichend, langen Vokal spricht (Glas, Glases). Der hd. Ausgleich ist in Berlin unterblieben, weil er zur Aufnahmezeit, Anfang des 16. Jhd., noch nicht durchgeführt war*), der Berliner „Höf, Höfes“ hörte. Wenn auch seitdem der Anschluß an die hd. Verteilung in der norddeutschen Hochsprache mehr und mehr gewonnen wird, so bewahrt doch Berlin (wie das übrige Norddeutschland) vielfach noch Kurzvokal, namentlich (außer für e) vor stimmlosen Lauten: „Däch, Däzes; Schmit, Schmides, Träs, Züch“ Zug, danach auch „züchich“, „irö:“ grob, „Löp“ Lob. Wie „gropp, Schmitt“ u. a. m. führt Heynaß 1770 z. B. auch „Glitt“ Glied an**), das heute an die schriftsprachliche Aussprache angeglichen ist. Diese ist, verglichen mit der Überlieferung des 18. Jhd., sichtlich vorgebrungen***), so namentlich auch im Verb „käm“ wie „kämen“, wo man im 18. Jhd. noch „käm kämen, gäb (iap) gäben“ sprach. Bewahrt ist Kürze auch in „woll“, das übrigens noch Ende des 18. Jhd. auch der Hochsprache hier als richtig gilt. „vill“ viel ist

*) Überhaupt im Ostmitteldeutschen nicht ganz durchgeführt ist. — Auch das übrige Norddeutschland, das sein Hochdeutsch in anderer Weise gewann, hat die gleichen Quantitäten, hier vornehmlich und ursprünglich aus dem Grunde, weil man gelesenes Höf: Höfes nach nd. Gewohnheit mit Kürze in geschlossener, Länge in offener Silbe aussprach.

**) Auch Wäch Weg, jäch jage, käm, gäb u. a. m.

***) Vor n, m, l ist der Vokal jetzt lang: Zahl, Stiel; vor r liegen überall besondere Verhältnisse vor, s. u.

wie „widder“ aus dem Dbs. aufgenommen (nd.: „wele, wedder“) und als hochdeutsch geschügt*).

B. Doppelkonsonanz schügt kurzen Vokal in geschlossener Silbe, bzw. kürzt langen Vokal: „Wüst“ (Heynag), aber mhd. wuost, Schmuß. — Kurz ist, wie im vulgären Norddeutsch, auch der Vokal i in der 2., 3. Pers. Präs. vor Doppelkonsonanz: „kriecht“ kriegt, auch „kriipt“, „kriift“, doch sind dies keine alten berlinischen Formen, § 33. Kurzer Vokal in „Dinstach“ Dienstag bestand zu recht, da das Wort auf „Dingsdach, Dingesdach“ zurückgeht. — „virtē“ vierte ist aufgegeben; dagegen „virzēhn, virzig“, 14, 40. — „diē“ s. § 32, 3.

C. In der Schriftsprache haben alle offenen (vokalisch auslautenden) Silben langen Vokal: „gēben, lēsen“ usw., außer vor ch, sch: „Tasche“. Auch für das Berl. ist diese Verteilung zu erwarten. In geschlossener Silbe: Wässer, rētsten. Doch bestehen hier Ausnahmen, die freilich nur scheinbar sind, hervorgerufen durch jüngere Entwicklungen oder Angleichungen, übrigens nicht nur lokaler Natur: „Dusel < Duffel, müjeln < muscheln, Buje“ (Lehnwort) usw. s. § 23, 5; 24, 2.

D. Die Quantität der Vokale vor den Gruppen rd, rt, rn, rm ist jetzt, doch erst im Laufe des 19. Jhd., im ganzen nach hochsprachlicher Art geregelt. Aufgegeben ist, außer für e vor rd und j. T. für a, die früher übliche Länge vor (niederd.) rd, rn (Kap. III, § 4), in der die nd. und die omd. Aussprache vielfach übereinstimmen: „wahrn, ahrt, wohrte, antwohrt, ohrt, sohrt“ sind j. B. Formen, wie sie Fr. I., Fr. Wilh. I., Fr. II. schrieben und sprachen. Heynag noch findet sie 1771 „plattdeutsch klingend, aber in Berlin sehr gewöhnlich“. Jetzt ist die Länge im ganzen auf die in der Hochsprache**) üblichen Wörter zurückgedrängt: wöhrt Wort; selbst jebührtstah Geburtstag usw. Dagegen e***) vor rd: „Pferd (fēat), Herd, Erde, werden †); auch „der, er“; aber „fertig (fēhtič), Berme“ usw.

*) Diese Wörter sind von den Städten aus auch wieder in das Pd. der Mark gedrungen und werden, weil sie von der Hochsprache abweichen, jetzt dort als pd. aufgefaßt.

**) Allerdings hat die Hochsprache hier auch nicht ganz einheitlich geregelt.

***) Alter ä s. § 7. ärde Erde usw.

†) In „werden“ ist die Dehnung jung. Heynag sprach Kürze, wie wir heute noch „Werder“ kurz sprechen.

„bärtig“ nach „Bart“. â vor rt (nd. rd) in einsilbigen Wörtern und deren Ableitungen, âat, (âchtig, Graupe), bâat bâht Art, artig, Bart (baht) konnte bleiben, weil hier auch die Hochsprache vielfach â hat, die Schule daher dies â nicht monierte, ferner weil a mit r zur Länge verschmolz (§ 26); dagegen ä in zweisilbigen Wörtern ohne nd. Beeinflussung: wâhts oder wâtts warte (das eigentlich berlinische Wort ist lauern), Mahta, Matta Martha, kahten Karten, älter (Graupe) kâchten*). Weiteres s. § 26.

§ 3. 1. Umlaut. Hier seien nur ein paar Formen herausgehoben: Umlaut vor der Endung *er* in „Schlächter“ (norddeutsch vielfach „Schlachter“ das nd. Wort war knokenhouwer); dagegen ist das gleichgebildete md. „Schlöffer“ (so z. B. 1602 Abschiedebuch), „Rohrenböhler, Hoffmeurer“, wie König im 18. Jhd. neben „Schlechter“ schreibt, aufgegeben. „Dempfer“ neben Dampfer. Umlautlose Formen „Trunewald“ s. § 10, 2; „schauern“ (scheuern), „uffschauern, Schauerlappen“ § 14a. Die Plurale „Mause“ (und „Meise“) Mäuse, „Lause“ s. § 29. „Er sauft, looft lauft“ sind ohne Umlaut hd. dialektisch sehr verbreitet. (Die Lautzusammenstellung erschwerte das Eindringen des Umlautes), „er saugt“ ist auch hochsprachlich.

2. „nei, neilich; schene, Beme, Kenich, netich, Kneppe, ich mechte; Riche, Krimel, siß“: ei, e, i, steht für eu, ö, ü. Diesen Vorgang bezeichnet man als Entrundung (s. Kap. III, § 8): Um ein ü zu bilden, bedarf es der Zungenlage des i und der Lippenrundung des u (entsprechend ö, eu : e, ei). Fällt die Rundung fort, ist die Lippenöffnung breit, so erklingt statt des ü, ö, eu : i, e, ei; der Vokal ist ohne Lippenrundung, entrundet, gebildet. Die Entrundung ist in hd. Dialekten sehr verbreitet, aber auch in der gebildeten deutschen Umgangssprache war sie lange Zeit herrschend, sie ist hier erst in neuester Zeit unter norddeutschem²⁾ Einfluß zurückgebildet: Für die Mundart der Umgegend von Leipzig gibt Albrecht, Die Leipziger Mundart S. X, an: „De Beme sind heide janz scheene frien“ ein Satz, der bis auf das d in „heide“ ebenso berlinisch sein könnte. — Den Umfang der Entrundung in den verschiedenen Epochen des Berlinischen festzustellen ist nicht ganz

*) ä kennt auch Heynaß hier, Sprachlehre S. 26, doch empfiehlt er ä.

leicht, weil seit dem 18. Jhd. der Einfluß der Hochsprache seine Gegenwirkung übt, in der Vergangenheit wiederum die Schreibung wenig Anhaltspunkte gibt. Man hat aber als Tatsache hinzunehmen, daß das Hd. dem Berliner schon nicht mehr mit voller Lippenrundung überliefert ist*): Damals aufgenommene omd. dialektische Wörter sind noch heute über die Mundart hinaus in der Umgangssprache der Gebildeten in dieser entrundeten Form erhalten: „Strippe“. Wie weit das märkische Nd. der Zeit der Entrundung entgegenkam, ist eine Frage, die wir in Kap. III § 8 berührt haben. Wahrscheinlich aber steht auch die südmärkisch-pd. Entrundung letzten Endes unter md. Einfluß**). Sicher geht für Berlin der Anstoß zur entrundeten Aussprache vom erlernten Hd. aus.

Die Schreibung war durch die entrundete Aussprache kaum beeinträchtigt, sie stand schon fest genug in der orthographischen Tradition, wohl aber wirkt sich die Neigung, die Lippen nicht voll zu runden, in der Sprechsprache allmählich weiter aus. Dabei fragt es sich aber, ob alle Gruppen gleichmäßig entrundet waren. Und hier scheint sich aus der Überlieferung zu ergeben, daß k_z. und lg. ü, ū, eu, k_z. ö die Rundung früh verloren haben; länger scheint sich die Gruppe niederdeutscher Wörter mit zerdehntem (Kap. III, § 4, 2) ö gehalten zu haben, die nicht aus dem Hd. in Hd. Färbung übernommen war, und auch heute vielfach nur Doppelformen zeigt: „Jöhre, Jehre; nölen, nelen; dösig; jrölen“. Anscheinend bleibt auch ö (< äü) unter gewissen Bedingungen (wenn eine Form mit ö daneben stand?): Heynaß, Sprachlehre S. 5, moniert

*) Dagegen das Omd. im 16. Jhd. an der traditionellen Schreibung festhält, und, was im Vergleich zum Odb. wichtig ist, auch imstande ist, orthographisch festzuhalten, ohne ö : e, ū : i zu verwechseln, muß man doch auf früheren Beginn der Neigung zu Entrundung schließen. Im 17. Jhd. ist sie uns hier sicher bezeugt, sie ist aber in ihren Anfängen älter. Obwohl Luthers Schreibung kaum einen Anhalt gibt, obwohl der Grammatiker Claius 1576 Entrundung nicht andeutet, ist für die Aussprache jener Zeit, d. h. der Berlin. Aufnahmeperiode, doch nicht mehr mit voller Lippenrundung zu rechnen, die Entrundung war im Werden vielleicht noch nicht überall für alle Laute, in jeder Umgebung durchgeführt, da sie die einzelnen Laute allmählich ergreift.

***) Ebenso die Entrundung in den nd. Mundarten des Ostens.

wie Moriz Ende des 18. Jhd. die falsche Aussprache „röhchern“ (räuchern), „Böhme“ (Bäume); nicht aber erwähnen sie „Behme“ daneben. Oder hörten sie selbst die Entrundung nicht mehr?*)

Es war schon darauf hingewiesen, daß man verhältnismäßig selten entrundete Formen in der jüngsten Schreibung findet**). Im 16., 17. Jhd. begegnen sie nur gelegentlich, wenn sie auch nicht ganz fehlen, einige entrundete Namensformen „Kubeler: Kübeler“, „Prieße, pricze“ (Preuße); „Liffen“; und „Luffenmacher“ (d. i. Tubbenmacher, Böttcher) wechselt im Abschiedebuch; umgekehrt „Seidenstücker“ (f. Sticker); 1603 „spielwasser“ (Spül), entsprechend im 18. Jhd. die „Uffspielerin“ (Abspülerin)***) in der Hofküche, „treuge“ und „treige“ trocken u. ähnliches. Umgekehrt „Rücksdörfer“; Straße (Mirdorfer). Derartige umgekehrte Schreibungen sind aus der Unsicherheit, hervorgerufen durch den Unterschied von Aussprache und Schreibung erklärlich. In einigen Fällen sind dann die fehlerhaften Vokale festgeworden und in der Gebildetensprache gemäß der Schreibung, gesprochen worden. So hat die Mägdel, die vom Mittelalter bis ins 19. Jhd. immer nur als „Miggel“ überliefert ist, heute ein falsches ü; Schmüdewig heißt früher „Smeckewig“ (s. B. 1546)†).

Auffallend ist es, daß zwei Schreiber von der Art Fr. Wilh. I. und Friedrichs II. hierbei selten entgleisen, in der Hauptsache in Namen, wo die gelernte Orthographie versagt. Fr. Wilh. I.: „Gerlig, Kepenig (Köpenick), Rig (Rühtze, Name), Denhof (Dönhof), Libben, Keut(h) (Reith)“. Fr. II. nennt seinen Bankier Liberkühn: „Liberquin“. Natürlich fehlen auch andre Mißgriffe nicht ganz: Fr. Wilh. I.: „feuertahge“ Feiertage, „türgarten, abscheilich, Wenhase“. Letzteres war aber wohl die in B. feste Form††), da selbst der

*) Brandenburg: Böme, Dröme.

**) ö ö kommt hier kaum in Frage, da ö für au nicht Schreibform ist (man schreibt Baum, nicht Bom), und nd. Wörter wie Jöbe, grölen der Schriftsprache nicht angehören.

***) Charakteristisch ist, daß dies kein Wort der Schriftsprache ist.

†) Bei Fontane findet man „Gesäure“ für das Berl.-süb. „Fesires“, d. i. die gleiche Umsehung, weil er wohl das ei wie ei in „Leite“, wofür der Gebildete „Lente“ spricht, auffaßt.

††) Wönhase zu nd. Wöñ Woden.

Grammatiker Heynaß sie braucht, und da man sie ganz unsinnig in „Beinhase“ verhochdeutsch.— Man würde kaum verstehen, wie diese beiden, die, besonders Fr. W. I., mit pf: f, j: g, d: t so souverain umgehen, sich hier doch verhältnismäßig weit besser zurechtfinden, wenn man annehmen müßte, daß die Vokale überall bis zur vollen Verwechslung entrundet waren*). Mit einer so durchgeführten vollen Entrundung wie in den oberdeutschen Mundarten, wo selbst die Gebildetenſchicht heute noch nicht imstande ist zu runden, hat man für die Berliner Oberklasse wohl nicht zu rechnen, vielleicht gehemmt durch die norddeutschen Gegenwirkungen**). Neben der Neigung zur Entrundung, die aus dem Obf. überkommen war, kannte man doch aus der norddeutschen Hochsprache, vielleicht auch aus dem Französischen, ū und ö; dazu kommen die erwähnten Reste, so daß die runden Laute hier wohl nicht ganz verloren gingen, auch wenn man im ganzen entrundete Aussprache auch für die Berliner Gebildetenſprache noch im 19. Jhd. anzugeben hat.

Daß die Entrundung in der Volkssprache, wo die Hemmungen fehlten, intensiver durchgedrungen war, braucht nicht erst ausgeführt zu werden. Neuerdings erfährt sie auch hier die Gegenwirkung der Hochsprache. Einige Wörter sind über die Mundart hinaus in der Berliner Umgangssprache entrundet fest geworden. Außer dem vorher schon genannten „Strippe“, „Zille“ galt z. B. lange „Millendam“, „Schippe“, das in der Schreibung lange zwischen „Schüppe“ und „Schippe“ schwankt, „miekrig, miäkrig“

*) Die volle Entrundung im Briefe der Margräfin Katharina (S. 90) fällt vollkommen aus dem berl. Bilde heraus. Aber ihre Sprache steht für uns auch noch nicht im Berlinischen, sondern im fränkischen Hochdeutsch. Als berlinisch galten uns oben aber die jungen Söhne des Großen Kurfürsten. Der zehnjährige Karl Emil schreibt 1665 „Stiler“ Stähle.

**) S. deren Wirken gleich unten in der Besprechung des langen ä. 1732 stellen die Leipziger Beitr. zur Crit. Historie der deutschen Sprache das pomersche, mecklenburgische, märkische (doch wohl ländliche) ū, ö dem obf. i, e entgegen. An anderer Stelle wird den Märkern die Aussprache zugeschrieben: Loßt sich die Mäh nicht roten, also mit stark gerundeten oi. Und ebenso erkennt Stosch 1780, Al. Beitr. II, 156, dem gebildeten Märker die Fähigkeit zu, ä von ö, i von ū zu scheiden. Was hier von der Mark gesagt wird, dürfte mehr oder weniger auch auf Berlin zu beziehen sein. (Nur die Altmark muß sprachlich getrennt bleiben.)

(S. 205), „Griebsch“ (Kerngehäuse) mhd. grübez. Verbreitet war auch „Wüll“ Wüll, „kimm“ kommt (< künt u. a. m., „Deibel“ (Fr. Wilh. I.: „deuffel, teuffel“).

An m. 1. Sekundäre Rundungen „ölwe, zwölwe“ s. § 6, 2, nō aus nee nein, als Ausdruck gewisser Gemütsstimmung. — Däsch, Fäsch, § 8; Bärne § 8.

An m. 2. Die obs. Formen „heept leben“ usw. (nd. „höft, (ge)löwen“; schriftsprachlich in Berlin im 16. Jahrhundert wie obs. „heupt“ Haupt, „glauben“ „leufen“), die man dem Obs. immer als besonders fehlerhaft vorwarf, sind berlinisch früh durch Neubildungen im Anschluß an hd. glauben usw.*) ersetzt: globen (glōbꝛ), kofen; „Hobman“ Hauptmann Fr. I, Fr. W. I. „gofeln, kofeln“.

Um der Übersichtlichkeit halber, um das Nachschlagen zu erleichtern, behalten wir im folgenden die übliche Einteilung nach den einzelnen Lauten bei, ohne uns jedoch ganz streng logisch grammatisch zu binden.

§ 4. a. I. Kurzes ä nur in geschlossener Silbe: „wat, kan (kann), machen, Salz, Balch, Hapmpapm“. In „Dächt“ Docht ist die alte Form (Docht ist erst aus Dächt entstanden) lange bewahrt. Nur so ist die Antwort: „Dochte sind keine Lichte“ zu verstehen. „Ik dachte“ — „Dachte sind keene Lichte“.

Ia. In minderbetonten Wörtern, „denn, wenn, det (des), derf“ war ä schon in mnd. Zeit geschwächt zu e (Kap. III, § 1).

wēn wann, wēnēr wann, den denn, dann; ik deaf darf. Die Schriftsprache um 1600 schreibt auch „dorf“ oder „dörf“, nach der älteren Pluralform „dörven“. In allen diesen Entwicklungen geht die nd.-märkische mit der obs. Bildung gleich.

Zur Entstehung von „det“ das, vgl. Kap. III, § 1. Das Berlinische überträgt die abgeschwächte Vokalform auch auf die hd. Form des das, und zwar von Anfang an. Beispiele schon seit 1509. „Am sunabent nach Maria iber des gebirg“ (Mariä Heimsuchung, 2. Juli), schreibt 1537 der Berliner Melchior Funk. S. über det: des noch § 32.

Ib. „mānch“ (mēnc) manch, die alte Form mit Umlaut, die nd. Vokalismus bewahrte, ist in der neuesten Zeit aufgegeben.

Ic. ä im Vorton: „Kabolzschießen, Latal, Schasse, anzwee“ usw. s. § 16. Ein ähnliches Vorton:a steht auch in den klang-

*) Übrigens so auch in ostmitteldeutschen Dialekten.

malenden Wörtern, die starken Vokal in der Endsilbe haben: „Nadan, Kladderadatsch“ u. a. m.

2. a (a) < nebeatonig ær, ir: vâta, ôstan, eltan; dokta. In der Vorsilbe azêln erzâhlen; ver > va: varikt verrückt, vakôln, vaepeln, foppen. Ebenso r nach langem Vokal: ôan, Dhren s. § 26. Im enklitischen Fürwort: hâbta habt ihr (ir, ær > a), ik lach ma dôt (< mir), hâmwâ, haben wir (wir, wær > wa). Diese Entwicklung ist verhältnismäßig jung, einmal abhängig von der Geschichte des r überhaupt; dann aber ist auch mir (wir, dir) in der groben Sprache der Unterschichten erst verhältnismäßig spät für das lange in nd. Form bewahrte Fürwort (mi) eingetreten (§ 32).

Unm. Nur der hd. Schriftsprache Berlins gehörten im 16. Jahrhundert die obf. Formen „ich sal“ soll, „ab“ ob, „ader“ oder, an, die niemals Sprechformen waren.

§ 5. â. Das lange â ist in Berlin ein heller reiner Laut im Gegensatz sowohl zum Obf. wie zum Nd., wo â überall o-haltig (ô, qa usw.) ist. Es handelt sich hier also um eine Sonderentwicklung, und es gilt festzustellen, wie das berlinische helle â zu verstehen ist. E. Seelmann hat Nd. Jahrb. 34, 33 wohl als erster versucht, das helle Berliner â zu erklären, doch ist sein Hinweis aus chronologischen wie aus lautlichen Gründen nicht ausreichend. Die Erklärung hat in jedem Falle weiter zu greifen, auch wenn wir annehmen, daß die heutige hochsprachliche Forderung des hellen â aus vielfachen Gründen das Berliner â zugrunde legt:

Seit man überhaupt von einer nhd. Grammatik sprechen kann, d. h. seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, stellen auch die Grammatiker die allgemeine o-haltige Aussprache des a als falsch hin*): man weiß ja im 16. Jhd., daß das antike a anders klang, man kennt ein helles a auch im Französischen. Es entwickelt sich damals gerade aber auch ein solches â neu im Hd. durch die nhd. Dehnung aus dem ehemals kurzen ä > â in offener Silbe: „frôgen < frâgen“, aber „fâgen“ gedehnt < ursprünglichem ä (sâgen), stehen sich noch heute in manchen hd. Dialekten deutlich gegenüber.

*) J. B. bemerkt Slinger in seiner Grammatik 1573, daß zwar einige die Wörter Hal, Baum wie vol, boum aussprächen, „quod experti Germani non omnino approbant“.

Dieses *â* fordert die grammatische Theorie *), und wenn es in der Sprachentwicklung durchgedrungen ist, wenn es besonders in Norddeutschland durchgedrungen ist, so, weil man hier eine stärker theoretisch geregelte *hd.* Aussprache hat, weil hier die Grammatiker stärker bestimmte Ideale aufstellen können als im Hochdeutschen, wo die Sprache organisch geworden war. Das märkisch_{nd.} diphthongische *qa* (= *â, ä, ö*) war weder für das gehörte dunkle *â* noch für *ä* brauchbar; das übernommene *obf.* *â* war dunkel, *ä, ä* ihm gegenüber anscheinend hell**). So dringt, aus grammatisch-theoretischem Einfluß, gestützt durch den Unterschied in der Schreibung (*o: a*), *ä* vor. Dies *ä*, das also eigentlich nur künstlich geworden ist, ist auch das Berliner *â*.

â entspricht altem *â*: *âl* *Ual*; *ä*: *wāzən* *Wagen*, *hān* *Hahn*, *bāat* *Bart*, *f. o.* — *mān* (*Mahn*, *Mahnspielen*) *Mohn*, jetzt durch die schriftsprachliche Form *Mohn* verdrängt, hat mit dem *â* hier lange etwas Altes bewahrt. — „*läßen*“ (*mhd.* *lāzen*, *mnd.* *lāten*) gibt das lange *â* mehr und mehr zugunsten der *hd.* Kürze auf.

§ 6. e. I. Das Berl. besitzt einen kurzen *ê*-Laut, der offen ist, und einen langen *ê*-Laut, der geschlossen, wenn auch breit gebildet ist; schließlich noch einen reduzierten Laut *ə* in unbetonten Nebensilben. Damit deckt es die nach Herkunft wie Aussprache ursprünglich sehr verschiedenen e.

Das kurze offene *ê* steht z. B. in „*helfen*“ (altes *ê*); sehr breit und offen klingt es unter dem Einfluß eines folgenden *a*: *beac* *Berg*; *bettə* *Bett*, *welda* *Wälber* (alter und junger Umlaut), *lecha* *Löcher* (< *ö*). Langes *ê*: „*wenêr*“ *wann*; *šnê* *Schnee*, *štên* *Stein*; *zênə* *zehn*, *zähne*, *sên* *sehen*; *kêsə* *Käse*; *bêsə* *böse*, *kênič* *König*. Auch in *nêmm* *nehmen*, *stêln* *stehlen*, *f. u.* § 6, 4. Der geschlossene Laut in dieser letzten Gruppe ist ganz jung erst für den älteren offenen langen Laut (*â*) eingetreten.

ə in Nebensilben (*bə*, *jə*-) und im Auslaut. Auslautendes *ə* ist fest und deutlich, der Tendenz nach eher offen als eng. Es sind Laute mit eigener Qualität, nicht unter sich gleich, beeinflusst z. T.

*) Gottsched: *a* klingt wie das *lat., ital.* und *frz.* *a*, nicht aber wie das *engländische.*

***) Elajus kennt „*a clare*“ und „*a crasse et obscure*“.

durch die Tonverhältnisse wie durch die benachbarten Konsonanten: so wird die Deminutivendung *kan* oft zu *-kin* (häufig auch *kin* geschrieben).

Heynaß' Angabe, daß das auslautende *o* lang und geschlossen (scharf) sei, ist wohl, wie andere seiner Angaben zum *e*, eher den Forderungen der Schulsprache entnommen als aus der Volkssprache geschöpft.]

2. *ë*. I. In einigen Fällen hat das Berl. *e* > *ö* gerundet: *z w ö l w e*, allgemein *hd.* Entwicklung *zwölf* < *zwelf*); danach ist *ö l w e* gebildet (so schon bei Fr. II.). — *fr ö m d e* (Kap. III § 4) lebt in der Schriftsprache noch des 18. Jhd. durchaus; es war die im Nd. allein gebräuchliche Ablautform zu „fremde“, war aber in Berlin schriftsprachlich wohl dadurch geschützt, daß es auch obs. Schreibform (Luther) war. — II. Nd. Formen sind in älterer Sprache die ganz groben *Minsch*, auch *Hinne* (nd. *minsche*). Fr. Wilh. I. hat auch das *pd.* *gistern* *gestern* noch. — Auch *Letter*, *Emmer*, *Leiter*, *Eimer*, *Klenner* *kleiner* könnte man an nd. „*ledder*, *Emmer*, *klenner*“ *kleiner* (mit Kürzung vor *r*) anschließen. Die Formen sind aber auch obs. und wohl daher in Berlin befestigt (Albrecht, Leipziger Mundart: „*Emmer*, *Letter*, *ledder*, *glenner*“); sie gehörten auch der berlinischen Schriftsprache an: „*Letterbäume*“ Zollrolle 1734. Doch gelten sie Ende des 18. Jhd. schon als auszumerkende Lokalförmern (s. Heinsius' Verzeichnis) S. 122 f. A.

§ 7. *ê*. Im *ê* sind mehrere Laute verschiedenen Ursprungs zusammengelallen, wie durch die Beispiele § 6, 1. angedeutet ist: 1. alte *hd.* wie nd. *ê*: *sêr(e)* *sehr*, *šnê* *Schnee*, dazu die verbale analoge Neubildung *šnêan* *schneen* statt *šneian* (*geschneet* *geschneit*, Heynaß, Briefe 1771). 2. md.:obs., nd. *ê*, *hd.* *ei*: *nê* *nein*, *klên*, *arbêt* („*verarbeiten*“ schreibt auch Peucker, 17. Jhd.) *ên*, *štên*, *hêbân*; die Endung *-hêt*, *kêt*: *Jâmênhêt*, *Wênichkêt*. Dagegen heißt es stets „*Jeist*, *heilich*“ in Wörtern, die wie diese vornehmlich aus der Hochsprache, in diesem Falle der Kirchensprache, aufgenommen sind. Ferner 3. die Kontraktionen *zên*, *sên* (*zehn*, *sehen*, mhd. *zehen*, *sehen*, nd. *tein*, *sien*), 4. Umlaut von *â*: *Kêsâ*, *nêma* *nähme*, 5. *jêbm*, *nêmm*, *er fêat*, d. i. die in frühneuhochdeutscher Zeit gedehnten *ê*, *ä* (mhd. *gêben*), 6. *entrundete* *ô*, *ö*: *bêse*, *schêne*, *Kênich*, 7. *ê* in Fremdwörtern: *Tê* *See*.

Zu 2: Die Frage, ob ê (hd. ei) aus dem Dmd. oder aus dem Md. stammt, beantwortet sich nach der Tabelle S. 77. Dort zeigte sich, daß das Berl. in allen Stücken lautlich vom Dmd. abhängt, nd. Bestandteile nur noch als Einzelentlehnungen im Wortschatz hat. Ferner zeigten sich alle Wörter (neben dem zweideutigen ê, ô) durch ihren Konsonantismus eindeutig hd., nicht nd.: heßen, nicht heten (heißen). — Die ältere Schreibung scheidet im allgemeinen erstaunlich gut, Ausweichungen und Fehler nach der Aussprache sind verhältnismäßig selten; „Seler“ Seiler liest man wohl im 16. Jhd., aber doch nur vereinzelt. — „kener, gelehse“ Geleise, „hof Meesters“ schreibt gelegentlich Fr. Wilh. I., der im ganzen hier viel weniger Schwierigkeiten hat als bei den Konsonanten, obwohl hier nicht wie bei au/o das französische Verhältnis stützen konnte. —

Zu 5: Jung ist die Aussprache des geschlossenen e in der Gruppe 5, nēmen, lēsen, d. h. da, wo ein altes, in offener Silbe durch „frühneu- hochdeutsche Dehnung“ gelängtes ē zugrunde lag, das md. zu einem offenen ē (ä) geworden war. Diesen offenen Laut hat auch das Berlinische zunächst gesprochen. Für Brandenburg ist noch 1875 der Stand angegeben: „fägt, Bāsen, sāhen, Sāgen, ār, Fārd, Ire“ (Erde) usw. Diese städtisch-märkische, in erster Reihe berl. Aussprache ist bei Heynaß in ausführlichen Beispieltreihen festgelegt*), §. B. spricht er „lebt, ernähren“ (mhd. lēben, nērn) mit offenem e (ä): also „läbt“. Er scheidet „Meer“ und „Seele“**) in der Aussprache (wie mhd. mēr : sēle). Heinsius spricht „läsen“, aber „gehen“ (mhd. lēsen : gēn). Offen und lang, also ä, spricht man damals auch e vor r, rd, rt, rs: „scheren, Herd, Erdwurm, Schwert“. Vgl. dazu noch die Brandenburger Formen „Fārd, Ire“, Pferd, Erde. In allen diesen Fällen spricht Berlin heut geschlossenes ê. Fragt man nach der Zeit des Lautwandels, so muß man den Beginn (der Abschluß der allmählichen Entwicklung ist beträchtlich später, im Laufe des 19. Jhd.) doch mindestens in die zweite Hälfte des

*) Im märkischen Md. galt für hd. ä : ê, für ê in offener Silbe ein Diphthong eä.

**) Ähnliche Angaben macht für die Mark Grabow 1875 (Herrigs Arch. 54, 381 ff.) Er scheidet „scheren“ mit offenem e (ä) von „Schere“ mit geschlossenem e. Dffnes e in lehnēn (so auch Heynaß), fegen, Meer usw.

18. Jhd. legen. Jedenfalls werden auch die einzelnen Gruppen und die einzelnen Wörter nicht gleichzeitig getroffen. Heynaß' Angaben scheinen zuweilen die konservativ gerichteten Forderungen des Lehrers zu sein, über die die Lokalaussprache doch z. T. schon hinweggeschritten war, so auch, wenn er z. B. das alte lg. *ê* in „wäre, nähme“ der Schreibung gemäß mit der Aussprache *ä* angibt *). Beinahe gleichzeitig schon weist J. G. Richter 1784 in seinen „Kritischen Anmerkungen zu Adelungs Grammatik“ auf die norddeutsche Aussprache des *ä* : *e* im Konjunktiv, „were“, nicht „wäre“. Ebenso ist bei Richter das gedehnte *ê* (mhd. *ë*) schon vielfach (außer in bestimmten Verbindungen, „bäten, läsen“ betonte Fürwörter³⁾) als geschlossnes *ê* bezeichnet, z. B. in „Meer, sehen“ (nd. *sên*), „reden, entbehren“, auch (das alte *ê*) in „erste“ und vielen andern Wörtern, in denen Heynaß *ä* wünschte. Wenn Richter angibt, daß auch viele Obersachsen „neren, neme, Träne“ (nähren, nähme, Träne) mit geschlossenem *ê* sprechen, so weiß freilich auch Heynaß das wohl, und die Sachlage ist doch auch für ihn schon so, daß er in Wörtern wie „dehnen, edel“ u. a. m. *ê* nicht mehr als falsch erklären will, auch wenn er selbst *ä* vorzieht. Die Aussprache des *e* : *ä* war eben hier im Norden nicht eindeutig geregelt, nicht einfach gegeben, weil die Sprache nicht auf diesem Boden selbst gewachsen war, weil die übernommenen Sprachformen in den Dialekten untereinander und von der Orthographie abwichen, theoretische Forderungen bei ungenügender Kenntnis der Herkunft dagegenstanden. Die Orthographie half nicht, Unsicherheit herrscht, die allmählich der mündliche Ausgleich glättet: Das lange *ê* war für

*) Vgl. außer den obengenannten Arbeiten von Heynaß: Fr. Neumann, Gesch. d. nhd. Reimes, Berlin 1920, und namentlich die Abhandlungen von Critschler und Zellinek, P. B. Beiträge 38, 398 ff., 40, 235 ff. Doch sind bei Heynaß, was Zellinek wohl erkennt, die wirkliche Aussprache und die theoretischen Forderungen der Schulsprache nicht immer auseinandergehalten. Die Angabe offener Länge in „wäre, nähme“ und andern Konjunktiven ist rein theoretische Forderung im Anschluß an die Schreibung oder aus grammatischen Erwägungen, wie man (ich erinnere mich dessen aus meiner Schulzeit) in Berliner Schulen immer wieder früher verlangte, daß geschriebenes *ä* als solches gesprochen würde, was dem Berliner durchaus entgegen ist. J. G. Richter hat dies auch in seinen Anmerkungen zurückgewiesen. Vgl. oben im Text.

den Norddeutschen an sich, als Einzellaute gefaßt, ein geschlossnes. Daher drang dieses allmählich in alle ê-Stellungen. Ubrigens ist der Sieg desselben, wie die Zitate zeigen, auch von der obs. Richtung her gestützt. Von der Seite der Schreibung rüttelt z. B. der märkische Grammatiker Stosch ausdrücklich am Bau (Kl. Beitr. II, 158) 1780: „Wir schreiben Meer, Heer, Speer, Deere, und doch sprechen viele diese Wörter, als ob sie mit einem ä geschrieben wären, da man doch billig ein sehr langes e sollte hören lassen wie in See, Klee“.

§ 8. i. Kurzes i (< i) wird ziemlich offen gesprochen, „in, bin, Kind“. Heynaß verwirft die Aussprache „schlemm“ vor Nasal; sie neigte hier wohl zum überoffnen Laute. 2. i durch Entrundung aus ü: „Schippe, kimm, Strippe, Knippel, knippen“. 3. < i: „kriecht“.

i lang geschlossen, das obs. i, das 1. aus mhd. ie entstanden war: jîßen (mhd. giezen) 2. mhd. kurz i in offner Silbe gedehnt: Wise Wiese, jeschriben (jesriben) geschrieben. 3. entrundet < ü, üe: „müde“ müde, „Füße“ Füße, „Dire“ Tür, ebenso in nd. und andern Lehnwörtern: nd. üe: „Bile“ < „büele“ Kind „pik (fein) < pük“. 4. i in Lehnwörtern „Pipe“ (nd.); frz. i: „Pik; ne Pike uf een'n haben, Budike, Musike“.

Dagegen war mhd. i im Obs. zu ei (ae) diphthongiert und ist ins Berlinische als Diphthong aufgenommen, § 13.

1. Nach norddeutscher Art ist vielfach kurzes i im einsilbigen Wort geblieben (s. o. § 2, 2), wo durch hd. Dehnung in den mehrsilbigen Formen i entstand. Schmiede (smida) aber Schmied (smit). „Glitt“ wird etwa 1770 angegeben, ist heute doch schon allgmein durch jlit Glied ersetzt; die hochsprachlichen Formen dringen vor. Aber kriecht, list usw. s. § 33.

1a. i neigt stark zur Labialisierung, i > ü, neben einem gerundeten Konsonanten. „ümmer“ immer (gewöhnliche Form bei Fr. W. I.) s. Kap. III § 5; schon nd. entwickelt, traf sich die Form mit der omd. — Bis in das 16. Jhd. zurück läßt sich auch die Neigung zur Rundung neben s verfolgen: „vüsch“ Fisch, dann „Düsch“ Tisch, „Düsher“, wie noch jetzt in märkischen Mundarten *)

*) Aber auch bei Luther: ümmer, erwüsch, glümmet usw.

nachweisbar. — Vor allem zu erwähnen ist die Entwicklung -ür- < -ir- vor Konsonant: „Kürsche, Bürne, Hürsch“. Bei Trachsel 1873, Graupe 1879 sind „Kürche, Kürsche, Hürsch, Schürm, Bürne, Zwürn, nürjends“ verzeichnet. Heute sind die Formen zwar zurückgetreten, aber selbst aus der höheren Umgangssprache nicht ganz geschwunden: „Fürstje“ Pfirsiche; „Fürsch, Bürn“ liest man noch häufig an den Obstwagen. Diese Aussprache ist alt: „Würkner Lattenbaum“ (Birken) in einer Holzordnung für die Neumark, 16. Jahrhundert (zwar nicht für Berlin, sondern für die Sprache der Regierungskanzlei aussagend). Fr. II. schreibt „Du Würst“; „Pürsch-Jäger, Pirsch-Jungen“ schreibt Ende des 18. Jahrhunderts König; Heynaß verwirft 1770 „wür“ für „wird und wir“; „würlich“. Ähnliches finden wir auch in den benachbarten Gebieten*). Das Gewöhnliche ist freilich bei den hd. Nachbarn nicht -ür-, sondern -er (daher z. B. auch die „Perjemite, Perchtemite“ Pyramide, Weihnachtspyramide), ebenso im Niederdeutschen, aus dem Berlin nur -er- übernehmen konnte, „Kerke“ Kirche, „Bere“ Birne. — Die Entwicklung ir > ür gehört in frühe Zeit; das zeigen schon die Beispiele, das ergibt sich wohl auch daraus, daß sie Zungen-r voraussetzt, das im 18. Jahrhundert (§ 26) vom Zäpfchen-r in Berlin abgelöst wurde. Mit W. v. Unwerth, Die schlesische Mundart, S. 13, wird man an Reduktion des i durch Verlegung des Silbengipfels auf das r denken; dies reduzierte i wurde, zumal in Nachbarschaft von š, w, b, d. i. Konsonanten, die Rundung begünstigen, zu ü.

Es fragt sich nur, woher das i vor r, -ir-, überhaupt stammt. Wahrscheinlich liegt hier einer der Fälle vor, wo das allzu grob dialektisch empfundene -er (genau so wie obs. -or für -ur, Torn, Turm, das Berlin auch nicht aufgenommen hat, oder wie jleben: jlöben u. v. a.) der Kritik zum Opfer fiel, die (§ 3) jlöben, Würsch mit -ur- u. a. m. durchsetzte, ebenso auch das schriftliche -ir-.

Wechsel zwischen -er- und -ir-, -ür- (Frisch: „Wersfohl, Würsing, Würsching“) zeigt der Wirsi(n)gfohl (in anderen Gegenden Savoperfohl) wohl entsprechend der Aufnahme des ursprünglich romanischen Wortes. „Wersich Kohl“ wird im

*) Im Magdeburgischen Wegener, Magd. Geschichtsbll. XIII, 23, Hürsch, wirklich, wurt; Löwe, Md. Jb. 14. Im Obs. Francke, Der obs. Dialekt S. 35 (würd). Auch Luther schrieb gelegentlich würt, beschürmen (Francke, Grundzüge der Schriftspr. Ls. I, § 9).

Intelligenzblatt 1739 angeboten*). Neben „Werschohl: Wärschohl, Wirsching: tohl“. „Des is mir Wärschohl“ (Glasbrenner).

1b I in „widder, velle, Dinstach“ s. § 2. — Berl. „in“ entspricht hd. „in“ und „ein“ (hinein) < in; ebenso „rin“ hinein, hersein: inspung < „inspunden“ einsperren.

„herringeführet“ (Fr. Wilh. I.), „ingenommen“; „wohr ich meine Handt Selber darin Thun kan“, in die ich meine Handgelber tun kann (Fr. II.).

Gelegentlich falsche, mißverständene Nebenformen, wie „eenpeekeln“ (Trachsel) neben „inpeekeln“ erklären sich durch Verwechslung von ein < in, das dem Nd. fremd war, mit ein, nd. een. Sie finden sich auch nur da, wo die Sprachform nicht sicher beherrscht wird.

§ 9. o. Kurzes ö ist offen: „Zolt (Gold), ofte, noch, doch“; besonders offen klingt ö neben a: „moajen“. Im 18. Jhd. erschien dies offene ö einem md. Beobachter hell: man (Beitr. zu e. Crit. Hist. d. d. Sprache 1732) behauptet, der Märker spräche: „olle oire Sarge werfet uf den Herren, denn er sarget für oich“.

In „oll(e)“ alt ist die nd. Form (Kap. III S. 45) als Einzelentlehnung übernommen, während alle entsprechenden nd. Wörter (holden, Solt) hochdeutschen Formen (halten, Salz) gewichen sind.

Worttoniges ö in Fremdwörtern > a: „Schassée“ s. § 4. Geilängstes ö vor (rd) rt: Wohrt, fohrt, s. o. § 2 Anm. 1.

§ 10. Langes ö entspricht 1. dem obf. ô, nd. ô; mhd. ou oder ô: Mhd. loufen, ouch, lös: obf., berl. losen, ooch, los (nd. lopen, of, los); 2. dem hd. ö, das in neuhochdeutscher Dehnung in offener Silbe < o gelangt ist (mhd. ö): söle Sohle, köle Kohle; 3. Hd. Neuentwicklungen aus â: Mond, Montag, Wohn (§ 5), Dacht neben Docht § 4.

Im 16. Jhd. bringt das Nebeneinander der Sprechform mit o, die doch bald o, bald au zu schreiben ist (für „losen“ wird „laufen“ geschrieben, trotz dagegen mit o) manche Unsicherheit, daher findet sich gelegentlich ein umgekehrtes „hauch“ (1516) für hoch. Er:

*) Heynaß kennt neben der Hochform Wirschohl: Werschohl, Werschohl, Werschtohl, Wersing. Hier ist die -i- (ür)-Form deutlich als die hochsprachliche geföhlt, die dann aber auch in die Volkssprache drang.

staunlich schnell lernt man scheiden. Auch in den Fürstenbriefen sind die Entgleisungen verhältnismäßig gering. Um 1665 schreibt der 10jährige Kurprinz Karl Emil „koffen“, aus seines Bruders, Fr. I., Briefen zitierten wir oben „rochen“, selbst bei Fr. Wilh. I. halten sich die Ausweichungen in engen Grenzen, „Hobmann“, minderbetonter „urlob“ u. dgl., umgekehrt „freulig“, d. i. fröhlich. „Bohm, böhme“ fanden wir bei dem jungen Fr. II. Die französische Periode erleichtert an sich die Orthographie au/o, da ja hier das gleiche Sprech- und Schreibverhältnis war. Andererseits versteht man, daß Fr. II. in Namen wieder umgekehrt entgleist, etwa Girau statt Giro.

1. ô in jlôbm, Höpt (Hoptsache, nd. höft) im Unterschied von obf. Heebt usw. war oben § 3 erklärt. Die Schriftsprache des 16. Jahrhunderts schreibt oft in obf. Weise „heupt, gleuben“ wie „keufen“.

2. Dagegen herrscht im 16., 17., 18. und auch noch 19. Jahrhundert ein buntes Durcheinander in bezug auf die slavische und die deutsche Ortsnameneindung *ow(e)*: Spandow(e), Spando, Zeltau, Desso usw. Verschiedene Strömungen wirken mitz und gegeneinander, neben der volkstümlichen die gelehrte; neben gewissen Sprachentwicklungen die archaisierende Neigung, die an alten Namensformen festhielt; neben den slavischen Namen auf *ow* auch die auf *slaw*, das zu *au* (Breslau) geworden war, und die deutschen Namen auf *ouwe*, *au*. Hierzu kommt bei den französischen geschulten die Gleichwertigkeit von *au* und *o*, Dessau oder Desso (Fr. Wilh. I.) ist ihnen gleich, schließlich scheint auch die volkssprachliche Entwicklung nicht einheitlich gewesen zu sein, teils Schwund des *w*, teils (wohl namentlich da, wo die Wortform in Inlautstellung vorkam) schließt sich die Endung an die deutsche Gruppe *o(u)w* > *au*: *houwen* > *hauen*. *Pandaum* schreibt der Berliner Stadtschreiber H. Heng 1543. Der märkische Chronist Angelus im 16. Jahrhundert schreibt *Jerichaw*, *Quigaw*, *Rathenaw*. Das mögen schriftliche Formen (doch vgl. neben dem Städtenamen *Rathenow* den Familiennamen *Rathenau*) sein, sie konnten aber fest werden in so häufig in Berlin gebrauchten Wörtern wie *Spandauer*, *Stralauer Straße*, *Tor*, zunächst in Inlautentwicklung, *Spandau*, *Stralau*, aber *Treptow*, das noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts eine kleine Siedlung war. „*Spandausche Straße*,

Strahlausches Tor, Stralauer Straße", aber „Trepow“ findet man im Intelligenzblatt 1739; in einer anderen Nummer allerdings daneben „Kirche zu Strahlow, Stralowsche Straße, Spandowsche Thor“. Die Doppelentwicklung geht aus der unten angezogenen Stelle bei Frisch hervor. Trotz Stralau im 18. Jahrhundert bleibt aber noch im 19. Jahrhundert Stralow, Spandow wie Prenzlau die gewöhnliche*) Form. So schreiben die märkischen Historiker, so schreibt Jul. v. Voß seinen „Strahlower Fischzug“, schreibt Glasbrenner „Strahlow, Spandow“ und „Spandau“, es ist da mit beiden Aussprachen zu rechnen. Jedenfalls wird die Aussprache Stralow auch bezeugt in dem von Brendicke a. a. D. S. 176 überlieferten Reim: „Schorsteensejer, Klinkendreejer, Uffjehangen, Wiederjefangen, Hoho! Nach Stralow!“ Heynaß kann nur die Angabe machen (S. 73), daß man aus dem Gebrauch lerne, ob Ortsnamen „au“ oder „ow“ haben, „doch werden schon verschiedene mit au geschrieben, die eigentlich ow haben sollten, z. B. Besekau, Güstrow (d. i. heute Beeskow, Güstrow), Hanau, Krakau, Storkau (d. i. heute Storkow), Warschau.“ Gelehrte Darlegungen, historisch-konservierende Neigungen haben wohl zur schriftlichen Bewahrung von *ow* beigetragen, wie die von Frisch 1723 in seiner Bearbeitung von Bödikers Grammatik, der „ow“ empfiehlt „in allen Namen, die von der Slavonischen Sprache ins Deutsche gekommen“ (und nicht wie Breslau, Prenzlau auf „slaw“ zurückzuführen sind) „und noch nicht wirklich in au verwandelt sind, sondern noch als o oder ow lauten, als Solnow, Trepow, Boberow, Besekow . . .“ Die festgelegte Schriftform wird aber bei Ortsnamen stets maßgebend für die Aussprache.

Die Entwicklung von „Krögel < Kröuwel“ s. § 23.

§ 11. u. 1. Kurzes ü: „uf“ auf, „Funt“ Pfund, „Puckel, buddeln, Pülle“; wuast, duast. ü vor as ist sehr offen, immerhin aber haben wir u, nicht o wie im Nd. und Dbs.⁴⁾ Schon in § 8 war das -ur mit -ir zusammengestellt.

Ein kurzes ü steht, anscheinend gegen den nhd. Gebrauch, der kurzen Vokal in offener Silbe nicht kennt, in einer Anzahl berlinischer Wörter nüseln, püseln, müjeln usw., auch züchich. Diese

*) Wohl offiziell festgehaltene oder hergestellte Form.

Stellung des ü ist oben § 2, 2C als sekundär dargelegt: die offene Silbe ist erst jung entstanden, nach berlinischer Lautregel (§ 24) wurde älteres müscheln > müjeln.

u in „junt“ ging, „hunt“ hand, f. § 33, 3a. — „fufzēhn, fufzn, fuffēhn, fuffich“, 15, 50, die nach Heynaß' Zeugnis damals die Berl. Allgemeinformen waren, sind so aus dem Obf. übernommen (Albrecht, Wb. d. Leipziger Mundart: „fuffſ'g, fuffzn“). — „uf“ im Gegensatz zu hd. „auf“ < ûf ist dialektisch-omd. Form, die nicht zu „auf“ werden konnte, weil ihr u schon vor der Zeit der nhd. Diphthongierung gekürzt war. „uf“ ist im 16. Jhd. auch Schriftform: „dem bader uffm Kröwel“ (Badestube auf dem Krögel) 1590, „vffsage“ Kündigung 1593. — Das heute allein gebräuchliche „um“ ist erst jung aus der Hochsprache vorgebrungen. Früher brauchte man die (omd. wie nd.) Form „üm“ mit Umlaut.

2. Bemerkenswert ist oder war die enge Berührung von -ür- und -ur-*): „Fürm“ und „Turm“, „Würm“ und „Wurm“, „Kürste, Kurste“ (Kruste), „Würmel“ neben „Murmel“**). Sie ergab sich erst durch die Ersetzung des nd., omd. -or- (Torm) durch hd. zur. Sie ist, wie die in § 8 besprochene Gruppe ir/ür beeinflusst durch die Zungenstellung des r, die auf die Hinterzungenstellung des u einwirkt. Es entsteht wohl ein Mittellaut, der bald dem ü, bald dem u näher scheint.

§ 12. û Das lange û ist ein geschlossener Laut: „Blut“ (mhd. bluot) „Jugend“ (mhd. jugent; û durch nhd. Dehnung des ü). Dagegen wurde das alte mhd. û > au. Nd. u in nd. Wörtern: „Rute (Willkute)“. „juchen“ gibt den Klang (juch) wieder (hd. jauchzen; vgl. „knutschen“ und „knautschen“). Fremdwörter: „Budike“, „Musike“, doch ist hier û im Vorton auch wohl gekürzt. („Mausike“ ist scherzhafte Einsetzung des hd. au für u.)

1. Ohne Umlaut düster, im Ablaut (altem Vokalwechsel) zu „düster“. Auch der „Frunewald“ ist hier zu erwähnen. Bremer,

*) Auch sonst im hd. Märktchen. Brandenburg: „Bunnen, Kuschen, Schurm, Kirche, Wuttenschaft, Schurze, et sturmt; Wurzeln, kirz“ (Birnen, Kirschen, Schirm, Kirche, Wirtschaft, Schürze, es stürmt; Wurzeln, kurz). — Neumärktisch (3fd. Mundarten 1901 S. 138) „kurre“, d. i. aus dem hd. entlehntes „fürre, firre“.

***) Daneben „Mermel“. Doch ist die Form „Murmel“ die gewöhnlichste.

Deutsche Lautlehre, S. 8, gibt an: „Von ihrer ndl. Heimat her haben die Berliner das nicht umgelaufete u ihres Grunewald mitgenommen.“ Er denkt an ndl. groen (spr. hrun, ohne Umlaut) grün. Die Darlegungen in Kap. II haben gezeigt, daß solche ndl. Spuren aus der Siedlungszeit fraglich sind. Hier kann derartige gar nicht in Betracht kommen, weil „Grunewald“ kein alter Name ist. Bis tief in die Neuzeit hinein heißt der Wald Teltowische Heide bzw. Unterteilungen. Der neue Name haftet zunächst an dem im 16. Jhd. erbauten Jagdhaus zum grünen Walde und seiner allernächsten Umgebung, die wohl durch grünen (frischen) Laubholzbestand vor der Kiefernheide ausgezeichnet war, und wird von da aus erst allmählich auf den Wald, den es beherrscht, übernommen. Z. B. 1698: „unser hauß Grunewaldt und der Schweinegarttenn auff der Teltowischen Heide (MfGB. 42, 98). Natürlich sprach man auch „Grünenwald“, nicht „grunen“. Die alte Inschrift über dem Eingang nennt das Haus „Grünenwald“. Vgl. Peuckers Bitte an den Kurfürsten „Um eine wilde Sau auf der Jagt beym Grünen Walde am 12. December 1671“*) und er dankt nach Empfang: „Es ward mir eine Dack Auf Churfürstlich Geheiß nechst von der Jagt gegeben, die sich beym Grünenwald im Winter must erheben.“ (Man beachte auch, daß er beim, nicht im Grünenwald sagt.) Grünenwald, Grunenwald > Grunewald durch die gleiche Dissimilation der beiden n, durch die z. B. Schönenberg > Schöneberg wurde**). Im Kanzleibrauch des 16. und 17. Jahrhunderts bleibt (s. die obigen Beispiele) der Umlaut schriftlich häufig unbezeichnet. „Grunewald“ wurde so kanzlistisch fest, wie mancher vom Katasterbeamten festgelegte Ortsname heute offiziell geworden ist, um so mehr, als die lebende Volkssprache den Wald selbst ja sehr lange anders benannte. Grunewald ist also kein alter im Volke fortlebender, sondern zunächst ein erklüßter gebräuchter Name, der in der Kanzleiform weiter übernommen ist⁶).

Diphthonge: § 13. ei (spr. ae). ei (ae, ai) entstand hd. durch Diphthongierung < mhd. i (nd. i). „ireifen“ (mhd. grifen,

*) Gedruckt in seiner „Wohllingenden Paute“.

***) Z. B. weist Joh. Georg seinen Rentmeister 1593 an, Gelder zum „Bau zum Grunenwaldt“ zu verwenden. MfGB. 42, 97.

nd. gripen), dreiben (mhd. triben, nd. driven), „mein“ usw. Als Diphthong war der Laut schon ins Berlinische übernommen. Ob von Anfang an genau die heutige Lautform da war, wird nicht leicht festzustellen sein; wahrscheinlich schloß sich ei in der Aussprache an die nd. ei-Laute, wie sie in eyer, Meideborch (Magdeburg, Kap. III, § 6) lebten. Im 18. Jhd. war jedenfalls die Aussprache dieselbe wie heut, mit einsetzendem a, da die Grammatiker (Heynaß) die märkische Aussprache ai, nicht ei, hervorheben. Auch der Wortwurf, die Märker sprächen oi für ei, den die Grammatiker zu widerlegen suchen, weist eher auf Aussprache ai, ae als ei.

In wenigen Fällen entspricht ei lautlich hd. ei: „Ei“. „heilich, Zeist“ s. § 7.

§ 14. Entsprechend dem ei < î war im Hd. au < û entwickelt, d. i. berl. „Haus, dausent, saufen“. „üf“ ist durch frühe Kürzung der Diphthongierung entzogen, § 12. — Dagegen entspricht dem mhd. ou: omd., berl., nd. ô: „lofen“. Hd. saufen < süfen, laufen < loufen: obs.-berl. saufen, lofen, s. dazu § 10.

Anm. Charakteristisch ist das omd. „nau“ (Raumburg) neu < md. nuwe für obd. niuwe. Die ältesten hd. berl. Schreiber schreiben auch nach dieser Art „nauwe“ neu, „auer“ euer usw. Doch ist diese grob dialektische Form früh wieder abgestoßen worden (soweit sie nicht wie z. B. in „Knäul“ Knäul hochsprachlich geworden ist). — „schauern, uffschauern, Schauerlappen“: Berlin hat abweichend vom Hd. die umlautlose Nebenform durchgeführt, die für das Mndl. und Mnd. durch die englische und dänische Entlehnung, engl. scour, dän. skure, gesichert ist.

§ 15. Omd.-berl. eu, entrundet ei, < mhd. ü (iu): „deuer, deier“ mhd. tiure. Schriftdeutschem „Häuser“ (äu < ü) „Bäume“ (äu < öu) entspricht berl. Häuser: heisa, aber Bäume: bêmə. Dieser Unterschied ist aus dem nhd. Vokalismus (in beiden Fällen äu) nicht zu gewinnen, auch nicht vom Nd. aus, das „hüser (hiser) böme (beme)“ hat. Dagegen deutet er sich wieder mit der obs. Verteilung.

§ 16. Nebensilben. Aus der Art der Tonverteilung, aus dem Tempo der Rede, vor allem daraus, daß das Berlinische eine mündliche Sprachform ist, ohne die fest erhaltenden Tendenzen der Schriftsprache, eine Sprechform, in der Neuzeit namentlich der

unteren Kreise, denen von oben her nicht eine konservierende Kraft, vielmehr Zersetzung entgegentritt, erklärt sich die Reduktion nebenstöniger Silben. Nebentonig, unbetont kann im Wortgefüge eine Silbe, im Satzzusammenhang ein Wort sein (häbit habe ich, biste, jüt n Däch > jün Däch).

1. *hd.* volle Vokale: -in (vgl. § 1): Frau Schulzen < Schulzin. Eine Zeitungsnotiz 1739 spricht von der „Eigentümern dieses Hauses“, nach einer anderen Anzeige 1739 bekommt man „Cammer Mägdchens“ durch die „Gesinde-Mädlerin Holzschulin, deren gewesenen Schiffern ihre Tochter“. — -isch: tiätsch, politisch, katoolsch, franzeesch < älterem französisch (so, ohne s). — Andere Endungen: Willam, Paster (pasta, bein pasta jehn, pastaundo Konfirmandenstunde), Konditer, Kanditer, Dokter s. § 26.

Entsprechend wird das enklitische, angefügte, Wörtchen behandelt: mitte mit die, häk < hab ik („Det haak ja jleich jesaacht“), wëak werde ich, ik wëat werde es; biste, wëste (a er, ihr, wa wir s. § 4, 26); wat wilstj haam, was willst du denn haben usw.

Eine volle, schwere, betonte Endsilbe war auch *ler*, *ner* (mit offenem e: ä), Wagneer (Wahnêa), Erkneer*); Kableern nennt Glasbrenners Markthöckerin ihre Kollegin, Mächleer. Es ist der Betonungsweise und Quantität nach die *nd.* Form, die aber auch auf junge Neubildungen „Dischleer (:Discher)“ übertragen ist. Bekannt ist der Reim, mit dem das Tabakhaus F. W. Ermeler seine Ware anpries: „Wo kommt der beste Tabak her? Von Berlin, vom Hause Ermelér“ (oder: „von F. W. Ermelér“). Erst ganz neuerdings ist die *hd.* Form vorgezogen. Doch haben schon die Grammatiker des 18. Jhd. (Müdiger, Stofsch) die alte Form als provinziell getadelt, Heynaß forderte wenigstens im Singular Kürze, im Plural läßt er noch Länge zu. — Eine ähnliche Unterscheidung von Sing. und Plur. setzt er für die Endungen „-in, -isch, -ig, -lich“ an (vgl. -ich: -ije, demlich, demlize, § 35). — Auffallend sind bei Fr. Wilh. I. Schreibungen wie „unsehre, andehre, erstehre“. Der Volkssprache, die „unse (unse Vater)“ sagte, entsprechen sie kaum; wohl aber wäre es denkbar, daß die höhere Sprachform, die die Vollformen herstellte, der Mittelsilbe

*) Fontane, „Eccle“, Kap. III, läßt den Berliner „mit charakteristischer Betonung der letzten Silbe: Kelluér!“ rufen.

gerade im Gegensatz zur volkstümlichen Aussprache stärkeren Neben-
ton gab. Vgl. noch scherzhaft „mehrere“ mehrere. Nach Heynaß
wird e vor r wie in „andere, längere, ich meistere“ geschlossen ge-
sprochen.

2. Kurze Wortovokale erscheinen in unbestimmter Form
vielfach als ə oder a*): „Schaffee, Kafal, Kammode, Kabolz
schießen“, auch „Jaride, anzwee“. — er:, ver: > a, va s. § 4, 26.
va vertritt auch „vor“. — der-, da- < dar-: „verbei, vabei, derbei
dabei, damant, dadamant, daweiile“. — „verwahr (fürwahr, vor:
wahr) dadergegen“, Fr. Wilh. I. — Dunkler Vokal: in „Hurrjött,
Hurr(h)és!“ im Affekt. Vgl. oben § 11 die Aussprache ir: är,
ür: ur.

„ruf, rin, raus“ sind nicht erst berlin. < heruf usw. selbständig
entwickelt, sondern wohl schon in der Form „ruf“ oder „eruf“
(so obs. im 16. Jhd.) übernommen (§ 38, 3). „herrummer“ für
„rummer“ usw. sind wohl halbe Ungleichsformen an die Schrift-
sprache, ähnlich wie einspinnen für inspinnen.

3. Mittelsilben. „amesian, Kesteration, Pollezei, Polletik,
Bellejanzplatz, Heilechristausstellung“ (J. v. Voß). Auch mit vollem
Verlust: „Schoflade“; „aptequerrechnungen“ schreibt Friedrich II.,
„Pajraf“ Paragraph (1848), „Hallches Lor“ s. o. 1. „Meljon,
Riljon“ hört man auch in der gebildeten Umgangssprache**) als
eine Erleichterung der schweren Gruppe. Ähnlich erleichtert ist Bi-
blothek, Bibliothek Bibliothek. In „Baumaterialien“ wirkt zugleich
eine Art Metathese. Alle diese Erscheinungen sind nicht individuell
berlinisch, sondern allgemein verbreitet. Weithin findet sich auch
die Ersetzung die Gruppe -it-, ut- in Fremdwörtern durch ein
heimisches „ent“ oder ähnlich, z. B. „posentur“ Positur (1786),
„profentieren“ profitieren (Moritz), Depentierter, Depentaat
schreibt Glasbrenner usw. Danach auch die übrigens sehr ver-
breitete, nicht erst hier entstandene Form „rattentahl“ < radikal,
die ihre volksetymologische Umdeutung wohl erst später erhalten hat.

4. e in Endsilben: Das unbestimmte ə der Endung ən, ət
ist, wenn die umgebenden Konsonanten der gegenseitigen An-

*) Vgl. die ursprünglich nld. Entwicklungen Kantor, Gardine, Rattun <
contor, cortina, coton, ebenso Tabak < Tobák.

**) Im 18. Jhd. so auch gelegentlich geschrieben.

gleichung fähig sind, oft ganz geschwunden. Dieser Zustand war im Hd. wie im Nd. schon im Mittelalter erreicht. Gerade dieser Verfall der Endsilben hat zahlreiche flexivische Folgen gehabt, die schon in Kap. III angedeutet waren, in § 28 weiter ausgeführt sind: -tet: „Wat kost det“ (kostet), -ben > -bm, m: jê(b)m, geben, sîm sieben, jefaln gefallen, besteln. Dieser Aussprache gemäß schreibt z. B. Fr. W. I. gewöhnlich „mein lieben Successor“, d. i. meinen I. S., „vor ein (für einen) König in Preußen“, „ich halte sie vor schelm“ (d. i. schelmen), „in Zeitten von mein Vatter“, „geantwort“ usw. Wir haben in solchen Fällen, wo das n, m silbisch ist, nach üblicher Weise einen Punkt darunter gesetzt η η. Doch wird das silbische η oder das lange n*) im Satzzusammenhang vor angehängtem Pronomen vielfach zum einfachen n: „Wie meen Se det“, „nēmm nehmen, „neem Se mir det nich ibel“. Ebenso natürlich, wenn es in einer Nebensilbe steht: „rechen“ f. „rechenen“, „rechen“ f. rechnen. ə bleibt neben Konsonanten, denen n sich nicht angleichen kann: lējən, krijən; die Färbung ist leicht von der Umgebung beeinflusst.

5. ə vor Vokal ist ausgefallen: „habe it > habit, haat“, „sazit“ sage ich; „it wea“ werde. Andererseits gehört Berlin nicht zu den apokopierenden (d. h. das Endə ausstoßenden) Dialekten: auslautendes ə ist nicht nur im schriftsprachlichen Umfange erhalten, sondern darüber hinaus im Einklang mit dem Nd.: „Bahne, Spinde, Hemde**), Sticke“ (mhd. bane, hemedē, stücke, md. spinde), „Festichte, Düre, Dire“ (hatte Er die Thüre versperret, Abschiedebuch 1599), „Uhre“ (hora), auch „Musike“ wie omd. — 1681: „Den 28. April versoff Herrn Docter Schmidts Sohne in der Spree.“ Alle diese ə sind im Gegensatz zum Schriftdeutschen aus der alten Wortform beibehalten. Von hier aus dann weiter verbreitet auf Wörter, denen ə nicht eigentlich lautgesetzlich zukam, wie „Danke“.

Ebenso ist das ə in „feste, derbe, ofte, dicke, reene, scheene, sehre“ (er sei „sehre trunken gewesen“, Abschiedebuch 1600), „dichte, allene, vorne“ usw. alte Adjektiv-, bzw. Adverbendung und von da übertragen. „vulle“ ist < Dbs. übernommen.

*) Man versteht daher wohl die häufige Schreibung „Bürnn“ an Dbstwagen.

**) „Hemde“ gilt noch bei Heynaß als die bessere Form vor „Hemd“.

Im ganzen scheint gerade dieser der Schriftsprache gegenüber stark hervortretende, obwohl in der Hauptsache nur Altes festhaltende Ausgang sich dem berlinischen Sprachrhythmus gut einzufügen, der etwas lässig breiten, nur geringe Intervalle zulassenden Intonation. — In „*si m we, seze*“ (sechse) dagegen ist *ə* als Pluralendung zu werten. „*eene*“ danach, im Rhythmus des Zählens. — „*idē*“ (Heinsius: *iche* und *idē*) geht wohl kaum auf eine alte Form zurück — man hat ahd. *ihha*, egomet verglichen — sondern durch das häufige Mittel des längenden *ə* wird das Wort beschwert, nachdrücklicher. Ebenso „*dette*“ zu „*det*“, „*niche*“. In ähnlicher Weise, im Nachdruck bei Anruf, Anrede, entstanden die Namensformen „*Mare*, *Paule*“ usw. In der Emphase wohl auch die Verlängerung „*Fotte doch!*“

Konsonantische Erscheinungen.

Vorbemerkung (vgl. S. 50). Man unterscheidet Verschlußlaute, die dadurch entstehen, daß ein Verschluß in der Mundhöhle, gebildet durch Zunge, Zähne oder Lippen, geöffnet wird (*p, t, k, b, d*) und Reibelaute, bei denen kein voller Verschluß, nur eine Enge gebildet war, die Luft, die Ränder der Enge streifend, durch diese kleine Öffnung entweicht (*f, ch, j, w*). Schwingen bei Bildung der Laute die Stimmbänder mit, so sind sie stimmhaft (*b, d, j, z, w*), sonst stimmlos (*p, t, k, f*)*. Die stimmlosen Verschlußlaute (Tenues) werden norddeutsch so energisch eingesetzt, daß die heraufgetriebene Luft das zur Sprengung des Verschlusses nötige Quantum übersteigt, der nachströmende Hauch macht die Tenuis zur aspirierten (d. i. behauchte Verschlußlaute). Es ist hier also zwischen Media, dem stimmhaften Verschlußlaut, und Tenuis (*d : t, b : p*) ein deutlicher Unterschied, auch dann, wenn bei Bildung der Media, wie anlautend vielfach in Berlin, die Stimmbänder nicht von Anfang an, sondern erst bei Lösung des Verschlusses schwingen. Als Auslautsverhärtung bezeichnet man die allgemein im Deutschen verbreitete Aussprache, nach der ein inlautend stimmhafter Konsonant im Auslaut (und vor *s, t*) stimmlos gesprochen wird: *Landes : lant, Häuser : Haus, stöp : Staub, jébo : jip gib, jipt gibt, wéje : wêc (Weg), kriçt (kriçt) kriegt, dāzo : dah (Dach)* usw. Auch im Silbenauslaut: *hd. liplic (lieblich) : lieben, mëçlic**), (mëchlich) möglich*. Das gegen bleibt *b, d* bei jungem Ausfall des *e* in „*wablich, trüblich*“ für „*wabbeltich, trübbeltich*“, „*stüdrich, lödrich, schmüdrich (studderich, lodderich, schmuddeltich)*“.

Es ist hier ganz besonders noch einmal auf die Entstehung des Berlinischen (S. 77ff.) hinzuweisen, *hd. obf. Lautstand, nd. Lautbildung, das gibt die Laut-*

*) Hier genügt diese volkstümliche Erklärung.

***) Dies *ç* (*ch*) neben *e, i* ist nicht immer rein stimmlos. Man versteht, daß Dialektschriftsteller hier oft *j* für *ch* schreiben.

grundlage. S. 78 schon war die für das Verständnis des berlinischen Lautstandes grundlegende hochdeutsche Lautverschiebung besprochen worden: Dem nd. p, t, k entsprechen im Hd. pf, f, ff (p); z, s, ss; ch, k. Die verschiedene Verteilung der verschobenen Konsonanten, die je nach den Hemmungen, die ihnen dialektisch entgegenstanden, ganz oder nur teilweise überwunden wurden, kennzeichnet die einzelnen hd. Dialekte. Auch das Berlinische zeigt in seiner jüngeren, der eigentlich „berlinischen“, Form erst seit dem 16. Jhd., seit Aufgabe des Niederdeutschen, verschobene Laute: „schlafen“, nicht s(ch)lafen wie in nd. Zeit, „Wasser“ usw. Die Kombination des verschobenen Konsonantenstandes ergab sich oben S. 78ff. als identisch mit dem obs.Äthür., das der Berliner um 1500 als hd. übernahm.

1. Die der Lautverschiebung unterworfenen Laute.

§ 17. Die dem nd. p entsprechenden Laute. 1. Anlautend: nd.: p (penning, planten), schriftsprachlich pf (pfennig, pflanzen), obs.Äthür., berlin. f: fennig, flenzen. (Dies omd. anl. f ist von der norddeutschen hochdeutschen Umgangssprache allgemein übernommen.)

2. Inlautend und auslautend nach Vokal: nd. p; schriftsprachlich f, bzw. ff.; obs.Äthür., berlin.: f bzw. ff.: nd. „up, lopen, hopen“, schriftsprachlich „auf, laufen, hoffen“, obs.Äthür., berlin. „uf, lofen, hoffen“.

3. pp, p nach Konsonant im In- und Auslaut: nd. p, pp, schriftsprachlich pf, obs.Äthür., berl. p(p): Nd. „appel, kop(p), strump, karpe; schriftsprachlich: „apfel, kopf, zopf, strumpf, karpfen“, obs.Äthür., berlin.: „appel, kop(p), zop(p), strump, karpe(n). — Obs. wie berlin. „dorf, werfen, helfen“ mit f trotz der Stellung hinter Konsonant. In diesen Wörtern war die Verschiebung früh verallgemeinert.

Es handelt sich also nicht um ein regelloses hd./nd. Durcheinander in Berlin, wie es bei einer Mischform, bei missingscher Sprechweise zu erwarten wäre, p in „Appel, Kopp“ usw. ist kein Rückschlag, kein nd. Rückstand, sondern die berlin. Verteilung, und zwar so gut für p wie für alle Konsonanten, folgt genau der omd./obs. Mundart, die hier alt und dialektisch charakteristisch geworden ist. Sie darf und muß auch in Berlin als Grundlage betrachtet werden, die uns den Weg weist. Das Verhältnis ist nicht so, wie es ein vor wenigen Jahren noch in den „Annalen der Naturphil.“ 14, 175ff. erschienener Aufsatz von Prochnow sieht, daß „Kopp“ aus dem Trieb der Vereinfachung > „Kopp“ („f nach p > p“) geworden wäre, sondern „Kopp“ ist niemals dagewesen, ist erst mit Verbreitung der nhd. Schriftsprache in jüngster Zeit in die Ober- schicht eingedrungen. „Kop(p)“ ist aber, wie die Vergleichen der Formen genugsam erwiesen haben, auch nicht die nd. Form, denn,

wie wir betonten, sind die anscheinend nd. Formen nur dann geblieben, wenn sie mit dem Obs.-Thür. identisch waren, dagegen zeigen Wörter wie „Strippe“, obd. „strüpf“, nd. „strop“; „Zop(p)“ nd. „top“ aus ihrem übrigen Lautstand deutlich, daß p nur zufällig mit dem Nd. zusammentrifft. Die md. Dialekte weisen in bezug auf ihr Verhalten zur Lautverschiebung sehr verschiedene Kombinationen auf. Um so eindeutiger zeigt die genaue Übereinstimmung des Berlinischen mit dem Obs. die Quelle an, aus der die Sprache übernommen wurde, die zugleich auch das Gebiet engsten geistigen Austausches war.

Historisch-Grammatisches: r. f im Anlaut: In der Aufnahmezeit begegnen gelegentlich hyperhochdeutsche Fehler: „pfar“ für „paar“. Später, als das Nd. nicht mehr in Frage kommt, zeigen vielfache Fehler die Schwierigkeit, pf und f nach den Forderungen der Schriftsprache im Anlaut zu scheiden, da beide gleich ausgesprochen werden: feife, flege, finrten, flicht, pfeldt, Pflemming (für Flemming), Pfeiertage und ähnliche Verwechslungen begegnen in Texten des 17. und 18. Jhd. Neben schriftdeutschem „Pfropfen“ wäre bei obs. Lautstand berlin. „Fropfen“, nicht „Proppen“ zu erwarten. Die abweichende Form erklärt sich dadurch, daß dies Wort jünger ist als die Aufnahmezeit. Das alte Wort für das Material ist Kork, Proppen bringt erst mit der Neuaufnahme der Korkstöpsel vor: Zollrolle 1734: „Kork oder Korkpfropffen“ (1703 „Kork“), und zwar hier wohl als Verhochdeutschung der nd. Form „proppen“. Die nd. Form blieb Sprechform. Im 18. Jhd. daneben auch die verbreitete Halbumsetzung „Propf(en)“, für die Heynag „Pfropfen“ empfiehlt. — „Pote“ als nd. Wort neben dem hd.-obs. „Fote“. Nd. sind „Pabbe, Piepe, pulen“ zupfen, bohren (s. noch § 15). Fremdwörter: „Pulle, Pete, Pinsel, Perjemite, Plag, Pleße Plöge“ (Fisch). Tonmalende Bildungen: „plantschen, Pladder, Plumpe“ usw.

p für b s. § 21.

Inlautende p sind geblieben. z. B. in Riepe (nd. Lehnwort wie) „Piepe, slupen“; ziep, ziepen“ als lautmalendes Empfindungswort.

pp im Inlaut, entspr. nhd. pf, war bei der weiten Verbreitung dieses pp in md. Dialekten im 16., 17. Jhd. auch in der Schrift-

sprache nicht ganz selten: „Kupperschmied“ 1541, „Bierzapper“ (Bürgerbuch, Anfang 17. Jhd.), „Zappen, Hoppen“ (Berl. Gewerbesachen 1684), „Räppe“ (in Zollrollen, z. B. 1703 „Räppe und Schäßeln“). Die gefestigtere Form der Schriftsprache im 18. Jhd. verlangt pf; dadurch hervorgerufene Fehler, umgekehrte Schreibungen waren schon erwähnt. Fr. Wilh. I: „kloppen, droppe, Zappenstreich“ u. v. a. m. Fr. II. schreibt noch „Schröpen, schrepen“, schröpfen, „stopet, rappeltöppisch“. „Schnuptobackladen“ (Voss. Zeitung 1752 u. ö.). Für „Schnuppen“ empfiehlt Heynag „Schnupfer“, „Schnupbuch“ Heinssus. In allen diesen Wörtern (namentlich Schnuppen) ist pp unter obs. Einfluß lange verbreitete Hochform.

mp: 1626 Berliner Eingabe: „weil dann die Verordneten bei der ganzen Gemeine nur verschimpfirt werden.“ „Strumpwirker“ u. ä. bei F. W. I. s. v. S. 101. „Stumpschwanz“ ist ein bestimmter Becher im Tabakskollegium. Strümpe tadelt Heinssus, verlangt Strümpfe. Gerade in dieser Gruppe besteht in neuer Zeit (übrigens ebenso in den entsprechenden omb. Dialekten) die Neigung zur Aufnahme der hd. Form („schimfen, rumpf, damf“), doch sind immerhin noch starke Reste „Strimpe, Stampe“ vorhanden mit mp, so daß der alte Zustand noch erkennbar ist.

§ 18. Die dem nd. *f* entsprechenden Laute.} ;

Nach omb. wie Schriftsprachl.-hd. Lautstand blieb *k* im Anlaut, ferner in der Verdoppelung *ck*; *k* > *ch* im Inlaut, Auslaut. Nd. „kolt“, hd. „falt“; nd. „öf, böf (buef), wöl, rif“; hd. „auch, Buch, weich, reich“; berl.-obsf.: „oock, buch, weech, reich“.

Das obsf. *k* ist heute unaspiriert und zu einem dem Verschlusslaut *g* ähnlichen Laute gewandelt. Doch hat Berlin hier, gleichviel ob diese Aussprache schon in der Übergangszeit im Obsf. bestand oder nicht, in jedem Falle nur *k* einsetzen können, da es einen Verschlusslaut *g* im Anlaut nicht besaß (nur *j*). *k* war also für den Berliner der nächstliegende Laut, der natürlich in nd. Art gebildet (aspirierte Tenuis), an der weiteren omb. Lautentwicklung keinen Teil haben konnte.

„Markt“ Markt (so auch im 18. Jhd. bezeugt) ist obsf. Entwicklung, aus dem Obsf. übernommen, ebenso „Kalk“, mit Ableitung „kalkich“. —

Ausnahmen von der Verschiebung: „ik, icke“. Diese Form gehörte jedoch nicht der berlinischen Allgemeinsprache in älterer Zeit an (diese braucht nur „ich“); sie ist erst durch die jungen Verschiebungen seit Ende des 18. Jhd. von unten her vorgebracht (S. 121 f.). Schriftsteller wie J. v. Wosß, Glasbrenner brauchen ik, ich wechselnd. — Erhalten hat sich auch durch den familiären Gebrauch die Diminutivendung „-ken“ (hd. -chen): een bißken. Fr. W. I. nennt die Königin „Fiete“; Prinzessin Amalie 1773 ihre Schwester „Lottinequen“, deren Sohn „Fritzquen“. — Nd. Lehnwörter mit k für hd. ch: z. B. „Steterlink“ Strichling, „Kifel“ Käfen, „Klude“ Henne, „kieten“ sehen; nd. Form hat „Kloede“ Glocke, Uhr.

Ik den guten ist nicht bloß berlinisch, sondern allgemein norddeutsch. Die gewöhnliche Erklärung, daß hier kieten eingewirkt habe, ist kaum richtig, eher hat man hier an Ersetzung des hd. g-lautes durch den nächstverwandten nd. laut zu denken oder an Beeinflussung des Anlauts durch den Inlautskonsonanten.

Der Schriftsprache und gebildeten Umgangssprache*) des 17. und 18. Jhd. gehören im weiteren Umfang obd. Formen wie „Kogken, Kocken“ Roggen an, auch in Berlin, z. B. „Kogkendieb“ als Schimpf (Abschiede 1600). Heute noch dagegen lebt „Zide“**), eine hd. Nebenform zu Ziege, in der gesprochenen Sprache.

Auffällige Weiterbildungen zeigt die norddeutsche, so auch die berl., Volkssprache in der Wiedergabe von -ss- in Fremdwörtern durch -ks-: „Eksens“ Essenz, „Kksesser“ u. a. m. -ks- wird als starker Einsatz der betonten zweiten Silbe entstanden sein, um so eher, als inlautend scharfes s im Niederdeutschen ein seltener laut ist, wobei Angleichung an andere Fremdwörter, die mit ex bzw. akz beginnen, die Durchführung stützten. „etcetera“ wird man als Dissimilation verstehen. Vgl. ts für s § 19.

§ 19. Die dem nd. t entsprechenden laute: Die omd., daher auch berlinische, Verteilung ist die der hd. Schriftsprache: im Anlaut z (§ 24): „zwe, verzehln“ (nd. „twe, verteln“). Im Inlaut, Auslaut nach Vokal ss, B, s: „Wasser, Fuß, aus“ (nd. water, fot

*) So nach Heynaß, Sprachlehre², S. 32.

**) Aber „Ziden“ Dummselten, Streiche ist davon zu trennen. Es sind zunächst Zickzackwege, ähnlich wie nd. Fahrten für dumme Streiche.

(fuet) ut); nach Konsonant z, tz: Wurzel, setzen (wortel, setten). t blieb nur vor r: „treten, Treppe“, und nach š: Steen.

Dieser Verteilung entspricht auch das ältere berlinische „was, des“ mit s im Auslaut. Erst durch jüngere Strömungen bringen (genau wie „ik“ an Stelle von „ich“, § 18) „wat, det“ vor, die erst sehr allmählich zu herrschenden berlinischen Formen werden. Der Kampf „des: det“ ist bis in die Gegenwart hinein noch nicht ganz ausgekämpft.

„Strüg“ Strauß; auch in den märkischen Dialekten. Vgl. die mnd. Form „Strugeberch“ auch neuniederdeutsch Strugberch*.) Auch hier ist wohl der starke Einsatz fest geworden, da im Nd. inlautend scharfes s nach langem Vokal kein geläufiger Laut war. Das fremde „Strug“ lehnt sich möglicherweise an die bekannte Form an. Doch ist auch das mnd. Lehnwort gatze Gasse, ebens falls tz für ss, zu vergleichen.

2. Die übrigen Verschlusslaute.

§ 20. d, t. 1. Anlaut. Die Lautbildung des d und t ist die nd., d. h. t wird als stimmlose aspirierte Tenuis postdental (hinter den Zähnen, an den Alveolen) gebildet, d entsprechend als stimmhafte Media. Die hd. Sprachentwicklung schließt an die hd. Lautverschiebung auch die Verschiebung von germ. d > t: nd. „Dach, doof, holden: hd. „Tag, taub, halten“. Damit hätte das Hd. alle ursprünglichen d aufgegeben, doch hat es ein d aus anderer Quelle wieder gewonnen: das alte germ. th (gesprochen wie noch heute im englischen thing) ist im Hd. wie im Nd. zu d geworden. Es entspricht also engl. th einem nd., hd. d: thing: ding; — engl., nd. d ist hd. t: day, dach: tag. Im nd. d sind somit zwei Laute zusammengefallen, die das Hd. (d, t), wie das Engl. (th, d), jedes in seiner Art, scheidet. So ist die Sachlage in der hd. Schriftsprache, so war sie im Mhd. In vielen hd. Dialekten aber, und auch im Dbs., ist um 1500 etwa durch neue Lautentwicklung eine Annäherung, ja ein annähernder Zusammenfall des d und t eingetreten: t gab seine Intensität auf, andererseits verlor d den Stimnton, der Unterschied zwischen d und t verringerte sich, damit trat der Zu-

*) Ohne die Etymologie hier zu berühren.

stand ein, der uns heute im Sächsischen auffällt, den wir als Verwechslung von d und t (ebenso g : k, b : p) anzusehen pflegen. Die Schreibung meldet wenig davon, denn die traditionelle Orthographie konnte im allgemeinen die alten Unterschiede bewahren.

Berlin: „Dach, doll, dun, Deibel, do dich“ (hd. t), wie „Ding, du, drei“ (hd. d). Fr. Wilh. I. schreibt „deuffel, dauget nit, dächer, bedrigerer“ u. a. m. Fr. II.: „dochter, dage, drage, Disch, duhe, duft“ (tue, tuft) u. v. a.

Hier zeigt sich wieder, daß die Aufnahme des Obersächsischen vornehmlich mündlich war, schriftlich hätte der Berliner, wie die meisten Norddeutschen, den Unterschied t : d (Tag, Ding (nd. Dach, Ding) gewonnen. Anders in der gehörten Sprache. Der Berliner schied als Niederdeutscher scharf zwischen d und t, „Dach“ (Tag): „tein“ (zehn). Im Dbs. hörte er z (§ 19), wo er selbst t gesprochen hatte, „zehn, zu“, dagegen seinem d gemäß nicht etwa zwei wie in der Schreibung scharf geschiedene Laute, t oder d, sondern statt seines aspirierten intensiven (fortis) t, statt seiner deutlichen Media d jene eben erwähnten reduzierten Laute, vielleicht noch nicht auf der heutigen Stufe des sächsischen Zusammenfalls, aber so weit abgeschwächt, daß das an die scharfe nd. Scheidung gewöhnte Ohr hier keinen Unterschied mehr empfand, in der Wiedergabe keinen Unterschied machen konnte, und um so weniger, als die hd. d und t ja nur dem einen nd. Laut d entsprachen. Daß aber der Berliner diesen Mittellaut als d, nicht als t faßt, „Dach“ wie „Ding“, erklärt sich daraus, daß er der ungespannten nd. Media näher klang als der aspirierten intensiv gebildeten Fortis t*).

Unlautende t kann danach das Berlinische nur in Lehnwörtern haben, z. B. Teller, Linte, Chron, Tante; nd. Wörter: Töle (Tele), Lüte (Lüte). Ferner in der Gruppe tr- (Treppe § 19), die von

*) Diese Entwicklung des Berlinischen ergibt eine wichtige Beobachtung auch für die Geschichte der nhd. Schriftsprache. Diese hat den etymologischen Unterschied von d und t beibehalten können, weil die Orthographie der Zeit ihn trotz der Aussprache schon genügend festhielt. Man setzt im allgemeinen den Zusammenfall als nachlutherisch an, weil Luther den Unterschied schriftlich macht. Die Geschichte des Berlinischen zeigt, daß man schon um 1500 damit rechnen muß. Vgl. Kap. VI A. 24.

altem dr- (Droppen) ausreichend geschieden war. — In der Gruppe st ist t der reduzierte Laut, stimmlose Lenis.

2. Anders liegen die Verhältnisse im Inlaut, wo im ganzen die Schriftsprachlich-hochdeutsche Verteilung von d und t vorliegt, „jute, rote, heite (heute), bejleiten, weiter, heiraten: leiden, Kleeder“ usw.

Jedenfalls war die Konson. Entwicklung zur Übernahmezeit inlautend obs. noch nicht so weit vorgeschritten wie anlautend, so daß hier eine Unterscheidung noch möglich war*), um so eher, als auch im Nd. das inlautende t geringere Intensität hatte, als das anlautende und daher leichter im inlautenden Konsonanten wieder gefunden wurde, als im anlautenden. So kommt es zu Formen wie „dête“ tâte (nd. „dede“, mhd. „taete, tete“).

Einige auffällige Formen: „Madraße“ mit d, „Anektote“, „Perpentitel“, sind nicht auf Berlin beschränkt noch aus berlinischen Verhältnissen zu erklären. (Zu Madraße s. Abbelung, der diese Form als „gemeinlich“ Sprech- und Schreibform bucht**). In „Natel“ Nadel, (J. B. Zollrolle 1594), das Heinsius als falsch moniert, liegt dagegen das nd. Wort vor. Nd. Entlehnungen sind J. B. auch „Schnute“ Schnauze, „Kute (Milklute, Murmeltute)“.

3. Schriftsprachliches -lt- ist durchgeführt: „halten, schelten“. Nd. Reste: „olle“ alte, „Molle“ Mulde, s. Kap. III, § 1.
: Über -nd- (nn, ng, n) s. § 27, 1. Nach schriftsprachlicher Weise (nd. „hinder, under“ wie „ender, hiner, uzer, enzer) scheidet sich -nd- und -nt-: „hinter, unter“, aber „ander (anner)“.

Es hatte sich aber im Nd. Berlins (Kap. III, § 9) wie in vielen Dialekten beim Zusammentreffen von -nr-, -lr- ein neues -d- (dentaler Übergangslaut) eingestellt: „Donrestach > Dondresz, Donderstach“, „Keller (kels) > Kelder“, „Dalder“ Taler usw. Das geschah natürlich schon in einer Zeit, in der man noch Zungen-r hier sprach, Friedr. II. schreibt J. B. Donderstach, gedondert. Einiges hat sich lange erhalten.

4. Assimilation von rd > r, if wêa < wêre < werde, wean werden.

*) Das lauf.-schles. J. B. scheidet noch heute „besonders im Inlaut“ (Frankle, Der obs. Dialekt, S. 8).

**) Wechsel zwischen d und t in Fremdwörtern ist nicht ganz selten: Grenatierspattillon (Jul. v. Voss), Trajahnner. Die ältere Form von Droschke auch Troschke.

5. Nd. dd in „Padde, Modder, buddeln“; aber: (hd. t) „Mutter, Butter, Dotter“. In den Gruppen -tt(e)r, -tt(e)l, -dd(e)r, -dd(e)l ist es auch in vielen Dialekten heute ein Mittellaut, der genaue Erfassung des t oder d kaum möglich macht, „Schlittern, schliddern“: „Schlitterbahn“ (so der Brandenburger Fromme 1679). In „totteln und zoddeln“ wird wohl die t-Form jetzt als mehr hd. gefühlt; vor er: loddrieh (Lotterbube), fluddrieh und schnoddrieh (hd. snoter). „Schiddebold < Schillebold“, § 25.

6. t im Auslaut „Jöt“ Gott, „jüt, sint“. Hinter ch, nich, s. u. Zwischen Konsonanten, namentlich Dentalen, ist t d oft geschwunden, „könstu“ könntest du, „hielst“ hieltest. „Dresner“ (Fr. II.). Ebenso „Hols“ für Holz, „Ornung“ (Ordnung), „ēntlich“ eigentlich, „manschen“ und „mantſchen“. Ferner „Krense, Schwense“. „Pils“ schreibt man im 17. Jhd. (§ 24). Vgl. die Aussprache des z im Anlaut. Darüber hinaus im Satzzusammenhang: „nich“ entstand zunächst in der Stellung vor einem mit Konsonant anlautenden Wort. „Des hab ich nich(t) jenuft,“ -chtj- > -chj-erleichtert. Ebenso „un < und“*). Dagegen ist „is“ (ist) wohl so aus der nd. Zeit hier erhalten.

Umgekehrt spricht die berlinische wie jede Volkssprache t, neben f, n, wo es nicht geschrieben wird: andast, ēmt < ebenst, dribpt < drüben(t); äst Was und Plur. ēsta neben äs, ēser. Diese t sind ähnlich zu verstehen wie die unter 3) genannten d in „Dondrſtack“: Der dentale Abſaß nach dentalem Konsonanten (n, s, r) klingt bei plöglicher Öffnung des Verschlusses zur Bildung eines neuen Lautes natürlich als dentaler Verschlusslaut und wird z. T. als solcher festgehalten. Die Schriftsprache hat ihn in einigen Wörtern (Dbsſ, Art, mhd. noch ohne t) anerkannt, in anderen, wo die Volkssprache ihn ebenso bildet, verworfen. — „vorchte“ vorige s. § 35.

§ 21. h, p. Die in- und auslautenden unverschobenen p waren in § 17 besprochen. Hier handelt es sich um den Auslautkonsonanten h, der im Dbsſ. den gleichen Lautwandel wie d (§ 20) zum stimmlosen Laute durchgemacht hat. Berlin spricht hier

*) Unmöglich ist Seelmanns Auffassung (Nd. Jb. 45,22), nach der un < unne < unde entstanden wäre. Sie übersieht, daß schon mnd. die Aussprache trotz der Schreibung „unde“ überwiegend „unt“ gewesen sein muß.

natürlich den gewohnten nd. stimmhaften Laut (b). Die Orthographie des 16. und 17. Jhd. aber schreibt nach verbreiteten Zeitstendenzen gern p (vielleicht begünstigt durch schlesische Einflüsse, die bei einigen Berl. Schreibern wie Hieron. Hencz durchscheinen). Damals sind „Pusch, Pauer, Paum, pleiden, pitten“ hier häufige Schreibungen. Es fragt sich nur, ob sie auch Sprechformen waren, d. h. ob man in der Übernahmezeit die sächsische stimmlose Lenis hörte und in der Wiedergabe schwankte, bis dann schließlich unter allgemeinem schriftsprachlichen Einfluß die heutige mit der Schriftsprache übereinstimmende Aussprache durchdrang, oder ob die p-Schreibungen rein orthographisch sind. Für die erste Annahme scheinen einige Reste, über die in der Hochsprache festgewordenen hinaus, zu sprechen: „Pudel“*), das übrigens norddeutsch weit verbreitet ist. „Puschel“ (Luther puschel) zu Pusch, Busch. Umgekehrt „Buje“ Wiege (slav. p und auch aus dem Meißnischen im 17. Jhd. als „puje“ überliefert). Trotzdem möchte ich Pusch usw. hier nur für orthographische Formen halten. Sprechform war immer „Boom“ mit b, und Puschel, Pudel (S. 86) sind nur wie die junge Entlehnung „Putett“ als Einzelformen zu werten, wie ja auch die Hochsprache viele derartige p für b hat (Pracht, Posse, Pilz usw.). Häufig ist p in der intensiveren Doppelkonsonanz, „Prezel, plinzen, plinsen“. „Prudel“ mit p wie nd. Vielfach steht pl- in lautmalenden Wörtern: „plappern, platschen, plan(t)schen, Plumpe“ Brunnen usw. — Unverschobenes p in Lehnwörtern „Pote, Pipe, Pete“ usw. s. § 17.

2. Inlautendes -ben > b̄m s. § 16, h̄m, j̄(b)m. „Karmnade“ Karbonade ist volkssprachlich allgemein. Das nd. bb, das mit dem omd. zusammentraf, ist häufig geblieben: „Schrubber, kabbeln, krabbeln, kribbeln, sabbern, schnabbern, bibbern“ usw.

3. Ein neues b entstand in der Gruppe -wel, -wer: „Stiebeln, Deibel, Schwebel, Maifeber“. Doch sind die Wörter ihrer Entstehung und Entwicklung nach ganz verschieden zu beurteilen, zeigt doch auch die frühneuhd. Schriftsprache in dieser Gruppe (pöfel, pöbel, schwebel, schwevel) starke Verschiedenheiten. „Stibel“ findet

*) Heynaß hält „Pudel“ für besser als Pudel, aber vielleicht nur aus Gründen der Bedeutungscheidung, oder weil er es als verbreitete norddeutsche Form kennt.

man schon in Berliner Texten des 16. Jahrhunderts. „Deibel“ ist im 18. Jhd. nachweisbar, wenn auch Fr. W. I. in der gehobeneren Sprache „Der Deuffel hole mir (mich)“ schreibt, Fr. II. auch „Teuwel“*). „Schwebel“ ist anscheinend jung übernommen. Heynaß verzeichnet „Schwewel“ mit w, Heinßus „Schwevel“.⁶) Ebenso ist „Reber“ Käfer jung. Eine zusammenfassende Lautregel darf also hier nicht gesucht werden. Es handelt sich um Einzelübernahmen, vielleicht auch Ersetzungen des als nd. gefassten inlautenden w, v durch b**). Dazu nach I: „zwölbe, um halb zwölben, ölbe“. Graupe nennt (1879) auch „Pulber, Reserbe; libern“, die nicht allgemein berlinisch durchgedrungen sind, auch um die gleiche Zeit sonst immer mit w geschrieben werden. — Eine md. Form ist „Kiebe“ neben md., nd. „Kibbe“, Rippe.

Reibelaute.

§ 22. w, f. Das berlinische w ist der norddeutsche stimmhafte Reibelaut, dessen Reibungsenge durch die Oberzähne und die Unterlippe gebildet wird (labiodental). f entsprechend, doch stimmlos.

1. w blieb im Anlaut vor r, wo das hd. das w früh aufgegeben hat, in berlinischen Wörtern nd. Ursprungs: „Wrasen, wribbeln, wringen, wrangeln“ (hd. „ringen“), („dar denn der Mann sich so lange mit ihr gewranger“). Schmidt, 18. Jhd.)

2. Berlin besitzt zwei etymologisch verschiedene f, ein ererbtes, das nd. und hd. gleich steht („von, fallen, faul, fahren“), und ein hd. erworbenes, das dem nd. p entspricht: „fêat, flanzə, löfən, šâf“. In der Aussprache der beiden ist kein Unterschied.

Nd. Lehnwort mit nd. f ist „doof“ (md. Form „doob“ taub, wie „Stoop, StooB“, Staub.)

Aussprache:

In schriftlich aufgenommenen Fremdwörtern ward v nach deutscher Weise, d. i. wie f gesprochen: „Infalidenz, Fetteranenz (Invalidenz, Veteranen)straße“.

Zwischen Vokalen wird v als w, stimmhaft, gesprochen. (Vgl. nd. brêf, brêve, d. i. brewē). Heynaß bezeugt im 18. Jhd.: „f wird

*) „Kiwlg Eyer“ mit nd. w.

***) Dazu aber gehört nicht das oft herangezogene „haber“, dies ist eine hd. Nebenform zu „haser“.

in der Mitte zwischen zwei Vokalen falsch wie *w* ausgesprochen“.⁶⁾ „briewe“ 1533, „Hanower, uwer, grewin“ Fr. Wilh. I., „Zeumel, brive“ Fr. II. Die Aussprache „Hawel“ (teilweise weiter zu „Hazel, § 23, 4) ist die altüberkommene; Heinsius warnt die Schüler vor dieser Aussprache, die naturgemäß auch im Berl. Hochdeutsch durchaus verbreitet war und ist.

Dagegen bleibt das hochdeutsche übernommene *f*: „lofen, losen, helfen“ stimmlos.

§ 23. *i, g, ch*. 1. Als besonderes Kriterium des Berlinischen gilt die „*lut jebratne Jans*“, allerdings zieht der Berliner sie, wie viele andere Entwicklungen, mit Unrecht sich allein zu: die Aussprache des spirantischen *g*, d. i. *j*, ist viel weiter verbreitet, gehörte es doch ursprünglich der gesamten nd. Sprache an (s. Kap. III, § 11) und konnten wir es doch auch im Obsf. der Zeit feststellen. Der Berliner hörte diese *j* im Obsf. zur Aufnahmezeit. Seine Aussprache des *g* stimmt nur darum mit der nd. ganz überein, weil die obsf. und die nd. Verhältnisse gleich waren. Das obsf. *j* wird uns noch im 17. Jhd. oft gewährleistet, wenn man den Obsf. die schlechte Aussprache „*Jott pro Gott*“, „*Jott jeb euch een jutes neues Gar*“ verwirft*). Leipzig hat später diese *j* aufgegeben, doch erwähnt Albrecht, Die Leipziger Mundart 1880, S. 12, daß „*jeben, jift*“ schon in geringer Entfernung von Leipzig zu hören sei. Berlin hatte hier also nicht umzulernen, *j* blieb daher fest auch in der berlinischen Hochsprache. Heynag hört Ende des 18. Jahrhunderts „keinen Mißlaut“, wenn jemand „*irüne Krone*“ sagt. Auch im 19. Jahrhundert halten selbst die Kreise, die nicht mehr eigentlich „berlinisch“ sprechen, doch am spirantischen *g* (*j*), auch im Anlaut, lange fest. Die Grammatiker monieren unter so vielen berlinischen „Fehlern“ das spirantische *g* nicht, weil es eben allgemein ist; und noch heute ist in letzter Position die Vorsilbe „*je-*“ namentlich vor folgendem *k*, *g* durchaus häufig in der familiären Umgangssprache auch der Gebildeten, die sonst *g* sprechen, „*gut, Gott, abjekürzt, jekricht, jegessen, jegangen*“ usw. Sehr gut erhalten hat sich, auch in der Oberklasse, Spirant im Auslaut und vor *t* (Montach, gesaacht). Vgl. u. 2.

*) S. 76.

Die Verteilung im eigentlichen Berlinischen ist die folgende: g ist stimmhafter palataler (weicher) Reibelaut im Anlaut „jut“, stimmlos (doch s. u. die Anm.) im Auslaut: „Dach, Wech, Balch, Kenich (dah, wēc, balc, kēnic)“ und vor s und t: „licht“ liegt („gepredicht“ Fr. Wilh. I.), „saacht“ sagt, und zwar palatal, weich, nach e i ei (eu) r l, guttural, hart, nach a o u; inlautend ist g stimmhaft palatal (j) nach e i l r (wējə lijən, soljən, moajən); nach i mit sehr geringer Reibung: krijen fast krijen; stimmhaft guttural (ʒ) nach a o u (dāʒə, ōʒən) auch in der Verdopplung: (ješmuzzelt geschmuggelt).

Anm.: Abweichend sind Namen und Fremdwörter, in denen g vor vollem Vokal steht: „Portujal, Hujo, Mujust“. — Im auslautenden g nach e i klingt oft etwas Stimme mit, man versteht wenigstens, daß Dialektschriftsteller auch „Wei“ u. dgl. schreiben, obwohl hier vielfach auch die Pluralform und Schreibung mitspricht; denn vielen gilt j überhaupt als Wiedergabe des nicht-hochsprachlichen g, daher schreiben sie z. B. „Tals, Djen“ s. u. 2.

2. Der heute eingetretene volle Zusammenfall von j und g in bestimmter Stellung ist jedoch für das Mittelalter noch nicht anzusetzen (Kap. III, § 11). Er gehört erst in die jüngere Periode.

Sobald j und g lautlich zusammengefallen waren, trat da, wo nicht feste Tradition die Schreibung stützte, das Unvermögen hervor, die Laute zu scheiden, Fr. III./I., obwohl wir bei ihm im ganzen noch eine ziemlich feste Überlieferung (S. 97f.) gefunden hatten, entgleist hier mehrfach: „daßgenige“, „gung“ jung, „der güngste tag“, „gugendt“ und wiederum „es jehe, wie es wolle“, „dero jeehrtes schreiben“. Fr. Wilh. I.: „jehen, Abjang, vorjangen Jahr, jahr zu gut; fangunder (Fahnenjunker); iegaget, jejaget, gejacht, gegahget“ sind Formen, die für „gejagt“ bei ihm vorkommen usw. —

Die spirantische Aussprache im Wortausgang ist hier, auch in der Gebildetensprache, noch sehr verbreitet (sie wurde zeitweise auch in den Schulen empfohlen). ch bleibt, auch wenn es sekundär in den Inlaut tritt: „zuchich“.

Fr. III./I.: „außschlach, einzuch, Braunschweich, tach, genuch“. Fr. II.: „herhoch, so fruch ich ihm, Anschlach, Zeuch, Zuchwinde, erträchlich“ und „erträglich, klächlich, frigcht“.

Daneben bestand seit dem 16. Jhd. eine aus dem Nd. zu erklärende Schreibform ʒg, ʒt: „Wertzeugt, Blasebald“ (1591) „billigt“, nicht selten bei Fr. Wilh. I., gelegentlich auch bei Fr. II. „weck, anschlag“.

g im Inlaut nach Vokal: gesprochen j nach e, i, ei, l, r; z nach a, o, u (s. o. Absatz 1). Dieser Laut wird von Fremden oft mit dem Zäpfchen-r verwechselt (s. d. § 26). Die älteren Mundartschreiber, z. B. Glasbrenner, aber auch noch Brendtke, Rodenberg schreiben „Djen“ usw., wohl nur, um eine Unterscheidung des z̄ (Dgen) vom hd. gewohnten g zu bezeichnen, für die ihnen die Schreibung sonst keine Möglichkeiten gibt. Wohl wissen wir aus den Überlieferungen von Moritz, Heynaß um 1780, daß man in der größeren Sprache für „sagen“: säyen, seyen sprach, seffen auch bei F. Wofß, d. i. mit wirklichem j-Laut, dies ist aber die nd., im Laufe des 19. Jhd. aufgegebene Form (seggen). So mag wohl auch älteres „sajen“ in Halbmundart daran angelehnt hier vorgekommen sein.⁹⁾ Im ganzen aber hat man in j nur den ungenügenden Schreibbehelf zu sehen.

3. In der Gruppe ng (Ange, lange, bringen) wurde g nicht spirantisch gesprochen, sondern als Verschlusslaut, soweit nicht Assimilation lange > lan(ŋ)e schon früh eingetreten war, s. § 27, 1. Moritz berichtet (1780), daß die gezielte berlinische Aussprache in „Ange, lange“ das „g (j)“ vermißte und einsetzte (Anjel). Es ist möglich, daß diese anfängliche „Ziererei“⁹⁾ noch länger nachklang, wenigstens hat Glasbrenner*) 50 bis 60 Jahre später die Schreibung „Anjel“ „zum Auswerinjen“, die hierin wurzeln könnte. Doch wird es sich im ganzen um falsche Wiedergabe handeln.⁹⁾ — Dagegen „runjenieren“ < „rujenieren“ mit richtigem j.

4. In einigen Wörtern wurde (hervorgerufen durch die verwandte Hinterzungenstellung in der Bildung der Laute) w > z. Sehr verbreitet war, schon im 16. Jhd. zu beobachten**), „Hagel < Hawel (< Havel, § 22, 4). Frisch bezeugt „Hagel“ im Wörterbuch I, 503, 1741; „Hagelstint“ bespricht Graupe (1879) Nd. Korr. 4, 83; 5, 68. Die Form gilt auch in Brandenburg. Den gleichen Übergang verzeichnet Frisch für „Kagel < Kavel (Kavelland)“ Losanteil. — Hier ist auch auf den Straßennamen „Kröuwel > Krögel“ hinzuweisen, dessen junge Entwicklung, die schon Kap. III, § 7, an-

*) Auch andere Zeitgenossen, so der Verfasser des „Eifstgen Berlin“ 1842: Enjel, Betrachtunjen usw.! In der letzten Endung kommt j sicher nicht in Frage.

**) Hagell z. B. 1590 Kiedel, Cod. dipl. A. 12, 260.

gedeutet war, wohl erst in diese Periode fällt. Die „Badestube offm Krömwel“ wird Ende des 16. Jhd. noch in der alten Form erwähnt. Der Weg war ö(u)w > öz > öj. Im 18. Jhd. begegnet in falscher Verhochdeutschung (bei König) „Kriegel“. Dasmals war also diese Entwicklung sicher beendet.

„Wojabit“: j zwischen zwei Vokalen.

5. j. Neben dem gewöhnlichen j (j und g) haben wir einen verwandten Laut zu nennen, j, den man am besten als stimmhaftes š bestimmt, so zugleich auch seine Entstehung erklärend. (Vgl. ganz ähnlich f < ss): In einigen Fällen, in Wörtern, die nur der Volkssprache angehören, in lässiger Sprechweise, in der die Stimmbänder nicht geöffnet werden, in Wörtern, auf die die Schriftsprache keine Gegenwirkung übt, ist š neben u, ü stimmhaft geworden > j⁷), begünstigt vielleicht durch die bekannte nd. Neigung zu stimmhaftem Inlaut (britwe): „sich kűjeln“ gehört zu „kűschen“; die „Kűjeln“ Kieferschönung < „Kűscheln“; „hűjeln“, „hűjlich“ zu „hűschen“; „nűsche“ wird > „nűje“ Nase, „műscheln“ > „műjeln“, „Wűjelfop, wűjlich“. Nach langem Vokal „Brűsche > Brűje“ Beule, „Brűse > Brűje“ Brause der Gießkanne. Im Anlaut unter dem Affekt: Schub > jűb, mit ên jup! im jűm (< Schum) sein. — „Wetzejtohl“ ist im 18. Jhd. „mit französischem g“ in B. bezeugt. Doch ist in diesem Wort wie in einigen der vorgenannten die Aussprache so verbreitet, daß man hier nichts rein Lokales suchen kann. —

Daneben „Bűje“ Wiege, das slavischen Ursprungs, ein im Osten bekanntes Wort ist. Der Meißner Ph. v. Zesen („Helikon. Hechel“ 1668) verzeichnet puje Wiege als meißnisch; Berlin kann es von dort mit j entlehnt haben.

6. ch. ch < k verschoben s. v. § 18. — ch < g s. v. § 23, 2. — g, ch (č) vor s, t, neigt zum Ausfall: „krissen paa“ (d. i. Ohrfeigen). Diese Aussprache ist alt; „reistaler“ (Reichstaler) schreibt um 1665 der junge Kurprinz Karl Emil. Weinake regelmäßig läßt Fr. Wilh. I. g vor s aus, „Krisfrat“, so häufig, daß es sich hier nicht nur um dieses Königs eigenmächtige Kürzungen handeln kann. Mehrfach hat auch Fr. II. derartige Formen. Dagegen ist im Ausfall des ch vor t („pflit, velleit“) wohl nur die unbekümmerte Kürzungsweise Fr. Wilh. I. zu sehen, außer in seinem gewöhnlichen „nit“ nicht, das dem md. „nit“ entspricht.

ch fällt durch Dissimilation in „nönnich, dönnich“, noch nicht, doch nicht; durch Assimilation: „seh dö,mâ“ sieh doch mal; „na Schule“ neben „nach“.

Die Endungen zig und sich (-ic, -lic) sind in der Aussprache zusammengefallen, „zuchich, ullich, jesealich“. In Inlautstellung -ije, auch -lije: „ene zuchije Ecke“, „ulliche“ und „ulke, dreck(i)je“. „So'n puziget Alttenstück“ (1848). Daneben jung wohl auch siche, sliche. Vgl. § 35.

§ 24. 8, f, ð. 1. Nach norddeutscher Art scheidet Berlin stimmloses s und stimmhaftes f. Das stimmlose s, geschrieben ss, ß, im Auslaut auch s, entspricht verschobenem t (§ 19): „Wasser“ nd. „water“, „troße“ (nd. „grote“). Stimmhaft ist das alte germ. (hd. wie nd.) f in norddeutscher Aussprache: „suchen, sazen, sitzen, bese“ (böse), „lesen“. Im Auslaut sind alle s, die alten wie die hd. verschobenen, stimmlos: „haus, auß“ (nd. „hus, ut“).

2. Wie ð in gewissen Fällen > j (§ 23, 5), so wandelt sich ss nach kurzem Vokal (u) in einigen Wörtern der Volkssprache > f*): „nüseln < nusseln“ u. a., „düsel“ (S. 197), danach „dufllich“; „schuflich“, (Schuffel) „Fusel < Fussel“, „fuflich“. Eine in ihrer Wirkung ähnliche Erscheinung ist für die Aussprache von Kränze, Schwänze berlinisch „Krense, Schwense“, bekannt, § 20, 6 (dagegen Wanze, wo s stimmlos blieb > Wanse), § 24, 8.

3. Aber auch das anlautende hd. z, d. i. ts, wird in manchen Wörtern ohne den explosiven Einschlaut gehört, wie öfter im Hd. der ursprünglich niederdeutschen Gebiete (Bû, Bën zu, zehn**), wohl zu erklären, weil ein anlautendes z, ts dem Nd. fehlte. Auch in mnd. Zeit werden hd. Wörter, die mit z beginnen mit scharfem s aufgenommen. Kurprinz Karl Emil schreibt um 1665 „seit“ Zeit, Fr. I. „angesündt“ angezündet, was vielleicht mit dieser Aussprache zusammenhängt.

4. meinswegen: Die hd. Entwicklung war „meinen wegen“ > „meinentwegen“ > mein(e)twegen. s ist als gewöhnliches

*) Die meisten dieser Wörter lassen sich auch aus anderen Gegenden Norddeutschlands mit f belegen.

***) Brandenburg: „hu, besalen, bitterone (Zitrone) siejarnmacher, sijjortigen“ usw.

Bindezeichen, verbreitet von den zusammengesetzten Substantiven aus, eingefügt: „mein(t)zwejen“. — Anders sind die Adverbien auf s aufzufassen: Übertragung des als Adverbendung gefühlten s: („morgens“, „â(b)m̄s“ abends) auf andere Adverbien und verwandte Partikeln: „schons(t), zwarst“. An mnd. overst averst erinnert „abers(t)“. Zum angefügten t: „schonst“ s. § 36.

Dagegen liegt in „obste“, „wennste“ ob du, wenn du Übertragung der falsch aus den Verbformen „haste, biste, wilste“ herausgelösten Anrede der 2. Person vor. — Zum s in Eästen, Etästen s. § 34, 6.

5. Assimilierung von s und š: „preische“ preußische (3. B. in der Revolutionsliteratur 1848) < preis-š. (Dagegen hat französisch die Grundform „französisch“; hier ist kein s geschwunden) „chinesch, Bosche Zeitung“ führt Graue an.

6. š ist ein stimmloser Laut, der die Artikulation des ch (Hebung der Hinterzunge) mit der des s (dentale Reibungseuge) verbindet, doch stärker gewölbte Zunge, vielfach auch Lippen, als bei s oder ch. š kannte das Berlinische im 16. Jahrhundert vor Vokalen und vor r so gut im Hochdeutschen wie im Niederdeutschen, „scheinen, schreiben“. (Dies š ist früh im Hd. und Nd. < sk entstanden.) Sehr auffällig ist im 17., 18. Jahrhundert die häufige Schreibung s für sch, nicht nur bei F. W. I. (stāen, fris, satten „schiden, frisch, Schatten“, „fröslinge“ Frischlinge), wo man solche Erleichterung nach der ganzen Schreibweise erwarten dürfte, sondern auch bei Schreibern, die stärker in der Rechtschreibung sind als der König. Man wird damit rechnen müssen, daß eine Veränderung der Aussprache eingetreten ist, die Bildung des š wie die des s gegen früher verschoben ist, daß š und s sich näher lagen*), etwa die Enge nicht an der gleichen Stelle gebildet, damit der Hohlraum zwischen Vorderzunge und Gaumen flacher gewölbt war, vielleicht auch die Lippen nicht gerundet waren. — In neuerer Zeit berührt sich š, vornehmlich bei Kindern, leicht mit č (ch), d. h. die s-Stellung, die Reibungseuge der Vorderzunge wird nicht immer gefunden.

Neben diesem ältesten, gemeindeutschen š hat das Berlinische auch die jüngeren Entwicklungen šp, št, šl, šm, šn, šw, wo das

*) Auch im Nnd. standen sich š und stimmloses s (in Lehnwörtern) sehr nahe. Hier rechnet man stärker mit verändertem s-Laut.

Mhd. wie das Nhd. noch s (spil, stân, slân, sniden, smecken, swin) sprach. (Kap. III, § 12.) Im Gegensatz zu den hd. Sprechformen Nordwestdeutschlands, die heute zwar „slagen“ (schlagen) aber „spielen“ sprechen, wie sie es der geschriebenen Sprache entnahmen, zeigt Berlin, das Märktische die Entwicklung gleich dem Hd. in allen Fällen: st wie sl, sm usw. „stehen“ wie „schlagen“. Für die Aussprache sp st zeugen frühe Schreibungen: 1529 „amptman zu schpandow“*), 1531 „schpando“ (handschr. Geh. St. N. Rep. 61, 206). Andere Beispiele s. o. a. a. D.

Hierzu kommen weitere Neuentwicklungen: Ein weitverbreiteter Vorgang, den auch die Schriftsprache (in „Hirsch < hirz, Kirsche, Kärtschner, herrschen“) kennt, ist der Übergang rs > rš, mundartlich sehr üblich: „Durscht, Wurscht, aberscht, zwarscht, erscht, Reiberscht“ (Räuber). In der mundartlichen Literatur der produktiven ersten Hälfte des 19. Jhd. sind diese Formen die ausnahmslos herrschenden. Graupe führt 1879 an z. B.: „gerschte, borschte, du wanderscht, wirscht, oberstechte, estersch (östers), anderscht“. („Versche“ [Verse] ist anders entstanden < Verste). Mit und weithin üblich war auch omb. im 15. Jhd. „Perschon, Perjon“ Person. Heute sind zwar Wurscht, Durscht usw. fest, sonst aber ist die Aussprache rš unter hd. Einfluß namentlich in den unfesten Verbindungen zurückgegangen.

7. nisch (ništ), allgemein norddeutsche Form, < nist (ne. . ist) „nisch wil van staden gahn“ heißt es in dem Berlin-Stralauer pd. Hochzeitsgedicht von 1637. Pudor schon (Der deutschen Sprache Grundrichtigkeit und Zierlichkeit, Cölln a. d. Spree) 1672 zählt das Wort unter die zu meidenden Provinzialismen.

8. „Krense“ s. § 24, 2. Dagegen „Wanze“ mit bewahrtem stimmlosen s > Wansche, Wanse. Ebenso Tierpansch, Pansch < Pans. Heynaß schreibt „Pantsch“. Diese Aussprache war also im 18. Jhd. vorhanden. Griebisch < mhd. grübiz. Weit verbreitet ist š < fl. frz. s in „forsch“ < force. š > j s. o. § 23, 5.

l, r, m, n.

§ 25. l wird mit flacher Vorderzunge gebildet, ein (alveolarer) feillicher Verschlusslaut, der leicht verflüchtigt oder doch geschwächt

*) Allerdings nicht aus der Stadtkanzlei.

wird, so im Verb: solk (soək, sok) da det mâ zeijən? denn soste mâ sên ! Nû sê mâ (mâl). Assimilation: „Mauschelle < Mauschelle“. Durch Dissimilation: „Schiddebold < Schillebold“. Andererseits wechseln auch die Dentale n und l (d): „Dmlebus“ (Trachsel), gewöhnlicher „Dmdebus“. — „Aquaajum“ und „Aqualium“. „Eklipaje“ ist volkstümlich ziemlich allgemein.

§ 26. r. Das deutsche, hd. wie nd., r war ursprünglich ein Vorderzungenr, d. h. die Vorderzunge vibrierte. Bekanntlich ist heute das Berliner r, soweit es nicht überhaupt durch andere Laute ersetzt ist, Zäpfchenr (bzw. Hinterzungenr). Der Verschluss wird nicht hinter den Zähnen durch die Zungenspitze gebildet, sondern die Hinterzunge ist gehoben; der Luftstrom berührt die Hinterzunge, bzw. bewegt das Zäpfchen. Von Berlin aus ist das junge Zäpfchenr weiter vorgeedrungen.

Mit Sicherheit läßt sich das Zäpfchenr in der zweiten Hälfte des 18. Jhd. hier nachweisen. Heynaß gibt 1770 an, r würde von vielen, welche die Spitze der Zunge über den unteren Zähnen ansetzen oder sie gar hinten in den Mund zurückziehen, anstatt sie an dem Zahnfleisch der oberen Zähne zu lassen, beinahe wie w oder h, und von anderen, welche die Spitze an den Gaumen setzen, beinahe wie l gesprochen. 1770 also war die Aussprache des Zäpfchenr¹⁰⁾ schon beobachtbar! Die Aussprache „wie l“ ist wohl noch auf dentale Bildung zu deuten, die natürlich noch neben dem Zäpfchenr, das sich zunächst in der Oberklasse festsetzte, bestand. Auch der „Reisende durch die egl. preuß. Staaten“, der seine Briefe 1779 veröffentlicht, meint wohl diese Aussprache und deutet schon ihre Verbreitung auf die unteren Stände an, wenn er S. 553f. von dem „Schnarren“ des Pöbels spricht, der damit „dem vornehmen Manne ähnlich werden will“.*) Phonetische Gründe für den Übergang, wie sie Meyer-Lübke (Hist. Grm. d. franz. Spre., § 204) für das Französische mit gleicher Entwicklung des r aufsucht, wird man kaum angeben. Die verbreitete Anschauung, daß das Berliner r in Nachahmung des französischen Zäpfchenr entwickelt ist, findet eine Stütze in der Zeit ihres Auftretens, wie darin, daß diese Lautbildung zuerst bei den Oberständen auftritt. Auch heute schiebt sich

*) Vgl. auch oben S. 117f.

das Zäpfchenr in Nachahmung der städtischen Oberklassen vor. An sich wäre natürlich auch eine selbständige Verschiebung der Artikulation denkbar. Dieses Zäpfchenr, häufig ohne Zäpfchenbewegung, ist vielfach auch schon durch h (ch) ersetzt, namentlich vor Dentalen t, ʒ: vihzic vierzig. Man kann heute in Berlin „focht“ und „fort“*) hören, „Machta“ Martha, „Edewacht“**). Graupe schreibt: „ächtig“ artig. Brendite: „Fachten“ Garten, „Fichtel“ (Gürtel), „Baacht“ Bart. Selbst für das Landgebiet gibt Schulenburg Formen wie „hachte“ harte. Seltener wird r > h vor andersartigen Konsonanten, doch ist auch diese Aussprache schon zu beobachten. — Daneben aber auch Schwund des r vor t (§ 2): „Matta, watten“ warten, „Richard“ Richard; vortonig „Kaline“ und „Karline“, „Schalotte“ Charlotte, „paterr“, „Katoffel“.

Während einerseits r seinen Stimmton, seinen Sonorcharakter mehr und mehr aufgab, finden wir andererseits neben Vokal, namentlich auch im Auslaut, die umgekehrte Neigung zur Vokalisierung, die sich direkt aus der Aussprache des Zungenr entwickelt haben muß und daher in diese Zeit zurückreicht, wahrscheinlich schon ziemlich hoch hinauf. Viele nd. Dialekte kennen ähnliches. Das Zungenr wird an der Vorderzungenenge gebildet, indem der Luftstrom die Zungenspitze vibrieren läßt. Zugleich schwingen die Stimmbänder. Unterbleibt die Engenbildung, so ist das Resultat ein Vokal, in gewöhnlicher Lage bei flacher Zunge a, daher die Berliner Wortausgänge auf a, Vâta***), wa wâan, wir waren, Albat, Rô:at, wat sâhta was sagt er, wat wolta was wollt ihr. — zar, aa muß â ergeben; „if wâ“, war, „wâ“ wahr, fragend: nicht wahr? „krissen pâ, Dskâ, Maat, Mât“, Markt. Nach anderen langen Vokalen wird dies r als a gefaßt, wir: wia (bzw. wa), dan Dhren, fôacta (vorchte) vorige, êade Erde. Eine Verwechslung zwischen ôzen und dan Augen, Dhren, die der Fremde dem Berliner gern nachsagt, ist bei ganz verschiedener Lautung unmöglich. wazæn: waan Wagen, waren. Hinter a sind nun aber durch den steten

*) Diese Entwicklung ist an sich jung, hd. beeinflusst, da man im 18. Jahrhundert fört mit langem o sprach. „v“ in fort usw. ist das knarrende Zäpfchenr.

***) Brandenburg, S. 31: „Man findet oft „acht“ geschrieben „art“, umgekehrt „dort“: „docht“.

***) Ebenso wird die Silbe tor (> ter) > ta Dofka.

Einfluß der Hochsprache zahlreiche Wandlungen möglich: In der gehobenen, Halbgebildeten-, wohl auch Gebildeten-, und von hier aus auch weiter gedungen, wo neben *z r* nicht rein dialektisch als *a*, sondern als Zäpfchen-*r* steht, das dann vielfach auch wieder ohne Schwingungen gebildet wird, kann sich der Unterschied: „*r* : *z*: warən mit'n Wāzən jefārən, mit'n Wāzən jefāan“ wohl verweisen. Namentlich auch wird *r* nach kurzem Vokal kaum immer von *z* zu scheiden sein: Kärəl, oder Kāzəl Karl*).

Maua neben Maura Maurer, ein nicht altberlin. Wort (Maurer-
mann wäre das nd. heimische, Meurer das ostmd.), hat Dissimilation der beiden *r* erfahren. — Dagegen geht „böa“ Bohrer auf bor zurück.

ir > *ür* f. § 8.

Über ein falsches *r*: „Karnickel, Kartun, Karnasse, das nicht auf die Berliner Volkssprache beschränkt ist, f. v. S. 134.

§ 27. Nasale: *n*, *m*, *ŋ*. 1. *ŋ* vor *g*, *k*: „laŋ(g)e, brin(g)en“. Die heutige Aussprache „laŋə, brinən“ ist im 18. Jhd. dagewesen: sie ist durch Heynaß und Moritz für diese Zeit bezeugt. Vgl. noch § 23,3. — *runjenian* (< *runjenirn* < *rujeniren*) für ruinieren. Eine alte verbreitete Assimilationsform ist auch „Zunfer < Jungfer: *ŋ* vor *f* > *m*. — Durch Dissimilation schwindet *ŋ* in böböŋ Bonbon.

ŋ < *ŋ* neben *k*, *g*: ləkŋ leŋen êŋklič eigentlich.

Der nd. Dialekt der Gegend sprach *ŋ* auch für geschriebenes -nd- (S. 51, enŋer, ander, hiner hinter, heŋe Hände). So auch in Teilen des Obf., in anderen (z. B. im Osterreichischen) spricht man dafür -nn-. Die letztere Form, vielleicht aber aus jüngerer all-
gemein hd. dialektisch verbreiteter Aussprache, hat (in starker Konkurrenz schon mit dem schriftsprachlichen -nd-) ins Berlinische Eingang gefunden: jefuŋŋ gefunden, inŋpuŋŋ einsperren, andas und annas. Außer vor -n ist diese Aussprache im Zurückweichen vor der schriftsprachlichen. — Sehr auffallend sind bei Fr. Wilh. I. sehr häufige orthographische Ausweichungen -ng- für -nd-, -nd- für -ng-, z. B. (aus Briesen an L. v. Dessau): „angers, Engellang, engerung“, oder mit umgekehrter Schreibung franz. „oranderie“.

*) Vgl. auch Granpe, S. 47f.

Ist daraus der Schluß zu ziehen, daß im 18. Jhd. die heimische Aussprache noch nachklang? Lagen beide Aussprachen, *n* und *n* lange nebeneinander?*)

2. *m*.-ben > (b)*m* s. § 16, 4. — Besonders bedeutsam ist die Auslautassimilation *m* > *n*. Sie hat Flexion und Syntax aufs stärkste beeinflußt: „dem > den (> *n*)“, „seinem > sein“, „mit sein König“, „zu mein contentement“ (F. W. I.), wem > wen. Siehe hierüber ausführlich Kap. III § 16 und VI § 28.

Auch sonst sind Assimilationen von *-n-* und *-m-* häufig: *éma* einmal, *Ik kamma det nich denkg* (kann mir) u. dgl. *m*.

Zum Nebeneinander *pim*plig: *pie*prig s. 3.

3. *n*. (s. die Bemerkung unter 2: *-n* < *-m* im Auslaut).

Eine für die Wortbildung wichtige, natürlich nicht ursprünglich berlinische oder auf Berlin beschränkte Erscheinung ist das Nebeneinander von Formen mit und ohne Nasal. Hauptsächlich handelt es sich um Wörter, die den Klang wiedergeben; sie sind vielfach in der Bedeutung differenziert: „*pie*pen“ und „*pim*peln; *pie*prig“ und „*pim*plig; *pats*chen“ und „*pants*chen; Matsch“ halbflüssiger Schmutz und „Mantsch, manschen, mantschen“ feuchte, flüssige und halbflüssige Stoffe durcheinanderwählen, mischen. Vgl. Kap. V, S. 205. — Eine andere Bildung (S. 134) liegt in „*ênjäl*“ vor.

Schon erwähnt (§ 16) sind die Fälle, in denen die Mittelsilbe *-ti-*, *-tu-* in Fremdwörtern durch ein besser gelegenes *-ten-* ersetzt ist: „*profentieren*, *Posentur*“.

„*nee*“ nein ist die alte nd. Form.

Flexion.

1. Nomen.

§ 28. Zur Kasusbildung. Vgl. hierzu Kap. III § 16. In allen volkstümlichen Formen ist die Flexion gegenüber der konservativeren Hochsprache zerlegt. Daß Berlin keine Ausnahme macht, ist bekannt.

*) „*Tobal Spinder*“ (Spinner, Wösch. Frag- und Anzeigensachr. 1739) sieht zwar wie eine umgekehrte Schreibung aus, d. h. wie der Fehler eines Mannes, der gewöhnt ist, gesprochenes *-n* (*n*)- in *-nd-* umzusetzen (sing: finden) und hier falsch umsetzt. Man könnte aber auch an Fälle wie *Donderstach* (S 20, 3) denken.

Das Maskulinum hat im Singular nur eine Form (Mann) und als Artikel „der“ im Nominativ, „den“ für Dativ und Akkusativ. Der Genitiv wird durch Umschreibung ersetzt: „den Mann sein.“ „von den Mann“. Im Plural „die (de) Männer“. — Femininum: „die Frau“ für Nom., Dat., Akkus. (Genitiv: „die Frau ihr“ der Frau, ihr), von die Frau“. — Neutrum: Nom. „det (-et, -t)“; Dat., Akk. „det“, auch „den“ („uft [ufs] Gericht, ufn Gericht“).

Männliche Namen bilden die flektierten Formen auf -en, das ursprünglich nur dem Akk. zugehörte (ahd. -an), von da aus verbreitet ist: „bei Roaden, Feiffern, Heinrichen, Emiln“ Gen. „Emiln sein“. Die weiblichen Eigennamen auf -e zeigen seit alters schwache Bildungen: „Irete: Ireten, Rieken, Aujusten“. Genitiv: „Ireten ihr“, halbhochdeutsch ist „Iretens“. — Vgl. 1730: „(Sorge) vor Heinrichen tragen“. 1739: „bey dem Schneider Bocken“. Zelter schreibt 1827: „Begassen“ (Dativ zu Begas).

Der Beginn der Zersetzung ist alt. Die Anfänge liegen in nd. Zeit *) und wir können auf die Kap. III § 16 dargestellten nd. Verhältnisse verweisen. Lautliche und syntaktische Entwicklungen haben zu dieser starken Reduzierung des Bestandes zusammengewirkt.

1. Die Umschreibung des Genitivs beginnt schon (Kap. III § 16 U. 3, Kap IV S. 108) in der nd. Zeit. Der Verlust des Genitivs ist allen, nd. wie hd., Dialekten eigen und in Berlin aus beiden Gruppen erklärbar. Als mnd. Form setzten wir z. B. an: Peters sin kint: noch steht der Genitiv, aber er wird durch das Fürwort sin unterstrichen und verdeutlicht; oder in hd. Form (Schöffenh. 1511): „di Caspern, der ir man stadknecht ist gewest zu Rölne“. 1602 (Abschiede): „mit der Parte (Parteien) ihren willen“. Fr. I. schreibt um 1700: „des Zaar seine generositet“, Fr. II. 1739: „wegen des Soldachten Bretman sein Weib“. Andere Berliner (1727, Jac. Schmidt) „eines bekannten Mannes seine Frau“, usw. Diese Genitivumschreibung muß als durchaus zulässig, nicht als Mundart angesehen werden. Selbst Gottsched schreibt, wie schon Stosch, Kl. Beitr. III 52 hervorhebt: „in den vollständigsten

*) Es handelt sich auch bei diesen Entwicklungen um weit verbreitete Spracherscheinungen.

Wörterbüchern z. E. Frischens seinem". Erst Ende des Jahrhunderts wird sie (so von Stosch a. a. D.) als unnötig bekämpft. Unterdessen aber hat sie eine weitere Entwicklung erfahren: Schon früh tritt mit dem Verfall des Genitivs zunächst neben ihn, dann mehr und mehr an seine Stelle der Dativ-Akkusativ: F. W. I.: mit den Gen(eral) Leu(tnant) stille sein befehl 1721 *).

Das Berlinische hat mit seiner Genitivumschreibung, die sich in den meisten volkstümlichen Sprachformen ebenso findet, also nur eine ältere volkstümliche Entwicklung bewahrt, die die Schriftsprache der Neuzeit nicht anerkannt hat. — Übrigens sind im Besitzverhältnis auch Genitiv -s gebräuchlich, in Redensarten wie „ander Leitens Kinder“ u. ä. m.

2 Der Verfall von Dativ und Akkusativ ist durch Zusammenwirken zahlreicher Faktoren begünstigt. 1. In sich war im Nd. das Gefühl für syntaktische Scheidung im persönl. Pron. schwach. War doch hier schon in sehr früher Periode nicht nur wie im Hd. uns, euch, sich im Dativ und Akkusativ zusammengefallen, sondern auch mi, di; und auch die Formen für ihm, ihn hatten Ausgleich erfahren (s. § 32). — Sehr wichtig ist 2. der lautliche Verfall der Endungen (s. u., 2a), begünstigt namentlich in der Stellung hinter Präpositionen (§ 28, 2b). — 3. Die von der Schriftsprache aufgegebene, berl. oft Alteres bewahrende Rektion der Präpositionen („bei, mit, nach“ mit Akk.) trägt zu dem Eindruck der Fehlerhaftigkeit zur Unsicherheit bei. Das gleiche gilt auch für einige Verben (§ 28, 2c). — (4.) Etwas Altes, das aber heute den Eindruck des Kasusverfalles erhöht, hat Berlin auch im Gebrauch des starken Adj. im Nominativ hinter Artikel (§ 31). — Aus diesen lautlichen und syntaktischen Ursachen kennt die Sprache jetzt kein „dem“, nur „den“, kein „mich“, nur „mir“. Die angeernte Schriftsprache bringt nun die Forderung der Scheidung „dem: den, mir: mich“ usw. und im Bestreben, dieser Forderung zu genügen, die falschen Konstruktionen: „Er machte sich auf dem Wege über Lenzen (für: ufn Wech) unter dem Vorwand, sein

*) Vgl. oben S. 108. Auch da wo neben einem Verb berl. Akk. statt des hd. Gen. erscheint, braucht nicht immer die Volkssprache das jüngere zu haben: z. B. „er nimmt sich die Sache (um die Sache) an“ ist eine alte Konstruktion, der hd. Genitiv: „er nimmt sich der Sache an“ ist jünger.

Waterland zu dienen“, 1809 (Brief des Erped. Sekretärs Müller, *WfG*. 37, 27).

2a. In Kap. III § 16 waren die Grundlagen für den Verfall von Dat. und Akk., die schon in der nd. Zeit zu suchen sind, dargestellt, in erster Linie durch Übergang von auslautendem, d. i. in unbetonter Stellung stehendem, $m > n$; $\text{enem} > \text{enen} (> \text{en})$, $\text{minem} > \text{minen}$ ($\text{meinem} > \text{meinen} > \text{mein}$), $\text{gudem} > \text{guden}$, $\text{dem} > \text{den}$ usw. Der so entstandene Zusammenfall mußte schließlich auch das syntaktische Gefühl der Scheidung von Dat. und Akk. mehr und mehr schwächen, zumal daselbe auch an den übrigen Formen durch die Gleichförmigkeit des Dat. und Akk. im pers. Pron. der 1. und 2. Pers. nd. „mi di, uns, juw“, hd. berlin. „(mi) mir, (di) dir, uns, euch“, im Reflexivum „sich“ keine Stütze fand. Wohl waren die Gebildeten, mindestens die Schreiber, schon durch die lateinische Schulung, immer noch imstande, die Kasus zu scheiden, sie sind es wohl auch schriftlich unter dem Zwang der Tradition geblieben, obwohl der Zusammenfall mit fortschreitender Zeit bis in die Umgangssprache auch der oberen Klassen drang; denn dieser Endungsverfall konnte durch die Übernahme der hd. Sprechsprache nicht gehemmt werden, war er doch auch der gebildeten omd. Gruppe eigen*). Was wir in den Texten beobachten, der Wandel $m > n$, wird uns für die gesprochene Sprache durch die Grammatiker des 18. Jahrhunderts bestätigt; Heynatz führt in der Sprachlehre an, im nachlässigen Lesen (natürlich noch mehr im Sprechen) werde oft m unrichtig in n verwandelt, „in den Himmel“ („in Himmel“) für „in dem Himmel“. Dieser lautliche Verfall***) ist ganz besonders begünstigt hinter Prä-

*) Man lese einmal die Briefe der Schwester Lessings oder der Christiane Vulpius, ja sogar des Herzogs Karl August, der ziemlich regelmäßig sen im Dat. und Akk. eines zweisilbigen Wortes setzt (seinen), dagegen sm im Dat., Akk. eines einsilbigen Wortes (dem, ihm), auch ein gewisser Ausgleich, der aus vorherigem Zusammenfall hervorgegangen ist.

**) Nd. Beispiele s. o. S. 59f., einige Beispiele aus dem 18. Jhd. S. 107. Als Beleg dafür, wie weit aber auch der jüngste Schreiber schon 1606 in Schwierigkeiten geriet, folge hier ein (gekürztes) Stück aus dem Berliner Abschiedebuch. Allerdings geht dies über den Durchschnitt hinaus: „Zu wissen das David Richter, Hoffschneider . . sich über M. Steineichen vnd Gerdt Greden dem Jungern beclaget, mitt berichtet, das er . . nach Olunde Zu den

position, d. h. in einer Stellung, in der das Pronomen, der Artikel sehr schwach betont war. Weiter wird dann die Form durch Synkopierungen (Ausfall des unbetonten Vokals: in'n Himmel) erschüttert, wie dies III § 16 geschildert ist. Fr. Wilh. I.: „mit sein König, zu mein contentement“. — Durch diesen Zusammenfall von -m und -n, andererseits die Forderung, Dat. und Akk. schriftlich zu scheiden, entsteht früh Unsicherheit, die sich in falschen Umkehrungen zeigt:

Z. B. Berlin. Magistrat 1538: „In dem gedachten guttern“*). 1580: „in diesem beiden stenden“. Der Schreiber, der im Dat. Sing. *sen* spricht, aber *sem* schreiben muß, bringt schematisch solches *sem* auch an falscher Stelle an. Gerade solche Umkehrungen zengen für die Sprechsprache. — *sen* für *sem*: Fr. I. um 1700: „meinen guhten Rath gehör geben“. Fr. II. 1754: einen abgesetzten Procurator gebe ich keine Pension. — Nach Präpos.: (Zustelligenzbl. 1739) „ein Spinde von guten Eichen Holz; (eine Biege) weiß mit 2 Hörner und unter den Hals hat sie zwey fleyscherne Kloden“. — Oder mit Synkopierung: „neß ein goldenen Sacht; mit ein Battalgon“.

Die Tatsache, daß es sich hier zunächst um etwas Lautliches handelt, dem: den, gutem: guten, nicht in erster Reihe um allgemeine syntaktische Verwechslung, erklärt es auch, daß die Unsicherheit in erster Linie und stärker im Maskulinum eintrat. In einem Sage wie „durch die älteste Prinzeß und dem Camerherrn“ (18. Jhd.) handelt es sich tatsächlich nicht um Verwechslung von Dat. und Akk., sondern um falsche Beurteilung des gesprochenen „den“; daraus entstehen in erster Reihe die Fehler im Mask. Im Femin. **) und Neutrum fehlt der lautliche Zusammenfall; hier

vonn Ribbeden fahren, vund ihm etliche vorfertigte Kleider bringen wollen; wie er nun vor die Spanndowsche Heide kommen, hettèn St. neßst seiner Haußstraw . . auf einenn Hügel geseßen; St. . . den Pferden inn Zaum gesfallen, auf den wagen gestiegen . . in deßen wehre S. auch mitt bloßen Solche Zuegelauffenn kommen, die Pferde in Zügel gegreiffen vund den Fuhrman bedrawet, wo er fortfführe wolte er Ihn den Solch in die hant stoßen. . . St. endblich von Wagen gestiegen . . , domitt voruhrsacht, das der Braunschweig. Elegern von hindenn zue auch mitt den Kappier Zweymahl in gemide geschlagenn . .“ usw. Fehlenden Artikel hinter Präp. s. § 38, 1.

*) Ich glaube nicht, daß man mit J. Meier, E. Schmidt u. a. P. B. Beitr. 20, 336 hierin Singularartikel im Plural sehen kann, sondern halte diese Formen für falsche Herstellungen.

**) Fr. Wilh. I. schreibt nebeneinander „kan es der Feder nit anvertrauen; darf es die Feder nit anvertrauen“ (d. i. an die Feder).

ist der Verfall noch heute nicht so weit vorgedrungen wie im Mask.; er ist hier erst sekundär eingetreten durch die Unsicherheit, die nun allmählich (vom Mask. her und aus den oben genannten, gleich näher auszuführenden Gründen) weitergriff.

2b. Schon mehrmals ist auch auf die Bedeutung der Präpositionen für die Geschichte des Zusammenfalls von Dat. und Akk. hingewiesen. Nicht nur die Minderbetontheit des Artikels nach Präposition fördert den Verfall der Endungen, auch die in der Zeit sich wandelnden Anschauungen über Inhalt und Beziehungen der Präpositionen führen dazu, daß die Schriftsprache andere Forderungen stellt, als die Altes bewahrende Volkssprache und scheinen so Unsicherheit, Verwechslung der Kasus zu vergrößern. „gegen“ z. B. verlangte früher Dativ, jetzt Akk.; der untergegangene Genitiv wurde durch andere Formen ersetzt („wegen den“), s. u. § 38, 1. — Einzelne Präpositionen, „bei, mit, nach“, heute hochsprachlich nur mit Dativ, gehörten früher zu denen, die je nach Ruhe oder Richtungsbeziehung Dat. oder Akk. neben sich hatten; der Berliner Ausgleich bedeute hier also keinen ursprünglichen Fehler. (1740, Berl. geschr. Zeitungen: „hätten Sie Sich nach die Kranke Prinzen fahren lassen“). „bei“ mit dem Akk. gehört auch dem Mitteldutschen an. Ist es manchen Grammatikern auch für schlechter als die Dativkonstruktion, so führt doch z. B. Bödikers Sprachlehre 1690 „bei“ wie „an, auf“ in der Gruppe, die den Dativ oder Akkusativ regiert. Heynag 1772 setzt „bei, neben“ mit Dat. und Akk. an, „mit, nach, außer“ schon mit dem Dativ. Demgemäß ist grammatisch richtig: „obgleich keine Dame nach Hofe und bey die Königin kömmt“ (um 1730, Der braunschweig. Berichterstatler in Berlin), und es ist ebensowenig falsch, wenn derselbe schreibt: „sie wird zwischen die beyde Kirchen angebawt“, denn gemeint ist Richtungskonstruktion. Aber dies zeigt doch, wie alle diese Fälle die Zersetzung fördern können, wie das veränderte Sprachgefühl einerseits, bewahrte Formen anderseits sich kreuzen können, „vor“, heute noch berlinisch in der doppelten Bedeutung (hd.) vor und für, die es nd. und md. hatte („vorn Froschen, vorn Farten“), ist der Form nach obs. *) (nd.:

*) Der junge Lessing schreibt z. B. 17. 5. 1749: „Ich danke Ihnen vor diese große Probe Ihrer Gürtigkeit.“

„vör“). Zum Verhältnis vor: für vgl. noch § 38. 1740 (Berlin. Gedich. auf den Ausmarsch): „Zwei Bürsten hab ich mir erst kürzlich angeschaffet, die eine vor dem Rock, die andre vor die Schuh“. (Beide Bestimmungen stehen ganz gleich, „dem Rock“ ist wohl nur falsche Herstellung in Unsicherheit für das gesprochene „den Rock“.) —

Wir brechen hier die Aufzählung ab und verweisen für die weiteren Präpositionen auf § 38. — Durch alles dieses war ein festes Gefühl für die Rektion geschwunden. (Nicht ganz auslassen darf man wohl bei Beurteilung dieser Fälle, wenigstens bei den hochgestellten Schreibern, die französischen Einflüsse im 18. Jhd., die bei dem einen oder andern die Neigung zur Akkusativform unterstrichen haben mögen.) Die Unsicherheit bringt falsche Formen: Fr. I. schreibt 1701 in dem eigenhändig niedergeschriebenen Krönungsgebet: „Rache auch auß Mich . . einen Diener nach deinem Herzen, Rache . . einen Man auß Jhn. Fr. Wilh. I: „die accis in die Klevische Stette“ 1716 „wie wiertß aber mit die Kur Mer(fische) Manufa(ctur)“ 1721. „Die Regi(eration) soll an der schwedischen schreiben“*). Fr. II.: „von die Wagens, auß die Sportelkaffe, vohr die Flüchtlinge, vohr aller Deiner Mühe, mit die Quackfalbercy, Schlüssels zu die Potsdamsche Spinden; er hat nicht wollen auf der jacht ziehen; ich nehme mir die Freiheit Weinen allergnädigsten Bahter etwas in Seiner Küche zu schicken“. Aus privaten Schreiben der Zeit: in den „Klosterhoffe“ und umgekehrt: „auf dem Dähnhoffischen Platz gebracht“; „haben ihn an der Mühle gebracht“*; ist in die Lutherische Kirche geprediget worden“ u. v. a. m.

War so formal der Unterschied zwischen Dativ und Akkus. (m: n) in zahlreichen Formen geschwunden, war weiter in der häufigen Stellung der Vorwörter nach Präposition das Unterscheidungsvermögen aus verschiedenen Gründen immer mehr verloren, so mußte das wenig geübte Dativ-Akkusativgefühl immer schwächer werden, auch in den Fällen versagen, wo an sich Dativ und Akkusativ noch lautlich auseinander lagen, im Femin. („der: die, ihr: sie“): „in de Friedrichstraße, mit de Hochbahn jefahren“;

*) Hier spielt vielleicht schreiben, bringen mit Dativ ein.

Fr. II. „ich wil sie geben“ statt „ihr“; im Neutrum (Dat. den, Akk. der) obwohl hier doch noch beide Formen bestehen: uft oder ufs Gericht, ufn Gericht, vons Jerüste jefallen, d. h. allerdings nicht, daß sie grammatisch immer geschieden werden. Zu den Formen der persönlichen Pronomina s. §. 32.

2c. Von geringerer Bedeutung war es, daß sich auch bei einzelnen Verben der Gebrauch des Kasus verschoben hat*). Diese Fälle tauchen doch in der Allgemeinentwicklung unter, mindestens wäre der gleiche Zustand wohl auch ohne sie erreicht.

§ 29. Die berlinische Flexion zeigt im weiteren charakteristische Formen in der Bildung der Plurale:

„Stoß Stöcker (Stöcka), Fenster Fenstern, Fingern, Schlüsseln, Stiebeln“, und ganz besonders beliebt -s, Junges, Mechens (Mägdchens 1739). Von eigentlichem Interesse ist nur die letzte Gruppe; denn Stoß Stecker (Flijsenstecka!), obwohl nicht hd., gehört doch in die große Zahl der -er-Plurale, die sowohl im Schriftdeutschen**) wie namentlich in allen Dialekten stark um sich gegriffen haben, und überall dialektisch über die Hochsprache hinaus zahlreich nachzuweisen sind: „Stöcker, proiecter“ Fr. II., „Gewölber“ 1730, „Seydenzeuger“ werden 1739 offeriert. „Steener“ Steine (Heinsus). Danach „Märker“ zu Mark.

Anders ist „Stücker zehne“ zu erklären, „en Wochner dre“. Die Fügung ist hd. und nd. verbreitet. Sie geht zurück auf „ein Stück oder zehn“. 1580: „den schülern so in der Cantorei gehen, sol . . . ein stücke zwei drei oder vier zu singen verleubt sein“. 1587: der Stadtpfeifer soll „ein Stück zwe oder drey abblasen“. Bekürzt: „ein Stück oder vier“, „ein Stück oder drei“ > ein Stücker drei, Stücker drei.

Der verdeutlichende n-Plural ist bei Wörtern auf -r, -l („Fenster, Schlüsseln, Stiebeln“), wo Singular und Plural sonst nicht geschieden wären (schriftdeutsch: Schlüssel, Fenster) vielfach eingetreten. Es waren hier mannigfache Anlehnungen möglich, z. B. an die Feminina: Schüssel, Schüsseln, Nadel, Nadeln usw.

*) Der Sachse Lessing schreibt 17. Mai 1749 an den Vater: „Ich habe Ihnen ersucht.“

**) Heute heißt es Wälder, wo das Wdh. walde hatte.

Bedeutung ist in der Sprachentwicklung der *-s*-Plural, der nd. Ursprungs ist und sich in der Neuzeit vom Norden aus*), und gewiß mit unter starkem Berliner Einfluß, über das deutsche Sprachgebiet verbreitet hat. Auch er diente im besonderen zunächst in Wörtern, deren Singular und Plural sich nicht klar schieden, Wörter auf *-er* (schon im Berliner Stb., 14. Jhd. gremplers Hölzer, beckers, olthüters Schuhsticker Kap. III § 16 A. 1). Sie treten seit Ausgang der mnd. Epoche im Zusammenklang mit der Allgemeinentwicklung der Zeit stärker hervor, anfangs namentlich bei Wörtern auf *-er*, deren Plural sonst undeutlich war. Mit dem französischen *-s*, mit dem man sie gern zusammenstellt, sind sie ohne Zusammenhang. Heynaß, Heinsus merken „Jungens, Mädchens“ als märkische Fehler an, der *s*-Plural gilt Heynaß als pöbelhaft; aber diese alten nd. Bildungen sind trotz dieser grammatischen Unfeindungen volkssprachlich immer mehr vorgebrungen.

Fr. Wilh. I.: „Die Saren sein Bedrigers“, „Wollarbeiters“, „Blagtscheifers“, „Kerrels“ Kerle; Fr. II.: „von alle die Wagens, mit die Wagens, Narens, Docters, Goldmachers, leuffers, Effels“ usw. „herens“ mit doppeltem Plural, ebenso „Herrens“ 1831. Doppelter Plural auch Dreckers, Afers. — Die Gruppe *-rs* wurde früher im groben Berlinischen auch zu *-rsch* (s. § 24, 3), bei Glasbrenner: Holzhauersch, Reibersch; Kalisch, „De Räubersch“. —

Schließlich hat das Berlinische wie andere Dialekte, vereinzelte weitergehende Umlautsformen, namentlich in der Kindersprache, die die volle Festigkeit noch nicht gefunden hat: Arme Arme bezeichnet Heynaß als märkischen Fehler (den auch Fr. W. III. macht), Hünde u. ähnl. Im ganzen sind sie doch nicht häufig. Dagegen Lause, Mause. Der Plural: die Zelten (Wergnügungsstätten im Tiergarten) ist ursprünglich alter Dat. Pluralis (in, unter, bei den Zelten).¹¹⁾]

§ 30. Bekanntlich stimmt im Berlinischen das Geschlecht eines Hauptwortes nicht immer zum hd. Gebrauch: „der Duch“, Luch, „der Wand“ (auch im Intelligenzblatt 1739) das Wand sind

*) Vgl. zur Geschichte der *s*-Plurale Lasch, Mnd. Grammatik § 366, sowie Anz. f. d. Altertum 45, 1; namentlich aber die Monographie von E. Schmann, Der *s*-Plural im Deutschen, Helsingfors 1924.

masc. wie im Nd., „der Ziesarn“ usw. S. d. § 35 unter Wortbildung.

§ 31. Adjektive. 1. In § 28, 2 war kurz auf eine Besonderheit in der Flexion der Adjektive hingewiesen, „die velle Menschen, die schene Eppel“ usw., die vom schriftsprachlichen Standpunkte leicht als „Fehler“ gewertet wird, obwohl sie geschichtlich gut belegt ist. Es ist der Brauch, das Adjektiv im Nom. und Akk. hinter bestimmtem Artikel stark zu beugen. Wir knüpfen hier wieder an die obf. Überlieferung. Im Obf. ist diese Flexion im 17. Jhd. noch durchaus geläufig, ebenso in Norddeutschland, das vom Obf. abhing. Der Hamburger Dichter Rist, Mitte des 17. Jahrhunderts: „die schöne grüne und blühende Ufer an beyden Seiten des lieblichen Elbestromes“. Der Berliner *) Grammatiker Böbker 1690 läßt auch im Sing. masc. starke Form zu: „Nach dem Artikel wird das Adjektiv schwach gebraucht. Bisweilen kann auch im Masculino das „-er“ statt haben. Der knörrender rauher Pöbel und großer dicker Hauffe“, zitiert er aus Luther, „Sonderlich in Versen, wenn ein Vocalis folgt: „Der roter Adler“. Dies ist jetzt aufgegeben. Aber im Abschiedebuch um 1600 findet man stets noch „der Junger“, wo wir heute „der Junge“ sagen. Diese Konstruktion war hier wohl nur schriftlich, dagegen „die schöne Ufer“ eine viel besprochene Form der Umgangssprache. Als solche blieb sie erhalten. (Fr. Wilh. I.: „jeder von die beyde Leutte“, „die verfluchte Blagkscheißers“; Fr. II. „die beide Jachten“).

2. Im Neutrum: „jedet, jroset, klenet“, jedes, großes, kleines, „een klenet Endeken“, eine anscheinend nd. Endung (-t), die doch nicht nd. ist, da das alte nd. Neutrum endungslos war. Dem Nd. entspricht es, wenn Fr. Wilh. I. „ein arm Dorf“ schreibt; „en ehrlich Kind“ 1848, Flugblatt; usw. Dagegen ist in „armet“ die hd. Endung -es (armes) in nd. Form umgesetzt, in der Sprache der Unterklasse an „det, et“ angeschlossen, wie übrigens auch in vielen neueren nd. Dialekten. — Im jüngeren Mnd. war nur das eine Wort „allent“ alles, mit Endung gebildet. Aber gerade dies wird

*) Ebenso der in Berlin wirkende Pöلمان, der sie für nd. (d. i. in falscher Umsehung) hält. Andere bekämpfen sie. Auch Schottels Grammatik verzeichnet sie.

in hd. Umfegung ($t > s$), „allens“, gebraucht, vielleicht weil hier die direkte Anlehnung an „det“ fehlte.

3. Steigerung wie im Hd. Nur neben hoch: „höjer, hejer“ (Fr. II. „höger“) wie im Nd., heechste. Zu nah: „nejer, neechste“; „doller“ und „döller“, „öberste“, „grösser“ als Komparativ zu groß (so auch in den Grammatiken des 18. Jhd.) ist aufgegeben; „schöinner“ noch in der Redensart: „Mein lieber Freund und Jöinner, die Welt wird immer schöinner.“ Dagegen zu klen noch klenner neben klener. Zur Form vgl. § 6.

Im Streben zu unterstreichen: „eenzichste“ zu „eenzich“ wie hochdeutsch.

Zu Bildungen wie „vöächte, vorichte“ (Fr. II. „vohrichte“) vorige, die ihre Endung -te im Anschluß an Zahlen (letzte, erste, achte), erhalten haben, s. § 35, Wortbildung.

§ 32. Pronomen: I ik (ich), D. A. mir; du D. A. dir; er (a) D. A. (ihm) ihn (-n) (em u. f. w. 3.); sie, se D. A. ihr, sie; wir wa, uns; ihr, (a) euch; sie, se, D. A. ihn, se. et es, wird im ganzen wohl nur enklitisch (-t) gebraucht. Hinweisend wird es durch „det“ ersetzt, „det schät ja nist“, auch „det rejnt“.

Über die Form ik und ich s. § 18, enklitisch -t: häk; ich, häbik, alleinstehend, emphatisch: ikke, icke § 16, 5, verstärkt „als wie icke (bin ich gemeint?)“ du: enklitisch: -(t)ə: hastə.

2. Die Hauptfrage knüpft sich an die Dat.- und Akk.-formen: mir, dir.

Den berlinischen Zustand um 1840 etwa möge das folgende, in einzelnen Zeilen oft zitierte Gedicht darstellen*):

„Man spricht das Deutsch, wie stets mir schien,
Am leichtesten doch in Berlin,
Richtig kann man nicht sagen.
Was heißt es auch bald „Mir“, bald „Nich“!
Ei, das geniert ja fürchterlich,

*) Hier (gekürzt) entnommen aus Witt. f. G. Berl. 1913, 132. Mitgeteilt von Oberstleutnant v. Siefert. Die Verse: „ich liebe dir . . .“ bis „ich lieb auf alle Fälle“, entstammen Glasbrenners „Berl. Blumensprache“ (Duntes Berlin, H. 3, S. 42, 1838, Worte der roten Rose). Das Ganze ist nach dem Herausgeber von dem Hoffchauspieler Mühlhng († 1849) zusammengestellt.

Das heißt die Leute plagen.
 Berlinern ist, so arm wie reich,
 Akkusativ und Dativ gleich.
 Anschaulich will ichs machen:
 Ein Jüngling ganz von Lieb' entbrannt,
 Faßt der Geliebten weiche Hand
 Und seufzet Liebesklagen.
 Spricht sie nun: „Ja, ich liebe dich,
 Liebst du mir oder mich?“
 So wird er also sagen:
 „Ich liebe dir, ich liebe dich,
 Wie's richtig ist, das (!) weeiß ich nich
 Un is mich ooch Pomade,
 Wie, wenn ich lieb, es heißen muß,
 Zu suchen erst im Heinzius *),
 Wär um die Liebe schade,
 Ich lieb nich uffn 3. Fall,
 Ich lieb nich uffn 4. Fall,
 Ich lieb uf alle Fälle!“
 Wenn sie darauf nun sinnend steht,
 In süßen Träumen sich ergeht
 Mit lautem Seufzen, Stöhnen,
 Dann hört man aus des Vaters Mund
 Im Wahn, das Kind wird ungesund,
 Bald solche Rede tönen:
 „Ist wundre mir heut über dir
 du isst und drinckst doch sonst vor vier
 Un heute wills nich schmecken?
 Bedenke dir, du isst nichts nich
 Das ängstigt mir ganz fürchterlich
 Kannst du mir so verschrecken?
 Komm her zu mir, setz dir bei mir
 Dir stehn zu sehn, dat (!) jammert mir
 Dir schwächt das lange Stehn.“
 Auf diese Rede des Papa

*) Lies Heinzius, d. i. die oft zitierte Grammatik.

Ergreift die Angst auch die Mama
 Sie läßt sich so vernehmen:
 „Was is mich das mit dich, mein Kind?
 Du scheinst mich nich ganz wohl zu sind,
 Wirst mich doch nich erkranken?
 Du isst mich nich, du drinkst mich nich,
 Sprichst mich mit Watern, nich mit mich,
 Und stehst mich in Gedanken?
 Ich sage dich, sei auf der Hut,
 Das Hungern tut dich gar nich jut
 Wird dich den Frohsinn rauben,
 Drum nimm dich was und stipp dich in
 Dann wird dich ooch bald besser sin
 Das kannst du mich schon jlauben!“

Die hd. Schriftsprache kennt nur Zusammenfall von Dativ und Akkusativ im Plural „uns, euch“. Schon das ist kein ursprünglicher Zustand: das ältere Deutsche schied den Dativ uns, iu vom Akkusativ unsih, iuwih. In verhältnismäßig junger Zeit hat hier der Dativ „uns“ den Akkusativ, bzw. der Akkusativ (iuwih) „euch“ den Dativ verdrängt. Während das Hochdeutsche *) sich auf den Plural der 1. und 2. Person beschränkt, ist im Niederdeutschen, übrigens schon weit früher, derselbe Ausgleich auch im Sing. der 1. und 2. Pers. eingetreten. Mnd. Formen (Kap. III § 18) in Berlin waren mi, di, uns, juw (euch) für Dativ wie Akkusativ. Dieser Zusammenfall ist nicht wie der oben § 28, 2a geschilderte lautlich, sondern syntaktisch, im Satzzusammenhang zu verstehen. Syntaktische Eigenheiten sind aber bei der Aufnahme der neuen hd. Sprachform in Berlin kaum aufgegeben, nur lautliche und einzelnes Wortgut.

Wir versuchen, den „berlinischen“ Zustand historisch zu verstehen. Zur Übergangszeit schieden sich hier verschiedene Gesellschaftskreise mit verschiedenen Sprachformen. Da waren die hd. Hofkreise, deren zunächst auf fränk. Grundlage entwickelte Hofsprache zwischen „mir“ und „mich“ durchaus scheidet, und zwar noch bis ins 17. Jahrhundert, so lange sie in Berlin noch nachwirkt, noch nicht,

*) Hd. Dialekte gehen weiter. Ihne(n) ist hier vielfach auch in den Akkusativ gedrungen.

wie wir das seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts feststellten, vom „Berlinischen“ überwuchert ist. Für die Beobachtung waren die oben herangezogenen eigenhändigen Schreiben der Markgräfin Katharina an ihren Bruder, den Kurfürsten, um 1620 *) wichtig. Sie ist trotz aller sonstigen Fehler voll imstande, „mir“ und „mich“ zu scheiden: „sie wolen mir dar riber nicht geheßig (gehässig) werden; welches ich mich den stetes zu E. liben (Ew. Liebden) versehe; fragett mich; wollen mir stettes in briderlichen genaden gevogen bleibn; Hoff doch, Gott wirtt mir auch Ein mal was eigenes bescheren“ usw. Diese Hoffreise scheiden aber bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts als nichtberlinisch aus unserer Betrachtung aus. Die große berlinische Bürgergruppe (von den nd. Teilen abgesehen) übernahm ganz einfach das nd. „mi“, wie „man“ oder „mank“ und andere nd. Wortformen, namentlich eben kleine Partikeln. Sie sind in dieser Form noch im 19. Jahrhundert, wenn auch schließlich nur im größten Berlinisch, nachweisbar, so bei Jul. v. Wosß, oder im Polterabendscherz von 1831: „Wenn ick daran denke, Führt et mi noch in alle Gelenke“. — „Det is sein Glück, Mosje, Denn ohne mie, Als wenn ickt man nich wäße, Wäre sein schönst Pantoffelgenie Ganz gegangen in de Quiste“. Das gleiche zeigt sich auch bei der hd. Übernahme in anderen märkischen Städten, z. B. in Brandenburg (Md. Jahrb. 14, 36). Die Mittelklasse hatte allmählich einen formellen Schritt weiter getan und das „mi“ der Sprechsprache an das schriftsprachliche „mir“ angeglichen. Für „mich“ war, wie man sieht, dabei kein Platz.

Anderes hatte sich die Schriftsprache entwickelt. Geschrieben wurde natürlich seit Aufnahme des Hochdeutschen in hd. Verteilung „mir, mich“. Ob die Sprechsprache der patrizischen Kreise um 1500 innerhalb Berlins je diesen in Leipzig, Wittenberg, in der Hofsprache gehörten, in der Schriftsprache geübten Wechsel nachzumachen suchte oder wie die große Masse „mi“ oder „mir“ aus der gewohnten Sprechform übertrug, das läßt sich aus dem bis heute vorliegenden Material nicht erkennen. Man wird ja erst anfangen müssen, die berlinische Überlieferung im einzelnen systematisch durchzugehen. Es könnte sich aber höchstens um eine sehr kleine

*) Hohenzollernjahrb. 1901, 132 ff.

Gruppe gehandelt haben; das zeigt sich daraus, daß trotz der hochdeutschen sehr fttsprachlichen Konkurrenz den Ausschlag nicht sie gegeben hat, sondern, wie wir im 17. Jahrhundert deutlich sehen, die Bürgergruppe. Grundlage des gesprochenen Berlinischen ist ursprüngliches „mi > mir“. Erst später dringt dann in Nachahmung des hd. Wechsels hier auch „mich“ ein. Wöbiker bezeugt 1690 in der Grammatik: „Und ist schier der gemeinste Irrtum im Märktischen Teutschen, daß den Dativum und Accusativum oder ‚dem‘ und ‚den‘, ‚mir‘ und ‚mich‘ auch die, so Hochdeutsch reden wollen, nicht unterscheiden“. Auch Frisch (1723) läßt sich über das „mir“ für „mich“, das mit dem Hochdeutschen in früher niederdeutsche Städte gedrungen sei, aus: „Dann da man zum Exempel Platt-Teutsch im Dativo und Accusativo sagt ‚mi‘, als: ‚gib mi‘ *), ‚schlag mi‘, Da haben diejenige, so mit Hoch-Teutschen umgegangen sind, gehört, daß man hinten noch einen Buchstaben ansetzt und haben es ohne Unterschied der Kasus nachgetahn, folglich viel Unteutsches eingeführt als: ‚er hat an mir geschrieben‘ für ‚an mich‘ u. dgl.“ (Grundf. d. L. Sprache, S. 331). Daß der Gebildete, wenn er auch „mir“ sprach, doch schriftlich „mir“ und „mich“ schied, wird nur den wundern, der sich nicht klar macht, daß wir heute tag ich gleiche Umsetzungen beim Schreiben vollführen, daß man in der gelernten Schriftsprache andere Formen, andere syntaktische Gebilde braucht als in der Umgangssprache, daß das gelernte Schreiben für den, der darin geübt, fest ist, etwas anderes ist als das alltägliche Sprechen. Der Niederdeutsche sprach im Mittelalter wi hebt, us, aber er schrieb wi hebben, uns. Der Bremer z. B. sagte: wi hebt jüm schreven, aber er schrieb: wi hebben en geschreven (wir haben ihnen geschrieben), und solche Beispiele lassen sich zahllos beibringen. Die umgekehrten Schreibungen setzen erst ein, wenn aus irgendeinem allgemeinen od r individuellen Grunde die feste Überlieferung, die Sicherheit der gelernten Schriftsprache gestört wird. Solche Erschütterung der schriftsprachlichen Tradition lag ja z. B. bei Fr. Wilh. I., bei Fr. II. vor. Die Markgräfin Katharina, die nicht: „berlinisch“ sprach, schied noch klar. Aber auch Friedr. dem III./I. ist es im ganzen noch möglich. Doch wie bei ihm

*) Das sind berlinische, nicht pd. Formen, pd. „gib mi“.

das berlinische Sprechelement gelegentlich durchbricht („rochen, feife“), finden wir auch für unsere Frage die Spuren der Unsicherheit, zwar eben, im Banne alter Tradition, erst Spuren*): „weiß mir zu erinnern; indem Sie Mirh im Schreiben rühmen (d. i. meinen Stil loben); „kann ich mich einbilden“; „welche enderung mich sehr senfibel ist“. In den Knabenbriefen schreibt er 1670: „daß sie an mir sol schreiben“ 1671: „Ich bitte me Frau wölle mir doch allezeit lieb behalten“ und ein anderes Mal ist charakteristisch dies „mirh“ in „mich“ erst nachträglich gebessert (Hohenzollernjrb. 12, 37). Fr. W. I., unbekümmerter um Stil und Richtigkeit, läßt das gesprochene „mir“ häufig im Schreiben durchklingen, „da krieget mir keiner dazu, die Leute wollen mir forcieren, sie sollen nach meine pfeiffe dance oder der Deuffel hohle mir“. Charakteristisch verschieden davon sind die Jugendbriefe unter den für alle Teile unbefriedigenden Versuchen (Hohenzollernjahrh. 1904), dem Prinzen Gelehrsamkeit beizubringen. In diesen Briefen kommt „mich“ als Gegenform stärker noch hervor als bei

*) Als solche darf man natürlich Formen, wie sie der Zeit angehören, nicht falsch auffassen: „bey mich haben“, „mit mich scherzen“, versteht man nach den Angaben S. 270 über die Rektion der Präpositionen, auch „von mich begehren“, wie denn auch die frz. Gewöhnung des Alt. nach Präp. einspielt. Seelmann hat sich in einem Artikel (Md. Jb. 47, 75) über „Das affusative mir der Berliner“, in dem er sein Augenmerk nur auf dies „mir“ und „mich“ lenkte, die Sprache Frs. III. nicht im Zusammenhang des Sprachgebrauchs der Zeit sah, täuschen lassen. Aus jenen „mich“ bei F., konstruiert er, ohne den sonstigen Zeitgebrauch zu beobachten, daß im Berlinischen, wie sonst im Norddeutschen, zunächst „mich“ gesprochen wurde, „mir“ erst später, im 18. Jahrhundert nachweisbar vordrang. Daß dies für die Mark falsch ist, zeigt das Zitat aus Boddiker 1690, d. i. um die Zeit von Friedrich III. Regierungsantritt. Wir hätten auch Pudor zitieren können, der in seiner „Teutschen Sprache Grundrichtigkeit und Zierlichkeit“, S. 64, Köln a. d. Spree 1672, „er sagte mich, er schlug mir“, moniert. Es ist auch nicht richtig, daß „mit“ anderwärts voran ging. Es wird — Untersuchungen sind nötig — in Ostfalen der Fall gewesen sein, aber gerade dort bringen dann wieder „mir“ aus der Nachbarschaft ein. Die Abtissin von Quedlinburg schreibt 1642: „ich hoff, er wirt mir einmal besuchen; ich mene, er solte mir haben besuchet“. Wenn später in Norddeutschland von Halbgebildeten „mich“ bevorzugt wurde, so war das eben gerade der Gegenschlag gegen das nd. „mi“. (Die Briefe von Friedrichs I. Korrespondentin, der Kurfürstin von Hannover, einer geborenen Pfälzerin, zeigen eine sehr ähuliche, von der heutigen abweichende, Verteilung.)

seinem Vater: 1700 „Ich habe mich sehr versündigt; hat mich gescribn, sie möchten mich noch pardoniren *)“.

Bei Friedr. II. überwiegt „mir“ durchaus: „Ich danke Dhr vor aller Deiner Nähe; lasse Dhr man gut Seind; daß sie Dhr in der Euhr hat; du führst dhr wie ein ungezogen Rint auf; Du wirfst mir zwingen“ usw.

Fr. W. I., Fr. II. sind für den Sprachhistoriker besonders glückliche Ausweichungen von der Schriftsprache, die über die gesprochene Sprache belehren. Fester ist die Kenntnis des gescriebenen Deutsch beim Bürger der Oberklasse, der die höhere Schule besucht hat, die lateinische Kasuscheidung besitzt, so daß schriftliche Ausweichungen im 17., 18. Jahrhundert hier kaum vorkommen. Anders in der mundartlichen Sprechsprache, in der „mi“ bzw. „mir“ galt. Es ist bemerkenswert, daß Fr. W. III. 1810 (in den eigenhändigen Aufzeichnungen „Vom Leben und Sterben der Königin Luise“, her. v. Meisner 1926), der mit Artikeln und Fürwörtern auf gespanntem Fuße steht, doch alle sehr häufigen Fehler gegen die Schriftsprache durch Erweiterung des „mir“ macht **), z. B. „mir zu erheitern“ 21, „nahm sie sich vor, mir mit Gewalt zum lachen zu bringen“ 24, „unterhielt ich mir oft mit ihr“ 31, „hat mir“ 38, „mir zu empfangen“, „sie führte mir in ihre Zimmer“ 43, „enthalte ich mir“ 51, „der mir krank fand“ 48, „ich konnte mir zu keins von beiden entschließen“ 47 usw.

*) Es darf nicht übersehen werden, wie in diesen Fällen hierneben auch französische Einflüsse mit wirksam sind; man beachte die deutsch-französischen Briefe von 1703: „ich habe schlecht gehalten meine versprechung; so bitte ich herr Graff sie wollen so gut sein und vergehen mir alles was ich getahn habe, sie werden sehen hinsüro das . . .“.

***) Nur in der Aufzeichnung vom 19. 7. finden sich falsche mich: in der Rede der Königin: „Mache mich nicht noch so eine Scene“; „drückte mich die Hand“; „ob sie mich noch Gut wäre“. Ebenso in dem Stück S. 70ff., einige mich für mir. In den anderen Teilen umgekehrt. Ebenso bevorzugt der König „ihr“ für sie: „ohne ihr, durch ihr, für ihr, pflegte ich ihr davon zu unterrichten“ 31, „weshalb sie ihr. . . Dame etiquette zu nennen pflegte“ 33, „es machte ihr unglücklich“ 46, „Dieß machte ihr besorgt“ 47. Weiter sind zu erwähnen z. B. „sie hing an diese Frau“ 10, „an den erstgeböhrenen“ 28, aber „sie schrieb an ihrer Schwester 31, wie wir am Wasser kamen 42, mit die 20, 36, an dem sie gewöhnt war 47, Ich habe meiner Frau gewarnt 20, folgte die Verordnungen“ 22.

Wie aber die Schriftsprache bei ungenügender Beherrschung von der Sprechsprache durchsetzt wird, so wird auch andererseits die Sicherheit der Sprechsprache erschüttert, sobald die Schriftsprache (wir erleben das ja noch heute immer wieder an den Schulkindern) auf sie eindringt. Und gerade bei dem Dativ-Akkusativverhältnis, das sich mit dem gehörten, gelernten „mich“, wie Frisch schon beobachtete, irgendwie abfinden muß, ist das der Fall. Jene gebildeten Kreise übernehmen „mich“ auch in die Umgangssprache, und wenn ihnen im Schul-, im fremdsprachlichen Unterricht, im selbstverständlichen Gebrauch der Schriftsprache, das Kasusgefühl neu belebt ist, so dringt doch die Form auch in die Kreise, in denen dies weniger der Fall ist, die mittleren, die unteren, namentlich wohl auch sind es die Frauen, selbst die der höheren Kreise, die bei der stets beklagten schlechten Mädchenschulbildung im 18. Jahrhundert, verbunden mit dem Streben nach Feinheit, hier wohl die Schwierigkeiten des „mir“ und „mich“ nicht immer überwandten.¹²⁾ Wir wiesen oben schon auf Dorothea Mendelssohn (Schlegel), die bekannte, daß ihre Dative und Akkusative vielfach zu korrigieren wären. In diesem Sinne ist das bekannte Wort: „Der Berliner sagt immer mir, auch wenns richtig ist“, nur bedingt anzuerkennen, nur für die ursprüngliche und die rein erhaltene Sprachform. Heynag hält es für nötig, in seiner Sprachlehre 1770 (2. Aufl. S. 247) zu bemerken: „Der Dativ und Akkusativ wird von einigen im Reden zu wenig unterschieden, besonders mir und mich, sie und ihnen, sie und ihr, dem und den“. Diese Unsicherheit, hervorgerufen aus dem Gebrauch der Sprechsprache und den Forderungen der Schriftsprache hat noch lange fortgewirkt, nicht nur wie heute in der Unterklasse, sondern anscheinend bis in sehr weite Schichten hinein. So braucht ja auch der Mecklenburger Blücher, dem ja ebenfalls „mir (mi)“ mündlich näher lag, in seinen Briefen, „mir“ meidend „mich“: 1811 (F. 3. b. u. p. S. 13, 498) allerhöchstderselbe hat mich befohlen . . . Ich werde mich damit noch Zeit geben . . . erbitte mich Ew. Excellenz meinung“ usw. Näher steht uns der junge Märker Heinrich v. Kleist. Er macht in dem langen Reisebrief an seine Tante, Frau v. Massow, vom 13. bis 18. März 1793 ganz erstaunliche Verstöße gegen Dativ und Akkusativ: „er trug mich auf, ihm bey Ihnen zu empfehlen; man stellte es mir frey,

mich eins auszufuchen; ich befah mich eins nach dem andern; — meldete ich mir bey die Herrn Staats Officier“ usw. *). Der junge Handlungsdiener Müller (M. f. G. B. 37, 27) schreibt 1809: „Übrigens, liebster Vater, gehts mich so lala“. Der Weg für die Verwechslung von „mir“ und „mich“ war gegeben, und mit voranschreitender Halbbildung mußte sie zunehmen. Es ist auch kein Zufall, daß in dem oben (S. 276) abgedruckten Gedicht, gerade der Frau die falschen „mich“ in den Mund gelegt sind. Im „Volkskalender des Kladderadatsch“ für 1858 persifliert man diese Unsicherheit durch falsches Bildungsstreben:

„Jetzt is et zwölf und die Sonne brennt
 Mich aufs Plateau mit Kaffernhitze
 Weil sie, wie dies mein Frige nennt
 — Und sehr jebildet ist mein Frige —
 Ins Radir steht vons Firmament
 Ins Radir? oder eigentlich
 Muß et nich heißen ins Radich?
 Na Dich oder Dir — is mich einjal.“ —

Diese Verwechslung wird von einigen Dialektschriftstellern zweifellos falsch wiedergegeben, wenn sie immer gerade das umgekehrte Wort wählen; aus dem Berliner Charakteristikum wird so wieder das „amüsierende“ — das gewöhnliche Los des Berlinischen. Daneben aber bleibt es auffallend, daß zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts auch da, wo eine solche Stellung nicht eigentlich bemerkbar ist, „mich“ so stark Personen der unteren Stände in den Mund gelegt wird. Daß dies den wirklichen Verhältnissen entsprach**), ist kaum anzunehmen; eine Erklärung dafür, außer etwa der kaum genügenden, daß der Autor das Berlinische der Frauen der Mittelklasse in die untere übertrug, fehlt.

*) Andere Fälle sind z. B.: wir frugen ihm, was er eigentlich wollte; ohne ihr; er nahm wahren Anteil an meinen Verlust; Ich legte mich im Bette; ein Feuer, das in unsere Nähe entstand; wir kamen bey den Stein vorbei; ich sah den Stuhl, auf welchem Friedrich ausruhte usw. — Nach der krit. Ausgabe im Bibl. Institut, Bd. V.

**) So bei Tlantlaquatlatli III (1798), wo eine Schlächterfrau, eine Kartoffelhändlerin so charakterisiert werden.

3 Aus der Gruppe der übrigen Pronomina wählen wir noch ein wenig heraus:

Das Verhältnis von „ihm“ und „ihn“ ergibt sich schon aus § 28, aus dem über den Ausgang m : n Gesagten. „ihn“ ist jetzt die vorherrschende Form (enklitisch -n); „ihm“ vornehmlich in bestimmten Verbindungen; „Haut ihm! Hat ihm schon! Hast ihm fliegen sehn?“ Wieder braucht die grobe Sprache in der ersten Hälfte des 19. Jhd. noch die nd. Form „em“ (ebenso in Brandenburg), feiner ihm, wie „mi“ für mir, oder „wi“ für das feinere wir. — Im Femininum überwiegt „ihr“ vor „sie, se“ (vielleicht unter dem Einfluß von „mir, dir“ erhalten) dagegen die, de: „bei die seh nich!“ Die gleiche Verteilung erschließt man auch für das 17. und 18. Jhd.: „hat ihr verkuppelt“, „die Magd hat ihr noch gerettet“. Fr. Wilh. III. a. a. D. 3. B.: „ohne ihr; von da an aber ward auf ihr . . gewürkt; wie wohlthätig für ihr körperliche Tätigkeit seyn mußte; durch ihr“.

Im Plural: sie, se (die, de) und ihn, (ihnen); letzteres ist namentlich in der Anrede die gewöhnliche Form, „ihr“ für Dat. Plur. ist wieder die nd.-märk. grobe Form (vgl. wieder B: 11 denburg), doch jetzt immer mehr zurückgedrängt.

In der älteren Zeit tritt in den geschriebenen Formen das Verhältnis nicht ganz klar zutage; wo Neigung besteht, -n für -m wie gesprochen auch zu schreiben, findet man wohl auch „ihn“ im Dativ Sg. Bei Fr. Wilh. I., Fr. II. überwiegt wohl im Sg. „ihm“, im Plural „ihnen, ihn, sie“. Fr. Wilh. III. a. a. D. S. 50: „ihn gälte es gleich“ (ihm wäre es gleich).

In betonten Formen tritt „den, die“ für „ihn, sie“ häufig ein, wie auch sonst das Demonstrativum das pers. Pron. der 3. Pers. vielfach ersetzt. Namentlich ist „det“ für „er“ gewöhnlich; unter dem Ton auch „dette“ (§ 16). Die alte berlinische Form ist nicht „det“, sondern „des“, s. o. § 4. Erst seit das Berlin. nicht mehr Allgemeinsprache hier ist, seit der Wende des 18., 19. Jhd. dringt „det“ vor, das aber gewiß der groben Sprache der Unterklasse wie „mi, em“ immer angehört hatte. Sehr lange stehen beide Formen nebeneinander. Wie weit die älteren „berlinischen“ Schriftsteller in der ersten Hälfte des 19. Jhd. ein treues Bild des Gebrauchs und der Abgrenzung beider Formen geben, muß durchaus dahin-

gestellt bleiben. Scheint es zuweilen, als ob „des“ in betonter Stellung, „det“ als Artikel vorgezogen wird, so läßt sich das an andern Stellen nicht aufrechterhalten. Trachsel scheidet „des“ das, daß und „det“ dieses, das. Jedenfalls ist die -t-Form, namentlich in neuester Zeit stark vorgezogen und hat „des“ so gut wie ganz verdrängt. Früher glaubte man, im Gebrauch von „des: det“ ein dialektisches Scheidemittel innerhalb Berlins zu finden. So war es wohl nicht, sondern „det“ ist die gröbere, aber vordringende, „des“ die altüberlieferte, feinere, zurückweichende Form. Schon aus diesem Verhältnis ergibt sich, daß der Gebrauch in einzelnen Stadtteilen mit bestimmter Bevölkerungsverteilung allerdings abweichend sein konnte. So auch erklärt sich, daß NB. „des“ für die gezielte Form anspricht.

Häufig ist -s im angehängten Artikel geblieben: aufset Fenster, aus's Fenster; vons Zerüste jefalln.

Unter den possessiven Pronomen sei erwähnt: „unse“. „unse Vater, unse Mutter“; Alf. unsen Emil. Fr. I.: „unse guhte Sehlige königin“. —

Zur Wortstellung: „mein ener Schuh“ der eine von meinen Schuhen, „mein ener Kropp“ (Glasbrenner).

Frageföwort: „wer; wat“ (absolut, um das nicht Verstandene zu erfragen: wä) was, warum. Wie „det“ für „des“, ist „wat“ für „was“ erst mit der jüngerer Zeitsströmung eingedrungen. Genitiv: „wen sein, wem sein, wems“ und lautliche Weiterentwicklungen: „wemst“. — „wat for“ was für, „wat föan Ding?“ was für ein? „wat“ heißt auch hinweisend: wie sehr: „Ne, was des hier doch enge is!“ (Kalisch). „wat“ am Schluß einer Frage: nicht wahr? — „wat“ in der Umschreibung s. § 40.

Unter den Relativen (rückbezüglichen Fürwörtern) ist auch „wo“ zu nennen: 1739: „ein kleiner Seiffessel, wo ungefähr zwey oder drey Eimer Wasser gehen“. Mündlich würde man sagen: „wo 2 Eimer rin jehn“.

Hinweisende Fürwörter (Demonstrativa) waren im vorherigen schon mehrfach besprochen (s. B. der Artikel). Die bei Heynaß angeführte Form „dis“ (dies, das) mit kurzem Vokal lebt weniger im eigentlichen Berlinischen (wo „det“ ausreicht), als in der sonstigen Umgangssprache: „Ra, dis ist mir doch zu arg!“

„Dis möcht ich aber mal wissen!“ — Im weiteren beschränken wir uns hier darauf, „sone, sonne“ solche zuführen („'t jipt sone un solche“) „sonne Menge“. Grundform ist so (e)ne. — „wat“ s. o.

Indefinita: ener jemand, man. Sonst tritt für das unbestimmte man die Konstruktion der 3. Pers. Plur. ein: „se“ (§ 33, 4). — „Keen“ wird gern verstärkt: „keen Naß, keene Laus“. „wat“ etwas, „janz wat scheenet“.

2. Verb.

§ 33. Eine Darstellung des Verbs in seinem Werden oder in seinem Umfange liegt nicht im Plan dieser Arbeit. Es kann sich hier nur um die Anführung einiger charakteristischer Formen handeln. Daß bei den durchaus fließenden Grenzen vielfach Unsicherheit eintritt (etwa auch durch falsches Bildungsstreben, s. u.) z. B. „ihr ißt“ nach „er ißt“, da berl. „er eßt“ wie „ihr eßt“ lautet, ist natürlich. Solche Schwankungen im einzelnen müssen hier bis auf wenige wichtigere Fälle übergangen werden.

1. Präsens und Imperativ (nd. Bildungsweise s. Kap. III. § 19). „It esse, du eßt, er eßt, wir essen . . .“ Die Schriftsprache hat den historischen Wechsel „gelten gilt, sterben stirbt, sehen sieht, waschen wäscht, laufen läuft“ durchgesetzt. In Dialekten sind vielfach abweichende Entwicklungen eingetreten. Unter gewissen Bedingungen (läuft, sauft, backt) ist Umlaut unterblieben, oder aber Ausgleichungen traten ein zwischen Sing. und Plur. („er seht, wir sehen“), zwischen Verben verschiedener Gruppen („er gung“ nach „hung, klung“, s. u. 2a) usw. Die verschiedenen Einflüsse kreuzen sich im Berlinischen heute vielfach. Namentlich gewinnt auch die Schriftsprache, verglichen mit dem 18. Jhd., immer mehr an Boden; so beobachtet man z. B., daß die früher hier gebrauchten Imperative „gebe, nehme“ jetzt zurücktreten, im Gegensatz zu „seh“ und andern.

e in der 2. und 3. Pers.: „er sterbt, spricht, helfst, det jelt nich, er seht“ (s. u.); „du sehest“, schreibt Fr. II.; „er seht“ verzeichnen Moriz, Heinsius, „eßt“ (Moriz) „freßt, leßt (lißt), treßt“ (Moriz, Graupe), verjeßt, stecht“; dagegen „jipst*)“ gibt, „nimt, wird

*) „gebt“, das zu brandenburg. „gäbbt, nämmt“ stimmt, ist bei Moriz getadelt.

(wirt, würt), jeschleht“. Ohne Umlaut vielfach die starken Verben „er wascht, badt, sauft (au < ü), looft, stooft, halt, fangt“ (Fr. II.: „fanget“) „fällt, schläft, blast läßt (läßt“ und jünger „läßt“)*). Dagegen mit Umlaut, in weit verbreiteter Ungleichung an starke Verben, die ursprünglich schwachen: „er fäßt“ faßt, „er frägt“ (das starke Präteritum [Vergangenheit] „frug“ ist norddeutsch ebenso weithin üblich; auch „fiß“ faßte kennt Heynaß).

Damit ist der Unterschied, den die Schriftsprache zwischen den Formen der 3. Pers. Sing. und 2. Pers. Plur. macht, „er hilft, ihr helft“, hier vielfach aufgehoben; daher können, wie oben schon erwähnt ist, weitere Ausgleiche zwischen diesen beiden Formen eintreten: „er ist, ihr ist, er fäßt, ihr fäßt, ihr fährt“, usw.; „ihr unterhält euch“ (Glaßbrenner):

Verben mit *i* im Infinitiv haben vor der Doppelkonsonanz der 2., 3. Pers. Sing. kurzen Vokal: „trichst, trist; lücht“ liegt. Auch „siste, simma“ (bei Graupe 1879), obwohl hier (s. u.) *hd.* siehste zugrunde liegt. *i* in „fikst, fitr“ zu „fiken“.

„er fimt < fämt“ ist sowohl *märk.-nd.*, wie *omb.* und sonst verbreitete Sprechform. Schreibform war „fömt**“), z. B. Fr. II. 1748: „ehr U. nach Berlin fömt“.

Die Präsenzenendung „-tet, -det-, dest“ ist nach § 16 zu -t-, (t) st entwickelt: „hint“ bindet, „reit“ reitet, „fint“ findet „fin(t)st“ findest. t nach ch fällt (§ 20, 6) gern aus: „brauch, braucha“ braucht er.

Gleichen Vokal wie die 2. Pers. Sg. hat der Imperativ Sing.: Daher: „werf, helf, seh, eß, brech, stech (stech'n Jas an)“, aber „jip“ gib und (jetzt gewöhnlicher als das ältere nehme) nimm. „benehme, benehm dir“, auch wohl scherzhaft; Fr. II.: „nehme dir wohl in acht!***) Ebenso schreibt er auch „sehe, gebe“. Die gesamte Formenlehre (und das bezieht sich nicht etwa nur auf die Berliner Volks-

*) Die meisten sind sogen. „reduplizierende“ Verben, die auch *nd.* oft ohne Umlaut gebildet werden.

**) Das gleiche Verhältnis von Sprech- und Schreibform „fämt (fimt)“ und „fömt“, ist z. B. für den Schlesier Dpiß um 1600 nachgewiesen.

***) Vgl. hierzu Zeitschr. d. Sprachvereins 41, 223. Die an dieser Stelle zutage tretende Unstimmigkeit zwischen zwei alten Berlinern über „jib“ oder „sebe“, „nimm“ oder „nehme“ erklärt sich mit durch die wechselnden Ausgleichs einflüsse. Heute ist „jip“ im Berlinischen gebräuchlich. Aber dieser Zustand ist (sprachgeschichtlich) verhältnismäßig jung.

sprache) hat mit wechselnden, zu verschiedener Zeit verschieden gerichteten Ausgleich zu rechnen. Wie bei den schwachen *) Verben, „er lebt, wir leben“, dazu Imper. „lebe“, Vokalgleichheit durchgeht, so gleichen auch viele starke Verben volkstümlich aus: sehen „er sieht“, Imperativ „sehe, seh“. Auch die Imperativendung auf -e **) („verjesse, steche, sehe“) gehört eigentlich den schwachen Verben zu, während die starken (vgl. hd. gib, nimm) endungslos waren. Bei diesem Nebeneinander der schwachen auf -e, der starken ohne -e trat leicht Schwanken ein: „schreibe“ neben „schreib“, „such“ neben „suche“, namentlich bei den Verben, die durch Ausgleich den Vokalwechsel aufgegeben hatten, den schwachen ähnlicher geworden waren: „verjesse“ und „verjeh, seh mal“. Vielfach regelt sich dies Schwanken dann auch wieder durch die Tonstellung im Satz ***).

Die enge Beziehung des Imperativs und der 2. Pers. zeigt sich auch, wenn der Imperat. oft durch die 2. Pers. ersetzt wird: Dann geh dorthin: „denn jehste da hin“. Namentlich drohend: „jehste da hin!“ „wirste da hin jehn!“ s. S 40, 2.

Reste des flektierten Infinitivs: „nisch zu dune, zu sehne“ sind z. B. bei Graupe, Brendike verzeichnet. Heute meist: „Nisch zu machen“.

2. Formen der Vergangenheit. In den meisten Dialekten ist die einfache Vergangenheitsform (Präteritum, Imperfektum) wenig in Gebrauch. Doch ist das Präteritum, wie auch sonst in Norddeutschland, hier nicht ganz geschwunden, es kann namentlich in der Erzählung gebraucht werden. Sehr gern wird in der Erzählung aber berlinisch wie allgemein volkstümlich das Präsens angewandt. Sonst auch die zusammengesetzte Form (Perfektum, Plusquamperfektum). Volkssprachlich weit verbreitet ist auch die Vorliebe, die Vergangenheitsform durch ein zugefügtes überflüssiges „jewesen, jehabt“ zu verstärken: ich war verreist gewesen: „wo ik bei meine Tante war jewesen“. Fr. II.: „derselbe da einmal

*) Schwache Verben sind die gleichförmigen, die in den Vergangenheitsformen -t- anfügen: leben, lebte, gelebt; starke Verben scheiden die Formen durch Vokalwechsel, reiten ritt, laufen lief.

**) Beispiele für die weite Verbreitung von Imperativen mit Vokalausgleich und auf -e, treffe, breche, spreche, nehme, benehme, stehle, vergesse, trete sehe, aus hd. Schriftstellern (auch Goethe) des 18. und 19. Jhd. siehe bei Paul, Deutsche Grammatik II, 225, 232. Nur hat die Schriftsprache diese Ansätze nicht wie das Berl. und andere Volksdialekte fest werden lassen.

***) Andere Möglichkeiten übergehen wir hier.

die Soldaten nach feindt geschickt gewesen" (dem die S. einmal nachgeschickt waren, worden sind).

2a. Einzelne Präteritalformen. „funt“ fand, „bunt“ band, „klung“ klang u. a. m. waren im älteren Berlinischen durchaus gute Formen der allgemeinen Umgangssprache. Es sind die alten, in Anlehnung an den ursprünglichen Plural „wir bunden, funden, klungen“ entstandenen Singulare, die erst im Laufe des 19. Jhd. durch Anlehnung an die Hochsprache zurückgetreten sind *). Dazu kam in „stunt, stunden“ (stand) eine entsprechende Vergangenheitsbildung (anderer Herkunft < stuont, stuonden). Der märkische Rektor Pudor empfiehlt in seiner Grammatik 1672 „stund“ vor „stand“. Diesen Bildungen haben sich andere lautlich nahe stehende Verben angeschlossen: „gung, jung“ ging, „hung“ hing usw.

Fr. Wilh. I.: „da gungs guht und gugen (jugen, jagten) dur schänge“ (frz. change). Fr. II.: sprung. Nicolai (der bekannte Buchhändler und Schriftsteller): bedung. Moriz, Heinsius erwähnen als berlinisch (schon tadelnd): „gung“ (3. Pers. Präs. Sg. „geit“), „hung, gelung, zwung, sprung, trunt“. Die schriftsprachliche Form ist neuerdings als herrschend zu bezeichnen, doch klingt noch nach: „det jung nich“ (gewöhnlicher „jing“). Auch „jolt, jolten“ galt (o, nicht u, weil „golt“ im Dmd. des 16., 17. Jhd. der Form „gult“ vorgezogen wurde). — Auch „stoh l“ stahl, „fuhl“ fiel werden im 18. Jhd. als berlinisch verzeichnet; die letztgenannte Form hat sich, wenn auch jetzt vielfach nur scherzhaft, bekanntlich länger erhalten.

2b. Ursprünglich schwache Verben mit starkem Präteritum: Nd. sehr üblich war der Anschluß der Verben fragen, jagen an das starke Verb (schlagen). „fragen frug“, dazu Präs. „frägt“. Das gleich gebildete „jug“ zu jagen (Fr. W. I. häufig „jug“ jagte s. o. 2a) konnte sich als seltenes Wort nicht halten. „fiëß“ faßte s. o. Umgekehrt wird das nd. starke Verb „kie ken“ jetzt schwach flektiert, kiette, ebenso kraufen (nd. st. krupen) kriecken.

In der Gruppe rennen (sog. rückumlautende Verben) waren, soweit hier nicht schriftsprachliche Gegenwirkung vorliegt, die e-Formen entwickelt: „rennte jerennt, brennte jebrennt, abje-

*) Die Hochsprache selbst hat zwischen „band“ und „bund“ geschwankt in ihrer Entwicklung.

brennt“, und schon meist „abgebrannt; wente, jewent, anjewent, nennte“ und „nannte“, „jenennt“ und „jenannt“.

3. Zur Bildung des Partizips der Vergangenheit. Über den schriftsprachlichen Brauch hinaus steht die Vorsilbe je- vielfach in Fremdwörtern: „gebarbiert“ gibt Heynaß im 18. Jhd. als Sprache „des gemeinen Mannes“, „getujoniert“ (Jul. v. Voss) „jedekliniert“ (D. listige Berlin). — Die Scheidung trennbar und untrennbar zusammengesetzter Verben stimmt nicht immer mit der Hochsprache überein: überfahren: „iberjefahren“ (ibajəfään), wie vielfach norddeutsch.

3a. Einzelne Formen:

lofen (er löft, s. o. 1a): „jelofen, jeloffen“. Die regelrechte Form ist „jelofen“. — „jeloffen“ ist daneben die im Hd. entwickelte Ausgleichsform (wie saufen — gesoffen, so laufen — geloffen), die erst jünger zu berlinischem „lofen“ gestellt ist. Zelter an Goethe 1826 über einen verregneten Ausflug nach Potsdam: „Das heißt geloffen, schlecht gesoffen.“

„jelitten“ geläutet ist nicht etwa eine Scherzbildung, sondern die allgemein omd. Form, schriftsprachlich gebraucht und sehr verbreitet. Neben Inf. „läuten“, d. i. entrundet „leiten“, stand 1. das schwach gebildete „geleitet, geläutet“ und 2. ein zu „leiten“ stark gebildetes, „gelitten“ (wie „reiten — geritten“), in dem erst die Neuzeit und die gebildete Kritik etwas Scherzhafes sieht. — jemalen, jemalt (gemahlen, gemalt). Im Mhd. war mahlen (maln, muol, gemaln) ein starkes, malen ein schwaches Verb (mälte, gemält). Die Schriftsprache hat nhd. zu mahlen ein schw. Prt. mahlte gebildet. Der lautliche Zusammenfall im Präteritum führt in der norddeutschen Volkssprache zu Unsicherheit im Partizip, „det Bilt is scheen jemaln“, „en Funt jemalten Raffe“. Moritz tadelt 1780: „gemahlen (mit Farben)“. Heinßius verbessert „gemahlne Stube“, wie im Berlinischen gesprochen würde.

An die starken Verben haben sich schwache angeschlossen: heften: jehof ten (wie: brechen, jebrochen), jeschumpfen, in jeschonken jeforben (wie: werben, geworben), jemorken. Von den Gebildeten werden die meisten unhistorisch als reine Witzbildungen gefaßt und in diesem Sinne nachgeahmt, etwa „verrißen“ für „verreißt“. — Der Wechsel „jehesßen, jehießen“ zeigt nur dieselbe Unsicherheit

wie in der Allgemeinsprache bei einem Wort, das seine Entwicklung noch nicht abgeschlossen hat: (heißen geheißten neigt zum Anschluß an die Verbalgruppe meiden gemieden: gehießen).

4. Passiv. Das Passiv erhält eine eigene Form dadurch, daß statt der im Hochdeutschen üblichen alten Bildung „worden“: je worden hinzutritt. Passivversetzungen, wie „ich habe es geschenkt gekriegt“, sind nur die gleichen wie überall in der Volkssprache. Dagegen liegt in der Bevorzugung einer Aktivkonstruktion in der 3. Pers. Plur. statt des Passivs doch wieder etwas Charakteristisches, wenn auch nichts Individuelles: „Dir habm se woll mit ne Mohrrübe aus'n Urwald jelockt (s. o. S. 192)“ d. i. Du bist wohl gelockt worden.

5. Einzelne besonders zu erwähnende Verben: haben, „habik, hâk“ habe ich, „se hâm“ sie haben § 16, 21. Im groben Berlinisch hat sich „hebben, hêt“, von Moritz schon als pöbelhaft gekennzeichnete Formen, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch gehalten, auch nd. „hadde“. — Anders ist das auch der guten Berliner Umgangssprache angehörende „jehât jehat“ (s. B. Fr. W. I.) zu verstehen, da hier die omd. und die nd. Form übereinstimmten, die berlinische also von beiden Seiten her bestimmt war.

sein: Die älteren Pluralformen im Präsens sind die omd., „seind, seint“, (sind) als allgemein berlinische Formen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts und noch lange im 19. Jahrhundert. 1566 Kölner Stadtschr.: „vnd seint eine große Anzahl Leute todlichen abgegangen“. — Im Polterabendscherz 1831: „Aberst Sie denken, sie (die Pufferken, Kuchen) seind vull? Ja Kuchen, mein Kind! Man stille! hohl seind se und gefüllt mit Wind. — Seind se man zufrieden.“ Die Form dringt auch in den Infinitiv. In der jüngeren Epoche wird sie durch sint (hd. wie nd.) ersetzt, und zwar in allen Stellungen, die seint hatte, also auch im Infinitiv. „Wolln Se so jut sint; det kann sint“. Imperativ: „Sint se so jut“. — Das Part. ist in alter Zeit „jewest“, auch dies eine Form, die obs. wie nd.-märkisch war, „gewest“ führt Moritz 1780 an. Daneben „jewesen“.

stechen, bekanntlich für hd. „stechen“ und „stecken“ gebraucht. Eine der als speziell berlinisch geltenden Bildungen, obgleich ähnliche Entwicklungen auch in anderen Gegenden nicht unbekannt sind.

„er stecht“, Imp. „stech“, Part. „jestochen“. Die gewöhnliche Erklärung, daß der berlinische Zusammenfall aus dem nd. Zusammenfall beider Wörter zu erklären sei, da das Nd. nur die k-Formen besessen hätte, hält nicht stand, da die Wörter im Nhd., stecken stechen und sticken (stecken) stecken, formell wohl unterschieden sind, wenn auch die Bedeutungen sich oft kreuzen. „stechen“ für „stecken“ trat wohl eher aus „hyperhochdeutschen“ Erwägungen ein. Man empfand das k in stecken als platt und merzte es aus, so mußten „stechen“ und „stecken“ zusammenfallen, um so mehr, als auch die Bedeutungen nicht leicht zu scheiden waren. „gestochen“ (gesteckt) ist im 18. Jhd. auch in der bürgerlichen Sprache zu belegen. — Jul. v. Wosß, 1803, in der „Travestierten Jungfrau von Orleans“: Agnes Sorel sagt: „Lang ist es her, daß ich dich nicht sah, Ich glaub, es sind wohl 2, 3 Wochen, Wo hast du denn die Zeit gestochen? Der Souffleur: Muß heißen, wo hast du denn gesteckt. Ei, wenn das ein Rezensent entdeckt!“

sagen. Neben der hd. Form in der guten Umgangssprache standen weithin in den unteren Kreisen die nd. seijen, säyen, secht sagt, sechte sagte, jesecht gesagt, die von den Grammatikern des 18. Jahrhunderts als „pöbelhaft“ verzeichnet sind. Sie sind im Laufe des 19. Jhd. vom hd. säzen sähte, jesäht verdrängt.

jehn gehen. „jung“ ging s. v. 2. Für die 2. 3. Pers. Präs. Sg. wird um 1770 als „pöbelhafte“ Form das nd. „geit“ angegeben, vor dem Heynag' Grammatik warnt; das läßt, wie bei „seijen“, auf weitere Verbreitung schließen. (Entsprechend ist das von Moriz um 1780 angeführte schlet [nd. < älterem „sleit“] schlägt, aufzufassen). Die im Nd. mögliche Konstruktion von „gehen“ mit „haben“ neben „sein“ (es hat gegangen) findet man auch bei Fr. II.

6. „if will“, „du willst, wist; wiste, willst du“ („wat wistu“ auch bei Moriz). „wir willen“. Präteritum „wollte“. J. v. Wosß gibt als grobe Form der damaligen Zeit „wulde, wulle“. — „if derf“ s. S. 45, neuerdings auch „if dürf“; „derffte“. Präterit. „derfte“, älter auch „dörfte, dorfte“. Partizip „jederft“. — „if kann“ kann, darf. Prät. „kunte“, früher auch in grober Form künfte, kin e. — „If soll“ soll und sollte (solde > soll). „solk, soxt“ soll ich, „softe“ sollst du. Moriz gibt als „pöbelhaft“ fällte, (sollte) an.

Über die syntaktische Zusammenstellung dieser Verben s. § 43.

3. Zur Wortbildung.

In dieser Stelle geben wir nur einige Bemerkungen zur Wortbildung durch Vorfüßen und Endungen. Die eigentlich neue Wortschöpfung (Kadau) usw. ist im Kapitel „Wortschatz“ besprochen.

§ 34. Substantiv. 1. Bei einer Reihe von Substantiven weicht das Geschlecht vom hochsprachlichen Gebrauch ab: „der Duch, der Band“ stimmen zum Nd.: „ein schwarzer Band“, *Intelligenzbl.* 1739. „der Ziejarn“ knüpft an span. *cigaro* (S. 188), „der Jas“ ist ein Wort ohne alte Überlieferung; „der Weihnachten“ in der Bedeutung: Weihnachtsgeschenke der Diensthoten; „der Cel“, *Sl*, Petroleum; „die Murrel“ ist durch die Kugel bestimmt, auch spielt die Pluralauflösung hier mit, „die Schlitte“ im 18. Jhd. (heute der Schlitten) sieht aus als läge falsch verhochdeutsches „de slede“ zugrunde. „Das Wurm“ in Anlehnung an das Kind; so auch „das Balg“. Weit verbreitet ist die Maskulinform „der Seidel“ (hd.), „Liter, Meter“; „der Zist“ ist wohl heute schon meist aufgegeben (ursprünglich Femininum). „Das Chor“ hat natürlich leicht zu Verwechslungen mit „Korps“ geführt. Heynag schon warnt: „Kadettenchor ist nicht statt Kadettenkorps zu schreiben“. „Das Chor“ für den Singschor sagt auch Zelter. (Heynes Wörterbuch von 1804 verzeichnet das Wort als masc. und neutr.) Ein bei Volte Berlin in der Volksdichtung überliefertes älteres Lied auf den Stralauer Fischzug singt: „Alte Weiber die scharmieren, Tolle Köpfe, die prampieren, Und das angenehme Chor Von Besoffnen kreischet vor.“ Provinzielle Umgangssprache ist die Scheidung von „der“ und „das Lohn“, u. v. a. m.

2. Die Movierung der Substantive, d. i. die Bildung weiblicher Formen zu einem männlichen Namen oder Berufsamen, geschah im nd. Berlinischen durch Anfügung von -in(ne) oder -sche an den Namen oder Beruf, z. B. hieß die Frau des Zieglers Hans 1458: *dy mester hansynne dy tigelersche*; *kruthökersche*; 1507 die Jakob Molnerynne, die *schumakersche*; 1602: „ein jeder Knape oder Knepische“ *leinwebergehilfe* oder *gehilfin*. Auch -inne neben dem Beruf: 1516 *bordenwerkerinne*, 1519 *sedelrinne* usw. In der Wendlandschen Chron. 1697: Die *Stubachsche*; der *Halbfußin Schwestermann*. (Der Name der Tochter wurde als Genitivform, z. B. *Grete Langes*, gegeben.) Beide Arten sind

berlinisch lebendig, die Schulzen, Bredown, Buchholzen usw. enthält das alte -in; etwas verächtlichen Sinn, der ursprünglich nicht darin liegt, hat heute -sche, die Langesche, Müllersche. — Sprachgeschichtlich von besonderem Interesse ist dagegen eine zeitweise*) in Berlin im 17. und ältere 18. Jhd. nachweisbare Droversierung -sterinne, die heute im Berlinischen nicht mehr lebt, wohl aber im märkischen Platt (hier freilich jetzt ohne die Endung -in(ne), angewandt auch auf Männer):

Im Fischereistatut über den Dberfischhandel, Berlin 1637 (M. F. 17, 102), wird den Fischverkäufern geboten, sie sollen „nicht mehr als eine Seltsterinne halten“ (d. i. Verkäuferin, zu sellen verkaufen). — Der seltsame Berliner Grammatiker Pölmann kennt im „Neuen hochd. Donat“, Berlin 1671, die Mästerin Mäherin. König, Versuch einer historischen Schilderung Berlins II (1793), 401, erwähnt zum Jahre 1672: Maria Riecks Spinsterin, Bier Spinstermägden (1712 anscheinend auch im Masc. spinster). 1684 finden sich in städtischen Brauereirechnungen Lohnzahlungen an die „Dresterinnen“**), die anscheinend an der Darre tätig sind.

Die Endung hat, seit sie zuerst im märkischen Platt beobachtet wurde, viel Aufsehen erregt***), weil sie in ihrer Abweichung von allen hd. oder beobachteten nd. Formen nur im ndl. brouwester Brauerin (auch im engl. spinster) ihre Entsprechung zu finden schien. Es hat sich seitdem gezeigt, daß sie weiter verbreitet war†), als man zunächst annahm, und gerade auch im Mnd.

*) In älterer Zeit vielleicht nur zufällig nicht belegt, da sie in Brandenburg (spinsterinne 1422) vorkommt — Neuere Verwendung: W. v. Schulenburg, Archiv der Brandenburgia 11, S. 41 und 66, überliefert aus den Rutchdörfern neben „Spinnstan“ Spinnerinnen: „Knullenbuddelästa“ (Kartoffelaufnehmer), „Härksta“ (Harter), „Mähsta“ (Mäher). Ähnlich kennt Kiehebusch im Seltow die Formen für entsprechende Berufe, Brandenburgia 30, 19. Vgl. Leuchert, Z. f. d. Mda. 21, 77. Diese Übertragungen auf Männer sind jung, s. d. folgende Anm. Sie sind erst spät nach Formen wie bindsterin entstanden.

**) oder Drester, die Handschrift läßt Zweifel (Gewerbefachen, Berlin. Stadtarchiv). — Im Statut vom Friesack 1616 (N. U. 7, S. 78) wird neben der harterin die Bindsterin genannt; die männlichen Feldarbeiter heißen ebd.: Mäher, Hewer, Futterfschneider usw.

***) Vgl. neben der oben Anm. *) angeführten Literatur: W. Seelmann Nd. Jb. 47, 42. E. Schröder, Nd. Jahrb. 48, 1 ff. U. Lash, Nd. Korr. 39, 19.

†) Vgl. im Dialekt von Hohenwartsleben bei Magdeburg: naitstrine, Mäherin (Festschr. d. R.-Wilhelms-Gymn. zu Magdeburg 1911, S. 66). In diesem Zusammenhang erhält das fragliche „bekennester“ der Magd. Schöppenchronik ein anderes Aussehen.

(westfäl. märkisch pommersch-medlenb. im 14., 15., 16. Jhd.) im Gegensatz zum Mndl. mit der Femininendung *-sche* oder *-inne* (*-stersche*, *-sterinne*) versehen ist, die wir im 17. und 18. Jhd. auch in den Berliner Beispielen fanden. Auffallend bleibt nur, daß die berlinischen Formen meist erst im 17. und 18. Jhd. beobachtet sind. War hier etwa nach dem Aufgeben der nd. Schriftsprache eine heimische Form, die vorher vermieden war, neu hervorgetreten? Seitdem ist sie dem Berlin. wieder verloren gegangen, lebt aber in der Mark in anderer Form und Verwendung weiter.

Personenbezeichnung auf *-ack*: „Mummelack“ s. S. 163. Das Wort ist heute mit jüngerer Anlehnung zu Mummelsack umgebildet (vgl. Plumpsack, der Plumpsack geht um, Freßsack). Fraglich ist, ob in derselben Weise Demlack (zu demeln; daneben Demelsack, mit dem Demelsack geschlagen) gebildet ist. Die lokale Verbreitung scheint dagegen zu sprechen. Sicher jedenfalls sieht man heute darin gleichzeitigen Anschluß an Lackl, Dummkopf, da die Gruppe Demlack, Döslack (Glasbrenner: Döselack), auch jünger Dummlack, sich im weiteren auf diese Wörter beschränkt.

3. Kollektiva: „Menschheit“ für Menschenmenge. „Die Menschheit!“

4. Abstraktbildungen. a) Eine alte germanische Bildungsweise, die sich namentlich im Nd. erhalten hat, sind die aus Adjektiven abgeleiteten Abstrakta auf *-de*, *-te*: „Dicke, Länge, Wärme, Höhe“ usw. (Vgl. got. *hauhitha*, engl. *height* usw.)

b) Eine andere alte Bildungsweise, die im Hd. beliebter war als die erste, sind die Adjektiv-Ableitungen auf *e* mit Umlaut (älter *i*, ahd. *höhi*, *höhe*), „Länge, Höhe“, ebenso „Alte“, gelegentlich danach „Jünger“. Ohne Umlaut: „Bange“, d. i. wohl das substantivisch gebrauchte (§ 35, 4) Adverb. Verbalableitungen auf *-e*: „Traute: keine Traute nicht“.

c) Entsprechend den hd.-nd. Adjektivableitungen auf *-igkeit*: *Läckschickheit* *Läckschigkeit*.

d) Verbalableitungen auf *-ei*: „Quäselei“ zu quäseln, „Drängelerei“ zu drängeln, „Dudelei“ zu dudeln, „Dreiberei“ zu dreiben, „Holzerei, Keilerei“; (Jederei, Peucker). Die Silbe *ei*, französischer Herkunft, ist seit dem Mittelalter eingedeutscht. Der etwas verächtliche Sinn, den viele der berlinischen Wörter dieser Gruppe

haben, findet sich auch in der gemeinsprachlichen Entwicklung, z. B. Frömmelei.

e) Besonders charakteristisch für das Berlinische und noch vollständig lebendig sind die Verbalableitungen mit der Vorsilbe Je-, ausgehend auf -e. (Die alten neutralen Bildungen sind nominale Kollektiva: Gebirge, Gemüse usw.): „dat Jebrumse“, „Wat is miß det forn Sackerlots verdamtiges int Kellergefalle“, sagt die Porzellanhändlerin bei Lamy (1828) zu der Frau, die die Treppe herunterfällt, „Jedränge“. Zu jedem Verb läßt sich ein solches Substantiv bilden: „Jeduble, Jehabe, Jedüe, Jetriene, Jetröhle, Jeloofe“, stets mit ärgerlich-verächtlichem Nebeninn.

5. Fr. W. I. schreibt 1727: „hat aber kein einziges Muß dazu gesagt“. Heute würde man „keinen Muß“ sagen. Eine Reihe von Substantiven geht auf -s aus. Von konkreten Dingwörtern ist hier Marcks für Mark (schon bei Heynag so verzeichnet; Marks-knochen) zu nennen. Dingris als Behelf für ein Wort, auf das man nicht kommt < Dingrichs (s. § 23, 6) < Dingerich (in dieser Form lebt das Wort noch obf.). Vielfach stehen s-Bildungen bei solchen Wörtern, die das Plöbliche eines Falls, eines Klangs usw. geben: Plumps. Vgl. noch „einen Klats Farbe“ (Zelter an Goethe 8. 2. 1824), wie Klecks zu Klack, Klect, Schubs, einen Schubs geben (schubsen), Hups und Hops usw. (hopfen). een Häppsten zu Happs neben Hüpften Happen (s. Nr. 6).

Die Bildungsweise an sich ist in der Gemeinsprache sehr verbreitet*). Es handelt sich hier um verschiedene Arten der Entstehung: Zu „Dingris“ ist das gleichbedeutende „Dings“ zu vergleichen, d. i. eine alte Genitivform (mhd. waz dinges, vil dinges usw.), die in gewissen Verbindungen fest geworden ist. Ebenso ist „Marcks“ (Marksknochen) eigentlich Genitiv. Diese ursprünglich genitivischen -s sind über ihren Bereich hinaus fruchtbar geworden. In einigen anderen Wörtern: Plumps, Klats, Happs usw. gibt -s doch wohl rein lautwiedergebend, wie die Wörter selbst sind, das Abklingen des Geräusches. Es wird sich schließlich nicht immer hier entscheiden lassen, wie weit die Substantivform, wie weit die Verbform die (schubsen, hopfen, mußen) neben

*) Auch Schnaps ist z. B. so (zu schnapp) gebildet

vielen dieser Wörter steht, das primäre ist, beide Gruppen beeinflussen sich. — Individualisierungen, wie Flaps (Flabbe) Wops, knüpfen teils an Personenbezeichnungen (Knirps), namentlich aber an die häufigen Namen auf s (in Genitivform) an.

6. Als Verkleinerungssilbe dient das nd. -ken, das nicht erst mit der größeren Sprachgruppe in der Zeit um 1800 durchkam, sondern auch der älteren berlinischen allgemeinen Umgangssprache angehörte. Für Namen stand auch die Nebenform -ke zur Verfügung. Fieke nennt Fr. W. I. die Königin. Vergl. danach z. B. Stepke, Fajke (S. 198).

Die nd. Endung ist noch durchaus lebend und wirksam. In „bißken“ z. B. ist sie erst jung an den hd. Stamm gefügt.

o in der Silbe kan klingt neben dem vorn (palatal) gesprochenen k fast wie i. Daher wird oft „-kin“ geschrieben. Zweifelsilbige Wörter auf -e, namentlich wenn d oder t vorhergeht, bewahren -e gern vor -ken, einsilbige schieben oft -e vor -ken ein: „Endeken“ und „Endken“ (Endstken s. u.), „Lotteken, Schnuteken, Jungeken, Männeken“; aber „Dntelken, Mutterken, Kindertens, Madamken, Tietkendreher“. Dabei kann in Gelegenheitsbildungen der Neuzeit der Umlaut fehlen: Stets „Männeken“, aber „Dlleken, Haseken“ und „Heseken“ usw. — Die Bildung mit dem Zwischenlaut -e lehnte sich wohl, abgesehen von Gelegenheitsbildungen, auch an die md., in die brandenburgische Schriftsprache übernommene, Diminutivbildung „Lürichen, Lürmichen“ u. dgl. an.

Bei Stammauslaut -t steht nach alter nd. Bildungsweise -s zwischen beiden -t-: „Stücksten“ Stückchen, „Schlucksten“. Dies -s wird weiter übertragen: „Endsten“ (Endeken, Endken s. o.). So vielleicht auch „Häppsten“, das aber zweideutig (Happ oder Happs) ist. — Das Berlinische folgt nur allgemeinem Brauch, wenn es die Endung -fen an bestimmte Abverbien fügt: „sachteten“ (vgl. mekl. saching, obf. sachtchen), „sehreten“.

7. Fremdwörter. Die Angleichung einzelner Fremdwörter war in den vorigen Ausführungen an ihrer Stelle besprochen. Die Aufnahme älterer Fremdwörter zeigt in Berlin der Art nach, häufig auch dem Wort nach, die gleichen Erscheinungen wie überall. Sie können lautlich (so z. B. profentieren, Dmdibus, Ekkipaje), formell (Lapzierer mit Herstellung der gewohnten Endung -er),

inhaltlich angelehnt sein (so wohl „Polier“ für „Parlierer“ zu parlier, wobei wohl an polieren gedacht ist). Gelegentlich auch Verhochdeutschung wie „Lambauer“ für Lambour.

Zu den Endungen: jee (-ier), Kluffjee f. S. 168; aje, Jul. v. Wöb bildet „zur Spottage“, Schentaage, Karitäten 1780, Kleedage f. S. 166; Droschton, Romang (S. 168); Fressalien, Fressabilien sind aus der Studentensprache eingedrungen. Krepanse zu krepiere. Kapete, schwer von Kapete, zu kapiere, u. a. m.

§ 35. Adjektive: 1. -ich (ig): dreckich, zuchich. Inlautend -ije (§ 23). Auch im Auslaut klingt im -ch (g) gelegentlich Stimmtön des i mit, daher die Neigung -ij, pußij, zu schreiben, die in der Dialektliteratur oft begegnet. — Das -i- der Endung wird nach einsilbigem Stammwort oft syntopiert: dreckich, dreckje; ruppje Bände.

Neben -i: pußlich, pußliche; stinktieblicher Windhund (Glaßbrenner). Diese letzte Gruppe muß mit dem alten -lich (jefällich) ganz anderer Herkunft (nd. -ich: -lit) zusammenfallen.

Die Endung -ich ist über ihren ursprünglichen Bereich der Nominalableitungen hinausgetreten und dient auch zur Adjektivbildung aus andern Grundformen, ja sie wird auch an Adjektive andrer Form gefügt: kaputtich, verfluchtich, verdammtes ins Kellergefalle (§ 34,6). Zu Klocke: klockendich: „eene klockendige Stunde“.

Neben -ich steht, ursprünglich aus einer Verbindung -r-ich losgelöst, -rich: „rumdreibriger Straßenjunge“ (Rumdreiberei; Glaßbrenner), „dreckich“ und „dreckrich“, „inzweerich (inzweet, inzweicht [f. 2])“ „pieprich (piepern), haberich, fipprich“ (und „fippstich“).

2. Mit der häufigen Endung -ich (stobich) wechselt -icht; ursprünglich zwei Endungen (hd. ig, ic: icht) von verschiedener Bedeutung, die sich leicht berühren, und hier wie sonst in provinziell gefärbter Sprache gleich gebraucht werden, zeitweise, z. B. Ende des 18. Jhd., stärker als heute, begünstigt vielleicht noch durch die Adjektivformen mit sekundärem -t (f. § 20, 6), „stobicht, infamicht (infamt), zuchicht, inzweicht; demlichter Junge, noblicht“ nobel.

2a. Anders aufzufassen sind Formen wie „vôächte, vor(ig)te“ vorige: vorchte Woche („vohrigte“, Fr. II.). Diese sind an alte

Superlative wie „letzte“ angeschlossen. (Zur Bildung vgl. neueres „eengigste“). Ähnlich auch die Possessiva „det meinigte“, „deinigte“ (Fr. II.), „derjenigte“.

3. Nominalableitungen auf -(i)sch s. o. § 16. „tisch, politisch“. Die Endung ist über den Schriftsprachlichen Stand hinaus wortbildend: „Sonndachsche Kleeder“, Mählendammscher Jüngling“, Verkäufer vom Mählendamm.

4. Substantive, die adjektivisch gebraucht werden: „puppe, wurscht, pipe, schnuppe“ (S. 207); „manoli“ (S. 205), „knorke“ (S. 204). Umgekehrt „pomade“ (S. 162). Der Gebrauch entstand in prädikativer Verwendung, da im Prädikatsnomen Substantiv und Adjektiv gleich gebraucht sind.

Zum Adverb s. § 38.

§ 36. Zum Verb. I. Einige häufige Ableitungsendungen:

1a. Verba auf -en: -sen -sen; meist sind die -sen-Bildungen Ableitungen aus Substantiven auf -s (§ 34, 5), seltener umgekehrt. Vielfach sind sie vom einfachen Verb in der Bedeutung geschieden, und zwar ist die -s-Form oft Intensiv- oder Iterativbildung zum einfachen Verb: plumpen, die Plumpe ziehen, plumpsen, fallen, ins Wasser fallen, plumps machen (Plump, plumps). — flecken: viel, einen Haufen, Kleck, ausgeben, flecksen, einen Kleck machen (Stosch, Ende des 18. Jhd., führt noch an: Kleck, bekleckern.) S. u. fleckern. — knippen und knippsen. — knicken und knicksen (Knick, Knicks). — mucken und mucksen (§ 34, 5) Muck, Mucks. — abknappen, -knapsen. — huppen, hüpfen, hopsen. — abraksen und abrackern. — abmucksen usw.

1b. -eln: buddeln, rubbelen, inschrumpeln (einschrumpfen), anquaseln, schuckeln, drängeln (drängen), drippeln (: drippen), ufpeppeln (zu Papp, Drei).

1c. -ern: schrubbarn (: schrubby. Nach Schrubby?), studern (stuten, stauchen, „Berlin Se nisch, det studert“), schliddern (zu Schlitten), bekleckern (s. o. flecksen), kieterbieter (nd. kühbäten tauschen). Vor allem sind hier aber die unpersönlich gebrauchten Verbformen zu nennen, „mit drinkert, roochert, schläfert, priesert“ usw., im Sinne: ich habe ein Gelüste

nach. (Vgl. die mnd. Adjektivbildungen auf -ern: krigern(e) kriegerisch.)

2a. Unter den Verbalvorsilben ist ver-(va)- zu erwähnen. Nd. ver- entspricht häufig hd. er-; diese Bedeutung ist auch in vielen berlinischen Ausdrücken bei sonst hd. Form festgehalten: „verfaufen“, ersaufen, ertrinken, „versoffen“ ertrunken, „verzehln“ erzählen (wie nd. verteln), „verfriern“ erfrieren, „verfrozen“ erfroren, „sich verkobern“ sich erholen, genesen, „verschimfiern“. 1681: „Den 28. April versoff Herren Docter Schmidts Sohne in der Spree“ (Wendl. Chron.). „verkältet“ Fr. II.

Daneben ver-: hd. und nd. ver-: verrückt, verasen, verduseln, sich verheddern, verknusen, verkrunkelt (verkrunkst Zelter 1825), verforkst usw.

2b. Vielfach steht die Vorsilbe be- nach nd. (s. L. auch md.) Art bei Intransitiven, wo das Hd. sie nicht kennt. Moriz 1780: „bestehen, behacken“ (hängen), „beliegen, besitzen . . . bleiben“ für „stehen usw. bleiben“. Diese sind heute zurückgetreten, aber s. B. in „Den kann ik nich besehn“, klingt der alte Brauch nach.

2c) Zur Vorsilbe „in-“ ein s. § 8.

3. Eine ganz besondere Verbalbildung, Ableitung von einer adverbialen Bestimmung ist: „unterjearmt jehn“, doch vielleicht durch das Muster unterfassen, „untergefaßt“ beeinflusst: sie hat ihn untergefaßt: sie gehen „unterjearmt“. Scherzhafte Weiterbildung: unterjeärmelt.

Über je- im Verbalgebrauch s. v. § 33, 3.

4. Zur Syntax.

Einige syntaktische Erscheinungen sind schon in anderem Zusammenhange vorweg genommen. S. namentlich die Kapitel über die Verteilung der Kasus, Gen. Dat. Akk. § 28, die starke Adjektivform im Nom. Plur. § 31. Zum Verbum § 33 usw.

An dieser Stelle folgen nur noch einige Zusätze.

§ 38. Präpositionen, Konjunktionen, Adverbien, Partikeln sind im vorhergehenden verschiedentlich erwähnt. Systematische Aufzählung ist hier nicht bezweckt. Nur einige nennenswerte Formen werden hier gebucht, als Ergänzung zum

Vorhergehenden. Gerade in dieser Gruppe hat sich manches nd. Gut erhalten. Die kleinen Partikeln sind bei Aufnahme des Hd. aus dem nd. Wortschatz als Alltagswörter beibehalten, wie die Sprachgeschichte stets zeigt, daß gerade diese Formwörtchen ihre eigene Rolle spielen, besonders schnell oder besonders schwer nachgeben.

1. Präpositionen. Zur Rektion s. § 28, 2b.

„an“ an de Erde: auf die (der) Erde (fallen, bzw. liegen).

„bei“: 1. bei, 2. zu, vgl. § 28, 2b, Fr. II.: heute werde beim Generahl Worten gehen.

„ehr nächste Woche“ s. u. 2 (Konjunktionen).

vor: für, vor. Berlin konnte weder aus nd. noch aus md. Quellen zwischen für und vor*) scheiden (§ 28, 2b). Nd. hieß es in beiden Fällen vdr, md. vor. Demgemäß besitzt Berlin nur ein Wort für beide: „vor“: „vor'n Sechser“, für einen Sechser; „vor de Dohre“, vor die (der) Tür; „vor umsonst“, „vor mir“ was mich betrifft. „vor“ neben Adverbien, die die Hochsprache selbständig braucht, ist in der Volkssprache weithin verbreitet, „vor bestimmt etwas sagen, tun“.

Ältere Beispiele: „Und sein noch nicht all zwey Jahr Daß in dieser Kirchen kein Stand man vor die Schüler verordnet fand“ (Marienkirche, Ende des 16. Jahrhunderts). 1739 Intelligenzblatt: „Ein schön hochgeigiptes Gewölbe . . vor einen Kauff- und Handelsmann . . zu vermietten; vor verdächtig halten.“ Fr. II.: 1748 „Recompence Vohr Seine lange dinste; wan er keine bessere anschlege thun kan, sol er Sie vohr sich behalten.“ Es handelt sich in allen diesen Beispielen um die berlinische Gemeinsprache (wie die omd. und norddeutsche), sogar über die gesprochene Form hinaus. Die mittel- und norddeutschen Grammatiker des 18. Jahrhunderts beschäftigt die Frage des Bereichs von „vor“ und schriftsprachlich „für“ in theoretischen Erörterungen, in praktischen Beispielen sehr stark. Wenn Moritz 1781 für Berlin berichtet: „Nichts wird im Reden und Schreiben häufiger miteinander verwechselt als für und vor“, so meint er damit nicht die eigentliche Volkssprache, sondern das von den oberen Kreisen geschriebene Berlinische, wo durch das schriftsprachliche „für“ Schwanken eingezogen war:

*) Die obb. Verteilung von für und vor war ursprünglich verschieden von der heutigen.

Fr. Wilh. I. 1722: Gott für die Augen haben. Ein Gedicht auf die fgl. Familie 1781: „. . . daß Zieten Gott sey Dank noch lebt, Für den der Feind so oft gebet.“ Die Volkssprache hält noch bis in die Gegenwart am alten „vor“ fest.

„im wahren“ (N. B.: imwahren det Fahren) < in während(er Zeit), in währenden(= et) Fahren. während ist ein altes Partiz. Prf. zu wahren: während der Reise, während dem Essen.

„lang“: längs, entlang. „Wo jehste lank? Dá lank. Vgl. u. 3.

„manf“: zwischen (nd. Ursprungs). Das Wort gehört durchaus der berlinischen Allgemeinsprache noch im 18. Jhd. an. Fr. II., Armeebefehl 1778: „Sollten sich manf den Unteroffizieren, welche so hervortun . . . (F. j. b. u. p. G. II, 555). Nur scherzhaft ist „manf de Linden“, das die Doppelbedeutung des hd. unter (unter und zwischen) nachahmt.

„mit“: mit ohne: ohne „'ne Weiße mit ohne“ (Himbeer).

„nach“: zur Rektion s. § 28, 2. Im 17. und 18. Jhd. auch

„nacher“: „Reisefosten nacher Leipzig“ 1634. (Vgl. u. 3 „seiter rümmer“.) Diese Formen haben sich neben den schriftsprachlichen nicht erhalten.

„seit“, älter auch „sieder, seider, seiter“ mnd. sider seit. 1591: „Sieder seiner aufgelernten Zeit“; 1599: „Sieder Anno 92“ (Abschiedebuch). „seider die affere“ 1712. „zieder den 30. May“ (1728, Fr. Wilh. I.) „seiter den 9. Nov.“ (1799); vgl. nacher.

„uf“, nicht nur örtlich, sondern auch zeitlich, nach nd. doch auch md. Gebr. uch: Nd. „up enen pinxstedach“, an einem Pfingstag. Luxusordnung 1580: „So sollen die Hochzeiten ihren Anfang sontags oder montags ufn abendt nehmen.“ Moriz tadelt „auf den Morgen“ für: am Morgen; doch hat sich das zeitliche „uf“ auf volkssprachlich gut erhalten.

„um“: älter „üm“, s. u. 3; 1. um: um de Ede. 2. wegen, „um die“: ihretwegen, wegen ihrer. „so um Uhre eenßen rum“ gegen 1 Uhr. „um eenßen“ um 1 Uhr.

„wejen“ wegen. Als ursprüngliches Substantiv sollte wegen ein abhängiges Substantiv im Genitiv bei sich haben; aber der Genitiv ist (§ 28, 1) schon früh untergegangen; die Konstruktion „wejen den“ ist daher als allein mögliche die allgemein berlinische gewesen, die im heutigen Berlinischen weiterlebt: Zwar 1592 (Ab-

(schiebe) heißt es wohl noch: wegen der . . . verkaufften Buchdruckeren“, aber Fr. III/I. um 1700: „wegen daß warme Wetter, von wegen meinen zugestohlenen Fluß an der Hand“. „wegen den Todesfall“ 1740 (Geschrieb. Zeitg.). „Er schäme sich wegen den Frieden“ Fr. II. an seinen Vater. Bei Fr. II. herrscht volles Durcheinander: „wegen des geldts und die Flöhthen, wegen der Wagens, wegen die Pferde, den Sahl, den fasanen Meister“. „Von wegen die Leinwebergesellen“ 1604.

„zu (ze)“: „zu Hause jehn, sein“, „Det jehzt zum Ufziehn“ s. u. § 40, 3. Über die Formen „Da hab ik kene Zeit zu“ u. ähnl. s. u. 4. „zu“ gibt sowohl Ruhe wie Richtung an, „zu Hause“ als Ziel ist dialektisch verbreitet. Zelter: „sich zu Hause finden“ d. h. nach Hause. —

Anhangsweise sei noch auf die präpositionalen Zusammenstellungen „nach Schule“ usw. gewiesen. Sie gehen auf die in der älteren Sprache sehr häufigen artikellosen Präpositionalverbindungen zurück, von denen ja auch das Hd. vielfache Reste erhalten hat, „bei Hofe, zu Hause“. 1729: „wie sie sich nun ganz fürchterlich und ängsterlich nach Hofe gemachet“.

2. Konjunktionen.

„derweile“ während. Der Hundefänger hat dem Köter die Steuermarkte „abjeknöppt, der weil er ihm kaskalierte“: „daweile“ indessen, unterdessen.

„ehr“ (ehr, eher). Friedr. Wilh. I.: eher ich nach Stralsund marschieret bin. Fr. II.: „Bohr der Martin nicht wirth placieret Seindt, ehr A. nach B. kömt, so . . .“ In präpositionaler Verwendung s. o. „ehr'n Mittwoch“. wannehr, wennehr wann (nd.) ist eine alte Zusammensetzung wann + ehr.

„ob“ ob, wenn. obste ob du s. o. § 24.

„um det“ damit. Fr. II.: „um das“.

„wenn“ wenn, wann. „wennste“ s. o. § 24. „Als wenn“: als wenn, als ob.

„wie“ wie, als (zeitlich und nach Komparativ), „wie er bei mir war“. Alter berlinisch ist in dieser Bedeutung „wo“, d. i. die nd. Form, die hd. „wie“ entspricht (verschieden von Fragewort wo < wor s. u.), „wo ik bei meine Tante bin (war) jewesen“. — Nach dem Komparativ ist — allgemein norddeutsch, ja viel weiter noch üblich — die eigentliche Positivvergleichung „wie“ auf den

Komparativ bezogen: „weiter wie“; Fr. II. „neher wie“. Auch „als wie“: weiter als wie. — Als wie ick s. § 40, 1.

„wo, woher“, wenn, falls (identisch mit dem Fragewort wo < wor, wo), auch im adverbialen Gebrauch „etwa“. Die ältere Form wor ist im 18. Jahrhundert noch durchaus geläufig. Fr. B. I. „wo sie Ihm wiederbekomen“, wenn, falls, „wo er nit ein guhten pahs hat“. Fr. II. „wohr mir der Teuffel nicht holet, so komme ich gesundt wieder“. — S. auch v. unter „wie“ ein anderes wo, mit dem dieses Wort nichts zu tun hat.

3. Adverbien. „schonst, zwartst, anstahts (Moritz), hernachens“, Adverbien auf -s, -st. Da die Endung -s als Adverbialendung gefühlt wurde im Anschluß an adverbiale Genitive wie „morjens“, wurde sie vielfach an adverbiale Bestimmungen angefügt. „schons > schonst“ nach § 20, 6 „zwars > zwartst“ usw. Neben immer steht im 18. Jhd. auch immer. r(t) > auch rcht; zwarscht s. § 24. „aberst (abercht)“ könnte in gleicher Weise erklärt werden; es ist aber auch auf das mnd. averst hinzuweisen.

„al“ (all) schon (nd.), heute veraltet. Fr. II.: „sie fanget sich auch al an darin zu finden“.

alleweile, jetzt, eben (veraltet), „Alleweile, alleweile!“ war die Aufforderung zum Einsteigen in die Fährboote (Stralau, Moabit).

daweile derweile, indessen unterdessen. S. v. 2, u. 4. — derweile daweile, dermant, da(r)mant, dadermant; dernach, dadernach; dadergegen („woferne er aber dadergegen agieret“, Fr. Wilh. I.) und ähnliche Zusammensetzungen gehen auf zwei verschiedene Gruppen zurück. derweile (daweile) ist Genitiv: der Weile, während der Zeit. dermant, da(r)mant, und mit nochmaliger Beziehung dadermant, stellt dagegen neben die Präposition das Adverb dar der da, das im Nd. gern statt eines Pronoms (z. B. mant den: darmant) neben einer Präposition steht. Diese Bildungen sind auch omd. daweile ist auch berlinische bürgerliche Umgangssprache. dran, drin (vgl. § 8), draus. Neben wo, da: wodran, dadran.

„drum“: 1. darum, „drum doch!“ das ist der Grund! 2. zum Trotz, trotzdem.

„dunnemals“ (s. dun, S. 46) damals (veraltet).

„hernacher, hernachens“ s. v.

„indem“: indessen, unterdessen. Fr. II: „ich gehe indem nach Schlesien“. (Umgangssprache.)

„jehunder, ihunder, zunt. „alleweile jehunder stoßen se uns unter de Nese“ (1848). Wd. Wort. Jetzt berlin. zurückgetreten, in märk. Dialekten lebend.

„lang“ längs, entlang s. o. 1.

„man“ nur bloß (nd. < ne . . . wan nicht . . außer). Das ursprünglich nd. Wort ist ganz fest noch heute auch in der Umgangssprache der Kreise, die nicht eigentlich berlinisch sprechen, trotz der Warnungen der Grammatiker seit dem 17. Jahrhundert. Pudor 1672 zählt das Wort unter die Provinzialismen, die die gute Sprache meiden muß; Fr. II.: „sei man mit dießem vergnügt; glaube Man Gewisse“.

„oben“: oben; hinauf, herauf: „ik jeh oben“, „komm oben“, auch „nach oben“. Der Gebrauch von „uf, zu“ im Sinne von offen, geschlossen, „oben“ oben, hinauf ist allgemein volkssprachlich.

„rum“ (rumlofen), älter „rummer, herummer“. 1780 Moritz: lassen Sie uns um des Haus herummer jehen“; „die hier so rummerlofen“ Lamy 1828; noch älter hieß es wohl rümmer, wie denn „üm“ im 18., 1. L. erst im 19. Jahrhundert durch schriftdeutsches um ersetzt ist. „üm“ ist sowohl omd. wie nd. lautgesetzliche Form. Aus älterer Zeit werden für Berlin auch die Adverbialformen „herauser, hernacher, herinner, rinder“, überliefert. Die Endung *er* hat man aus alter Doppelfügung herumher und analogischer Übertragung erklärt. (Andero ist der Ausgang der Prp. „steder“ seit im 17. und 18. Jhd. zu bewerten.)

„rum(mer)“, ebenso „rin“ (s. noch § 8 1b), „raus, ruf“ (hd. „herum“) gehen auf omd. geschwächte „erin, eraus“ zurück, Formen, die wir bei Luther 3. B. belegen, die dann im Satzzusammenhang zu „rin, raus“ werden (§ 16, 2). Sie stehen bekanntlich so gut für hinein wie herein, die der Norddeutsche nicht unterscheidet. Da nur „rin“ gesprochen wurde, so schwankte die herstellende Schreibung auch zwischen hier und her der ersten Silbe. 1686: „Fische und Krebse so von Lande hierin gebracht werden“ (= herein, in die Stadt). Fr. W. I.: herin marchieren.

„so“. Neben den allgemein üblichen Beziehungen ist hier namentlich auf die Bedeutung „so“: ohne das Gedachte zu weisen.

Vgl. die Sätze im NB.: „Mutter is so jestorben“ d. i. ohne ärztliche Behandlung, auf eine Frage nach dem Arzt. „Kommen Se doch mal so“ (ohne Einladung). „Is se verheiratet? Ne, se lebt so.“

4. Abweichend vom Schriftdeutschen steht im Berlinischen vielfach das mit der Präposition gleichlautende **Udverb** (zu, bei) usw., allein oder mit dem Beziehungswort „da“ (älter „dar“), doch von diesem im Satz getrennt. Es ist die alte nd. (auch md.) Konstruktion des einfachen Adverbs oder der Präposition, bezogen auf „dar“, volkssprachlich sehr verbreitet (dar . . . to usw.: Dar hebben se enen vreden ümme, darüber haben sie einen Vertrag. Dar enkerede sik hertoghe M. nicht an und dede dar nicht to, daran kehrte sich Herzog M. nicht und tat nichts dazu. Ebenso md., Luther: „Da soll es bei bleiben“).

1670 Prinz Friedrich (Fr. I.): „ich habe nicht die Zeit zu gehabt“. Fr. Wilh. I. 1722 „mit euer Alliancen müßet Ihr sehr mit rahr sein; hoffe guthe ardt von zu ziehen; da müßet Ihr das auge auf haben“ (darauf müßt Ihr ein Auge haben). Fr. II. mit ganz volkssprachlich nd. Konstruktion: „es ist derselbe da einmal die Hufaren nach seindt geschicket gewesen; woher selbst er mir zum Gefater bei die Tochter hat, da meine Schwester mit niedergekommen“.

„Da hab ik keene Zeit zu“. „Da kann ik nischt vor“. „Fin(b)ste da wat bei?“ „Meenste mir mit?“ meinst du mich damit?

Zu den Formen mit doppelter Beziehung „dadermant“ s. o. Wat is'n da dabei?“ „Da feif ik druf“. „Da denk ik nich dran“. Entsprechend „wodran, wodrin“.

5a. „Wat“, etwas, tritt zwischen betontes ganz, sehr usw. und das Beziehungswort: „Janz wat Roblet“, „sehr wat Apartet“.

5b. Volkstümlich norddeutsch ist der Gebrauch von ganz für „all“ vor einem Plural: „die ganzen Leute“; ebenso die adjektivisch attributive Form von ganz vor einem zweiten Attribut: „'n janzen großen Korb voll“ einen ganz großen Korb voll.

5c. Die adjektivische Flexion des Adverbs „zu“ ist volkssprachlich allgemein: „ne züe Droschke“, auch „züije“; ähnlich: „inzwee, inzwēije“*).

*) Heynaß: „Ein entzweier Finger, ein zuer Wagen usw. ist falsch, obwohl einige wirklich so sprechen.“

5d. „een“ zusammenfassend vor einem Zahlwort (so auch im Nhd.) gibt diesem den Begriff des Ungefähren: „éene 10 Minuten“ im ganzen, nur, etwa 10 Minuten. Fr. Blth. I.: „vor eine etliche 40 Jahre“ 1722. „Wenn er man een 20 Jahr weniger uf den Pudel hädde“ J. v. Wofß).

5e. Kurz zu erwähnen sind noch die zahlreichen adverbialen Flickwörter: „Sind se ooch nich bese!“

§ 39. 1. Die Lebhaftigkeit des Berliners zeigt sich auch in der Neigung, zu starker Unterstreichung des Satz einganges. Gutzkow nennt daher das Berlinische die „weiche, milde, heimatliche Sprache des Manu! und Ach herrje!“

„Mensch! Menschenkind! Dider! Kleener! Ree! (Ree, sowat lebt nich!) Ree weeste! Du (Du frag ik eenen!) Na! Manu!“ (Man achte einmal auf die Häufigkeit dieses Einsages bei Glasbrenner.) „Eust! uist! (S. 196, Eust! det sag ik!) Au! Au Bade! (S. 195.) Au wei! Eiwei! Eiwei Bade!“ fürchtend, klagend, drohend, bewundernd. „Seh mal! Kief mal! J! J seh mal! Hurree!“ u. dgl. mehr.

2. Aus gleichem Grunde läßt man wohl auch starke Redensarten oft mit dem Verb statt mit dem Pronomen beginnen: „Bist wol lange nich Leichenwagen gefahren! Hast wol lange nich mit'n verbundnen Kop aus's Charitéfenster jekieft? Kri(ch)st ne Wumbe, dasset nur so kracht!“ oder aber ein bezeichnendes, betontes Pronomen steht am Anfang: „Dir laß ik an'n jestrekten (in'n steiwen) Arm verhungern“.

§ 40. 1. Hervorhebung des Subjekts: „Wat meine Dochter is, die . . .“; — als wie ick“ ich, bin ich gemeint. „Je mehr det et lesen duhn“ Jul. v. Wofß.

2. Umschreibung des hervorzuhebenden Verbs mit tun (dun) (Heinsius: „sich freuen tun“) ist allgemein volkssprachlich, namentlich bei vorangestelltem Infinitiv: „wat det kosten dut . . .“ „wer dut eenen denn wat schenken!“ „Denkste denn . . . du Berliner Flanze, det ik jleich dir lieben du, wenn ik mit dir danze“.

In lebhaftem Bericht: Umschreibung mit werden. „Du wird er wollen zärtlich werden“, jetzt wollte er zärtlich werden (Volksjzenen um 1860). Glasbrenner läßt Nante vor Gericht

eine Keilerei beschreiben: „Kippemann, Schebede . . . werden mir beistehen . . . , kurzum det wird Ihnen da eenen Skandal jeben, Herr Justiz, det ik denke, Europa schießt Kobolds“.

Ähnlich im abhängigen Satz: „ik denke, mir soll der Schlach rihren (mir rihrt der Schlach)“; sollen hat hier die alte futurische Bedeutung (werden) in der Umschreibung. „Denn solln Se wat erleben!“ (vgl. hd. ähnliche Konstruktionen).

Umschriebener Imperativ, vgl. § 33, 1. „Willste, wirste (wiste) jehn!“ „Dette jehst!“ auch „Detste“ . . . (zur Bildung s. wennste § 24). Auch die einfache 2. Pers. Sg. Prf. genügt: „denn jehste dahin“ (dann geh dahin). Partizip an Stelle des Imperativs: „Man nich jeschimpft!“

Seltener ist die Umschreibung: „Laß er“: er soll, er möge. „Laß er watten“, in weiter verbreiteter Form (vgl. Frischbier, Preuß. Wb.). „Laß er man kommen!“ Es ist wohl eine Kontamination von „Soll er nur, mag er nur“ und „laß ihn nur kommen“. Sie gilt vielfach als jüdisch, doch ist sie es wohl nicht ihrer Entstehung nach.

3. Nach „haben“ wie nach Verben der Bewegung, steht statt des alten Partiz. Präs. (liegende) der abhängige Infinitiv mit zu (ze): „Wat haste da zu liesen?“ „Er kam daher zu gehen“ (Moriz). Diese Konstruktion bei Verben der Bewegung ist im Neuniederdeutschen allgemein.

Substantivierter Infinitiv statt des abhängigen Infinitivs: „Det jehz zum Afziehen“ (geht aufzuziehen) s. o. — Flektierter Infinitiv § 33, 1.

§ 41. 1. Doppelte Verneinung, d. h. „nicht“ neben irgend/ einem andern Verneinungswort, ist eine Konstruktion, die der Volkssprache, vielfach auch der höheren Umgangssprache*), all/ gemein eigen ist. Sie erhält sich und erneuert sich immer wieder im Streben nach Deutlichkeit, das, gewöhnt, durch „nicht“ zu ver/ neinen, dies hier vermiste „nicht“ einfügt. 3. W. neben „keine“: 1603 „keine Gesellen nicht“. Fr. II.: „hat keine Reputation nicht.“ Moriz: „nichts nich“. — „Dadrum keene Feindschaft nich!“ „Det

*) W. Alexis (Cabanis) „. . . E. fand sich nicht veranlaßt weder . . . zu fragen, noch . . .“

hat mit noch keener nich jesaicht“. „Mir hat keener nischt nich zu sagen“, „nie nich“.

2. Ein „nicht“ der Ungewißheit, wie in der allgemeinen Umgangssprache, in der Frage: „Kennste nich den Kerl da drüben?“

3. Das überflüssige fragende „nich“ am Ende einer beliebigen Aussage ist erst neuerdings von der Wasserkante her eingedrungen.

§ 42. 1. Die Volkssprache meidet weite Spannungen, weite Zwischenstücke zwischen dem Subjekt und dem flektierten Verb des Satzes. Während die Schriftsprache das Hilfsverb im Nebensatz ans Ende stellt, oft durch eine Reihe verschiedener Satzglieder vom Subjekt getrennt, schließt die Volkssprache, die nur kleine Gruppen übersteht, die zusammengehörigen Teile enger zusammen. Das gilt besonders für das Subjekt und das flektierte Hilfsverb: „wenn wir wären schneller gegangen. . .“ (wen wa wëan snella jeyang).

Historisches: Berl. Stadtb. (mnd.): Ofte ein wynman synen wijn nicht künde geschenken ausschenken könnte. Kölner Stb.: dy yenne dy sy em heth vorkoft verkauft hat. — 1691 „Sofern er ihr würde lassen einen Schimpf anthun“. „Ob er auf geschene Citation wird wieder kommen“. Fr. Wilh. I. 1721 „wen er sollte zu sterben kommen“, „das er mögte die sache zu ende machen“. 1723: „vor ein Könnig in Preußen, der selber alles Regiret und sich nicht durch die Ministers sich leßet bey die Mahse führen“. Fr. II.: „daß es wieder wird Schif (schie) gegangen Seindt; weillen ich wil aufzeichnen laßen; wann die Zeichnung wird fertig Seindt; die zufälle, die Dühr flegen gegen den Neuen Mohnt zu kommen“ (um Neumond zu kommen pflegen).

Anm. Dagegen ist heute die Nebensatzstellung nach dem aufgegeben: 1525: „denn er gesagt (hat)“. 1603: „denn er vor guth nicht erkandt wurde“. Fr. W. I. „denn wier ungewohnet seyn“ usw.

2. In Zusammenhang damit steht die — allerdings auch in der norddeutschen Hochsprache hervortretende — Neigung, die Verbteile zu nähern und die adverbiale Bestimmung ans Satzende zu bringen: „Warum haste denn vorchte Woche nich mitjemacht nach Tejel?“

3. Dementsprechend auch: „werden jo keene Narren sind und laassen sich greifen; — wird doch keen Narre sind und geben dir

eenen; — können Sie auch bald kommen und holen sich Bescheid“ (Zul. v. Wof). Ähnlich auch Fr. II.: „So muß er den jungen Sopran engagieren und Schicken ihm je eher je lieber“. Auch diese Satzbildung knüpft an nd. syntaktische Formen an.

§ 43. 1. Die junge schriftsprachliche Konstruktion des Irrealis „hätte tun sollen“ ist in die Volkssprache erst spät und nur zurückhaltend gedrungen. Mnd. (entsprechend mhd.) heißt der Irrealis in Berliner Texten z. B.: he scholde gedan hebben, daneben jünger: dy he het muten betalen. Die Volkssprache bleibt gern bei der alten Form, die das modale Hilfsverb, sollen, können usw., flektiert, haben, sein im Infinitiv, das eigentliche Verb im Partizip braucht: „Det soll (soll) ik man haben jewußt (jewußt haben)“. Einfacher: „Det mußte schon längst fertig sind“ hätte fertig sein müssen. „Det konnte schonst in Betrieb sind“ hätte sein können. Daneben auch Anschluß an die hochsprachliche Konstruktion: „Det hätt ik man ehr sollen wissen“, vielfach mit Infinitiv der Vergangenheit: „Da hättste solln dabei jewesen sind“. — „Papa hätte man die Ausspannung lange sollen ufgegeben haben“ (Zul. v. Wof). Aus derartigen nebeneinander stehenden Formen, hätte sollen, sollte haben, würde haben, hätte würden*), erklären sich wohl die Konstruktionen, die Gottsched als charakteristisch märktisch (d. h. berlinisch) tabelt: „ich hätte ihn loben würden“ statt des gewohnten „würde ihn gelobt haben“. Ungern gibt Heynag (Briefe) die Wichtigkeit dieser Beobachtung zu. Die Formen sind seitdem aufgegeben, aber ganz gleichartig sind Bildungen wie sie Graupe 1879 verzeichnet: „den hätte ich mechten sehn; det hättste ja gleich konntn sagen (konntste ja fleich haben gesagt; det hätt ik eher sollten jewußt haben (sollt ik eher haben jewußt“).

2. Zur Bildung der Vergangenheit (ich war verreist gewesen), des Passivs, s. o. § 32, 2, 4.

*) Vgl. auch: ich hätte ihn loben wollen, würde ihn gelobt haben.

Anmerkungen

Kapitel I

¹⁾ Vgl. W. Merz, Lebenserinnerungen, hersg. v. Ewert. Neue Ausgabe. Berlin 1905, S. 368. Th. Fontane, der ja in seinen autobiographischen Schriften wie in seinen Briefen (abgesehen von den Dichtungen, in denen gelegentlich Berliner Redensarten die Färbung vertiefen) manches berlinische Wort braucht, so unsympathisch ihm, wie er mehrfach ausdrückt, das Berlinische klingt, erkennt doch feinsinniger die waltenden Gesetze, etwa bei Besprechung der „Wrangellana“ im Bär 6 (1880, Briefe II, 26 An W. Herz): „Auch halt ich die Mehrzahl für echt; nur die Kunst des Vortrags ist unzureichend . . . Von Behandlung des Dialekts und den feinen Gesetzen, die dabei mitspielen, hat er keine Ahnung“.

²⁾ Der Berliner Philologe v. d. Hagen 1848 (v. d. Hagens Germania 8, 213): „Die Mundart Berlins, eigentlich ein vornehm gewordenes und verhochdeutsches Plattdeutsch einer kleinen Stadt . . ., welches selbst in der tollen und lächerlichen Verderbnis seine Regeln hat.“ Aus vielen ähnlichen Urteilen greife ich noch ein 60 Jahre jüngerer heraus (Weil. u. Münchener Allgem. 3. 8./6. 1903): „Das Berlinische ist wie allbekannt eine niederdeutsche Mundart, die eine besondere Färbung erhielt durch das jahrhundertelange Zusammenwohnen einer großen Bevölkerung auf kleinem Raume und ohne namhafte Vermischung mit fremden Bestandteilen.“ Ich gestehe, daß ich mir nicht vorstellen kann, was sich der Verfasser philologisch dabei denkt.

³⁾ So schon 1781 E. Ph. Moritz, Über den märkischen Dialekt S. 17. Er erklärt, es sei aus korruptem Plattdeutsch und Hochdeutsch zusammengeschmolzen und mit Sprachfehlern durchweht.

⁴⁾ „. . . kaum irgendwo an ‚Walddeibelungen‘ vorübergegangen sei, der nicht ähnliches empfunden habe . . . (man) gäbe dem frierenden Wurm einen Silbergroßchen oder man täte es nicht. Das erstere zu besingen sei prosaisch, das zweite jämmerlich („mierig“) sagte er auf gut berlinisch.“

⁵⁾ Trachsfels kleines Büchlein ist ein erster Versuch, angeregt durch Londoner Slangsammlungen. Er sammelte den Stoff schon seit 1846. Zuweilen scheinen seine Formen etwas fraglich, was, da L. nicht so schlecht beobachtet, wie Brendicke und „Der richtige Berliner“ ihm unterstellen, wohl darauf beruht, daß er zersetzte Sprachformen nicht immer von „grammatisch richtigen“ schied.

⁶⁾ Eine gewisse „kurbrandenburgische Derbheit“ stellt Fontane bei Friedrich dem Großen fest.

⁷⁾ Diese grobderbe Art, die „sein Blatt vor den Mund nimmt“ und dem an diese Art nicht gewöhnten Nichtberliner leicht aggressiv erscheint, hat, neben manchem andern, mit dazu beigetragen, dem Berliner überall so geringe Sympathien zu eröffnen. Denn die weit verbreitete Stimmung gegen Berlin ist nicht

neu. Die Berlin. Monatschr. 6 (1785) schon bringt S. 311 „Ein Wort über die vielen anti-berlinischen Schriften in unsern Tagen“. Zelter macht einmal seinem Herzen Luft über die vielen, die sich zum Tadel berufen glauben (An Goethe, 24. 3. 1818): „Endlich ganz ehrlich gesprochen, wißt Ihr Herren in der Ferne doch alle nichts von Berlin, wo, wie aller Orten, eine lebendige Gegenwart jede Vorstellung und Gedanken Lügen straft. Man könnte recht gut mit etwas weniger Denken fertig werden, wenn man Ort, Zeit und Gelegenheit für das nehmen will, was es ist. Ich bin wenig herumgekommen, aber wo ich gewesen bin, habe ich bald genug wahrgenommen, daß sie auch mit Wasser kochen. Wenn meinesgleichen es nicht gar zu übel empfinden, wie wir, freilich zu oft mit Recht, gescholten werden, so ist es dagegen wie eine Pest, daß gescheute und würdige Menschen, wie sie den Fuß ins Tor setzen, uns mit Vorführung unserer Torheiten zu gastieren glauben. . . . Es ist noch die Frage, ob es einen Ort in Deutschland gibt, wo du so redliche Verehrer hast als bei uns. Du kannst es auf unsere Gefahr versuchen (nach Berlin zu kommen), und ich bin gewiß, Du gehst mit andern Gedanken von uns als du kommst.“ — Auch an Fontanes Brief an Sturm vom Jahre 1853 über denselben Gegenstand sei erinnert.

⁸⁾ In Zelter 30. 10. 24.

⁹⁾ Zu Eckermann 4. 12. 1823. — In Zelter 30. 12. 25: „Ihr Berliner jedoch seid mir die wunderlichsten Leute. Ihr schmaust und trinkt und verführt euch untereinander, so daß Mord und Totschlag im Augenblick und tödlicher Haß in der Lebensfolge daraus entspringen müßte, wäre es nicht in eurer Art, das Widerwärtige auch stehen zu lassen, weil denn doch am Ende alles nebeneinander verharren kann, was sich nicht auf der Stelle aufspeist.“

¹⁰⁾ Die älteren Grammatiker sahen im Berlinischen Sprachfehler, die sie verbessern zu müssen glaubten. Der erste wissenschaftliche Vortrag über das Berlinische, der mir bekannt ist, wurde im September 1847 von Dr. Holzapfel in der Berlinischen Gesellschaft f. d. deutsche Sprache gehalten (v. d. Hagens Germania 8, 345). Der Bericht lautet seltsam genug und läßt nicht gerade großes Verständnis für die berlinische Sprachgeschichte erkennen: „Dr. H. las über die berlinische Sprache, insofern sie sich zu einem eigenen Dialekt gestaltet hat, durch Verkürzen und Wegwerfen der Endsilbe, der Anfangsilbe, einer Silbe in der Mitte, eines Konsonanten oder Vokals, Zusammenziehung mehrerer Silben, Vertauschung der Konsonanten.“ (Ähnliche Auffassungen treten übrigens noch heute auf. Vgl. z. B. einen Aufsatz von D. Prochnow, „Das Berliner Platt“ in den „Annalen d. Naturphilosophie“ 14, 175 ff.) Einige Berliner Wörter behandelte Maßmann in seinem Vortrage „Über Sprachreinheit“ in der gleichen Gesellschaft im gleichen Jahre, vgl. ebd.

¹¹⁾ Vgl. z. B. Clauswitz bei Vormann, Bau- und Kunstdenkmäler Berlins S. 21, 23; Raeber, WfGB 1916, 77.

¹²⁾ Kap. III Anm. 13.

¹³⁾ Gündling, der Historiograph und Hofnarr des Königs, wurde in einem Weinsäß begraben mit der Aufschrift: „Hier liegt in seiner Haut, halb Mensch, halb Schwein, ein Wunderding, In seiner Jugend klug, im Alter toll, Des

Morgens voller Witz, des Abends immer voll, Drum schrie Bachus überlaut,
Dies teure Kind ist Gündeling.“ Nach dem Bericht des braunschweigischen Resi-
denten in Berlin SchrWfGW 48, 49, 226. Mehr derben Witz finden wir schon in
den Geschichten, die Faschmann (Leben und Laten des . . . Königs von Preußen.
Hamburg u. Braunschweig 1735) berichtet, wie der König einem Mann, der sich
über seine Frau beklagte, einen Stock schickte, auf dem die Worte standen: recipe,
probatum est, daß ein andermal der König die gepuzte Kleidung des franzö-
sischen Gesandten dadurch lächerlich machte, daß bei der großen Pfingstrevue zum
Entsetzen desselben die Profosse der Regimenter mit noch größeren Rodaus-
schlägen, Hüten und noch größerem Haarbeutel als der Franzose trug, erschienen.
Zu erinnern ist auch an den Meidtopf und andere bekannte Anekdoten. Übrigens
spricht doch aus allen diesen Geschichten die kleinbürgerlich-nüchterne Art, wie sie
auch dem in kleinen Verhältnissen gewordenen Berliner bis in sehr neue Zeit
hinein anhaftete.

Kapitel II

¹⁾ Die Fragestellung darf jedoch für unsern kurzen, lediglich einleitenden Über-
blick vereinfacht werden. Wir lassen die siedlungsgeographischen Fragen, die
agrarhistorischen Lösungsversuche, die dort augenblicklich im Mittelpunkt der
Diskussion stehen, beiseite und beschränken uns auf das, was sprachlich einfach
abzulesen ist. — Statt einer hier unnötigen Aufzählung der reichen historischen
Literatur sei nur auf einige zusammenfassende Aufsätze der neueren Zeit ver-
wiesen: A. Ernst, Krit. Bemerkungen zur Siedlungskunde in: FjB. u. p. S. 23,
323; E. Kaerber, in: FjB. u. p. S. 38, 30ff., wo die neuere Literatur zur ganzen
Frage kritisch besprochen wird; dazu jetzt Mielke, Brandenburgia 1926, 1 ff.;
Kieckbusch, ebd. 33 ff.; W. Hoppe, Ergebnisse u. Ziele der märkischen Landes-
geschichte, FjB. u. p. S. 37, 187. Eine Zusammenstellung der Literatur für
weitere Kreise bietet H. Kügler, WfGW. 1924, 73 ff. Vom kirchenhistorischen
Standpunkt aus bespricht H. F. Schmid, Das Recht der Gründung und Aus-
stattung von Kirchen im kolonialen Teil der Magdeburger Kirchenprovinz, die
Siedlung in: J. d. Savignystift. Germanist. Abt. 44, 1 ff. Als jüngste Veröffent-
lichung sei diesen Arbeiten noch hinzugefügt W. Gley, Die Besiedelung der
Mittelmark von der slawischen Einwanderung bis 1624. Stuttgart 1926. Leider
sind die Namendeutungen, mit denen die sonst verdienstliche Arbeit ihre ander-
weitigen Betrachtungen ergänzt, vielfach mißlungen, offenbar ohne philologische
Schulung, nur mit Hilfe älterer Nachschlagwerke und in ihrem Wert ganz ab-
hängig von diesen. Es wäre sehr wünschenswert, wenn den ältesten Orts- und
namentlich Personennamen einmal von philologischer Seite Aufmerksamkeit
gewidmet würde, allerdings möglichst nicht mit örtlicher Beschränkung, sondern
— denn man hat immer wieder mit Durchgangsstationen zu rechnen — mit
systematischer Zusammenfassung der wichtigen märkischen Gebiets-
teile auf der Grundlage des örtlich zusammengestellten Materials.

²⁾ Jrgendein Zweifel daran, daß dieser Name kein germanisches Wort ist, ist
sowohl durch die Form wie durch das Verbreitungsgebiet auf kolonialem Boden

vollständig ausgeschlossen. Für die Erklärung ist, was schon vielfach beobachtet ist, darauf hinzuweisen, daß sich hier im Osten die Bezeichnung „Berlin“ öfter findet, ursprünglich wohl als Flurname, dessen genaue Deutung den Slawisten überlassen bleiben muß, ein aus der Umgebung hervorgehobener Platz (anscheinend sumpfiger Natur). Früh ist er in den Orten des Ostens nachweisbar, in Halle z. B. wird der auch heute noch für den Platz bewahrte Name Berlin im ältesten Schöffnenbuch aus dem 13. Jhd. oft genannt (z. B. Hall. Schöffnenbuch S. 8 u. 3.: dat egen dat up deme Berline leget) und ist somit als früh ein-
gemeindeter alter Flurname bezeugt. Aus Anhalt bringt Wäsche, Landeskunde v. Anhalt, S. 367, den Namen des Dorfes Berlinken (1582); eine Familie Berlin in Zerbst 1324. Beispiele aus der Mark Brandenburg s. z. B. bei W. v. Schulenburg, Hirtenleben in der Mark Brandenburg, Glossar S. 77 f. und an vielen andern Stellen. Eine villa Bralin Meckl. Urkundenbuch I, 440 (1235), Jacobus de Brelin (1273) ebd. II 452; Berliner See bei Bugenhagen in Renvorpommern, Brandenburgia 1908 S. 220, usw. — Dagegen irrt Clauswitz, wenn er in seiner Ausgabe des Kölner Stadtbuchs S. 8 weitere slawische Namen innerhalb Berlins feststellen will, wenn er an erster Stelle den Saffennamen „Gethol“, ein klares und deutliches deutsches Wort, mit einem einmal in einer polnischen Urkunde (also aus einer andern slawischen Sprache!) von ihm angetroffenen chechol zusammenstellt, das er als Sumpf erklärt. Ihm folgt mit phantastischer Weiterdeutung H. Paßig, dessen Artikel Berlin und Köln in dem sonst für weitere Kreise anregenden Büchlein Alte Ortsnamen im Westen Groß-Berlins (Berlin 1926) kaum die Zustimmung der Fachkreise finden werden. Zur Erklärung von Gethol (Jechol s. S. 53). (Ganz abgesehen von der Uebersetzung, von der Eindeutigkeit des deutschen Wortes wäre schon die Entwicklung Chechol > Jechol schwierig, es sei denn in Anlehnung an ein deutsches Wort. Weder Jechol noch Krduwel (S. 49), noch Krank (Nebenform zu Kran; Stadtbuch), die Clauswitz als slawisch anspricht, noch das von anderer Seite angegebene Mullenmarkt (S. 48) sind slawisch; die Straßennamen, die die Stadtbücher überliefern, sind alle deutsche Bildungen.

²⁾ Die unglückliche Schreibung „Köln“ beruht weniger auf Festlegung einer älteren Schreibform mit zwei l, die im Zeitalter der Konsonantenhäufung auch vorkam, als vielmehr anscheinend auf der zeitweise herrschenden Anschauung vom slawischen Ursprung des Namens, in dem man unter Hinweis auf die alte Schreibung Colne „kol“ Pfahl finden wollte. Es ist dies ein Mißverständnis: Colne ist nicht mit o sondern mit ö zu lesen, der mittelalterliche Schreiber schreibt o für ö. Die häufige dilettantische Behandlung der Städtenamen allein kann es erklären, daß man den Namen Köln für wendisch, den Namen Berlin mit seiner un-
deutschen Betonung für deutsch nehmen konnte. Die Anknüpfung des Namens Köln an die RheinStadt, die die Forschung neuerdings wieder aufgenommen hat, findet sich übrigens schon früh. Die oben erwähnte Akademiedruckt von 1752 vertritt sie schon.

³⁾ Kaeber in seinem schönen Aufsatz, Zeitschr. f. Politik 9, 428, meint, Markgraf Johann habe der Stadt den Namen „des heiligen Köln“ ohne Anknüpfung,

ohne Beziehung gegeben. Das ist nicht glaublich. Ks. Hinweis auf die jüngere märkische Benennung von Neu-Landsberg, Neu-Berlin (Berlinden) scheint mir nicht beweiskräftig; denn hier handelt es sich um Namensübertragung durch den Herrscher im eigenen Herrschaftsgebiet, um die im Kolonialland übliche Weitergebung von Namen des westlichen Teils nach Osten (Neu-Angermünde in der Uckermark und Tangermünde, Altmark; 1318 Nyen Stendal, Uckermark) die j. L. auch mit dem Vorschieben, der Weiterfiedlung zusammenhängt. Vgl. Eurschmann D. deutschen Ortsnamen im nordostdeutschen Kolonialgebiet S. 86f.

⁵⁾ Aus der vorlawischen Germanenzeit ist sprachlich sicher der Flussname Havel anzuführen. Müllenhoff (ihm folgt Förstemann-Jellinghaus) erklärt auch „Spree“ mit germanischem Stamm.

⁶⁾ Zur Charakteristik des Elbostfälischen vgl. Jällicher, Die mnd. Schriftsprache im südlichen elbostfälischen Gebiet, Nd. Jb. 52, 1ff. und Lasch, Aus alten niederdeutschen Stadtbüchern S. 133, 136 und Nd. Jb. 51, S. 59ff. — Die Anhänger der Theorie, daß das Brandenburgische in Lautformen und Wortschatz starke niederländische Beeinflussung erfahren habe, weisen dabei auch auf die nbl. Niederlassungen an der Elbe östlich von Magdeburg—Wittenberg. Ich halte die Annahme grundlegender nbl. Einflüsse auf den Lautstand oder Wortschatz auch hier für ebenso problematisch. Die südostfäl. Diphthonge ie, uo (neben nordniedersächs. e, o), an die man wohl vornehmlich denkt, sind älter als die nbl. Kolonisation und anders zu erklären. Zum Wortschatz s. u.

Andern Sprachcharakter trägt größtenteils die Altmark, die sprachlich vom Nordniedersächsischen aus beeinflusst ist. Der größere westliche Teil der Altmark war auch in mittelniederdeutscher Zeit, d. h. also, so lange wir die Sprache beobachten, sprachlich von der Mittelmark getrennt (ebenso rechtlich: die Altmark hatte Lüneburger Recht; auch ein Name wie Salzwedel weist in seiner Bildung nach Norden). Schon Besmann, Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg, 1751, Bd. 1, 93, beobachtet dies: „Denn die altmärkische Sprache kommt der angrenzenden Lüneburgischen (und westfälischen) näher.“ Vom Havellande gehört nur ein Teil sprachlich mit unserm Gebiet zusammen, im Mittelniederdeutschen (die ältere Abgrenzung s. Lasch, Schriftsprache S. 225), wie heute (vgl. Seelmann, Nd. Jb. 51, 77, dessen historische Angaben ich mir jedoch nicht in allen Teilen zu eigen machen möchte), eine Tatsache, die für die Frage nach dem Durchgangsbereich großer geschlossener Kolonistenmassen wichtig ist. Zu allen Zeiten aber kommen aus dem Havelland und der Altmark immer neue einzelne Zugwäger (abgesehen von den aus dem Norden und Westen kommenden Scharen, die sie nur kreuzten). Das beweisen zahlreiche Berliner Namen, wie der der bekannten Berliner Familie Rathenow, die schon Anfang des 14. Jhd. im Rat vertreten ist, Hans Plawe 1290 usw. An die Altmark erinnert Joh. Soltwedel u. v. a.

⁷⁾ In frühmittelniederdeutscher Zeit erstreckte sich das elbostfälische Sprachgebiet (das südliche ostfälische) zwischen Elbe und Harzgegend. (Vgl. hierzu die wichtige Tatsache, daß seit der Karolingerzeit kirchliche Bestrebungen gerade von Halberstadt aus energisch nach dem Osten geführt waren). Es verlor aber dann durch Einfluß des niederdeutschen Hauptgebietes an Umfang. Auch j. B. Magde-

burg hat ursprünglich die charakteristischen *ie, uo*, entwickelt erst später *e, o*; vgl. Kap. III S. 44. *ie, uo* ist auch der Lautstand in drei von den vier erhaltenen Handschriften unserer großen altsächsischen Evangeliendichtung, des „Heliand“, u. zw. in denen, die, soweit wir sehen, der Sprache des Dichters am nächsten stehen. — Aus dem Konsonantenstand des Gebietes sei noch der Übergang *nd > rg* erwähnt (Kap. III § 9): *bingen binden*. Aus der Flexionslehre die Pluralbildung *lemmer, kelver Lämmer, Kälber* (im Hauptgebiet: *lammer, kalver*); Abstraktbildungen auf *-unge* neben dem eigentlich *nd. -inge*: *Vorgetinge is eyn muder der errunge* beginnt Buch I des Stadtbuchs, wo man anderwärts *vorgetinge*, *erringe* schreiben würde. Vgl. im übrigen die Darstellung der Sprache in Kap. III.

Man wird zweifeln können, ob die ganz bestimmten Züge, die wir überall wiederfinden, wo Niederdeutsche und Mitteldeutsche zusammenstoßen, aus diesem mitteldeutschen Einschlag, aus diesem Zusammenleben niederdeutscher und mitteldeutscher Gruppen erst in der Mark erwachsen sind, oder ob sie schon vorher im niederdeutsch/mitteldeutschen Grenzgebiet, dem südlichen Ostfälischen, entwickelt sind. Vgl. z. B. einige auffallende Übereinstimmungen mit dem Nordosten, um Danzig, obwohl die Grundlage dort — nordniedersächsische Kolonisation — völlig verschieden ist, wo aber, wie bei uns, ostmitteldeutsche Faktoren auf die niederdeutsche Sprache einwirkten, Übereinstimmungen, z. B. in der Entwicklung der Vorstufe *der-*: *derkennen erkennen, nd > rg*, Abstrakta auf *-unge*, *hinder* (hinter: *achter*). Die Beziehungen des Wortschatzes der Gegenwart noch, soweit sie nicht aus neuester Zeit und hauptstädtischem Einfluß stammen, erklären sich daraus, daß der hochdeutsche Wortschatz beider Gebiete ostmitteldeutsch war, der niederdeutsche Wortschatz mit jenen Gegenden enge Beziehungen hatte.

Zur besonderen Bedeutung von „Heide“ sei doch der Vollständigkeit halber angeführt, daß „Heide“ in der speziellen Bedeutung Kiefernwald bekanntlich dem ganzen Osten geläufig ist (z. B. Rostocker Heide), wenn auch z. T. wohl nur in Übertragung, z. T. an früherer Heidelandschaft haftend. Die Geschichte des Begriffes „Heide“ wird für Norddeutschland noch zu untersuchen sein.

⁶⁾ Zu dem berlinischen *gebinde*, Abteilung im Fachwerkbau zwischen zwei Ständern (so im Stadtbuch Ende des 14. Jhd. für das Kramhaus überliefert), wofür im weiteren niederdeutschen Gebiet in einer Zeit *gak* gilt (Nordniedersachsen, Westfalen), vergleiche man das rheinische „Gebund“. Leider fehlt mir die ältere mitteldeutsche Vergleichsform.

Völlig im Sinne der modernen Wortgeographie stellte (schon 1895) Schwarz, Zf. f. Volkskunde 5, 246 „muggel“ Kröte (Zauche, Havelland) mit einem in der Eifelgegend lebenden Wort zusammen.

⁷⁾ Vielfach lassen sich auch urkundliche Bestätigungen beibringen. Vgl., an leicht zugänglicher Stelle, die Zusammenstellungen, die Köhler, Quellen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation, im Abschnitt „Niederländische Kolonisation“ gibt. — Wenn im Text einzig Helmold als Gewährsmann genannt wird, so ist dies natürlich nur summarisch, nicht die einzige Stütze der Ansicht. Gerade hier sehen die historischen, kirchenrechtlichen, agrarpolitischen Untersuchungen ein (Hufenteilung, Abgabenverteilung usw.), die aber zu einem ge-

sicherten Resultat bisher nicht gelangt sind. — Eine irgendwie geschlossene ndl. Ansiedlung, die sprachlich neben der niederdeutsch-elbostfälischen allein in Betracht kommen könnte, ergoß sich wohl nur in bestimmte, für sie bestgeeignete Gebiete, wie in die Elbgegenden bei Magdeburg, den Fläming, der übrigens damals nicht zur Mittelmark gehörte. Doch läßt sich auch dort ihre sprachliche Wirkung nicht erkennen, vgl. Anmerk. 6, 12. Nach Ernst, a. a. D. 344 fehlen in der Mark östlich der Elbe auch alle Spuren planmäßiger Entwässerungen wie die ndl. Dorfanlagen. Vereinzelt dürfen wir uns daneben Niederländer vielleicht vielerorten in der Mark denken, sei es in direkter Einwanderung oder von einer Zwischentappe aus. Das hat aber sprachgeschichtlich keine Bedeutung. (Übrigens vergißt man auch leicht, daß der ganze Osten der heutigen Niederlande sächsische Bevölkerung mit sächsischer Sprache hatte.) Die seltsamsten Beweise mußten freilich für die niederländische Theorie herhalten, wie der junge Name Grunewald (Bremer, Deutsche Lautlehre S. 8), obwohl die ursprüngliche Form „zum grünen Walde“ war (s. S. 238). Über heutige Bemühungen, die namentlich im Wortschatz niederländisches Gut finden wollen, s. Anm. 12. — Noch andere gehen vom Lautstand aus und sehen im niederdeutsch-mittelmärkischen Vokalismus, *uo*, *io*, (vgl. S. 44 und oben Anm. 6) usw. ndländ. Beeinflussung. Wir hatten diesen Lautstand oben mit dem elbostfälischen in Beziehung gesetzt.

Ich selbst habe früher (Geschichte der Schriftsprache in Berlin S. 225) die Beziehungen des märkischen Nd. zum Niederfränkischen in einer Anfängerarbeit unter dem Einfluß der herrschenden Meinung überschätzt. Denn die Arbeiten zur nd. Philologie, die uns das Elbostfälische als eigene Mundart erkennen ließen, sind erst in der Zwischenzeit durch den Neuaufbau einer mnd. Grammatik geleistet. Was a. a. D., namentlich im Anschluß an Bremer, Grundr. d. german. Philologie III S. 898 als niederfränkisch angegeben war, ist nach dem heutigen Stande der Philologie leicht aus dem südlichen Mutterlande zu erklären. Vgl. Fasch, Aus alten nd. Stadtbüchern, S. 129. Je häufiger ich mich mit der Frage beschäftigt habe, um so weniger ist mir sprachlich vom Ndl. jurückgeblieben. S. auch Anm. 12. Versuche, diese elbostfäl. Kennzeichen selbst aus ndl. Ansiedlung (etwa aus den Elbgegenden) zu erklären, scheitern, wie Anm. 6 angegeben, abgesehen von allen andern Bedenken, an den zeitlichen Beobachtungen.

¹⁰⁾ Zuweilen wird ihre Bestimmung nicht ganz eindeutig sein (Ufen, Brügge). Es ist auch gerade bei den ältesten, hier vornehmlich interessierenden Ansiedlern ganz natürlich, daß derartige Namen noch fehlen, und in einer späteren Generation nur die Namen der Durchgangsetappen erscheinen. — 1436 wird in Berlin eine mulier dicta Brabandynne als Diebin lebendig begraben; 1458 erhält Lyle Braband Bürgerrecht. 1499 im Bürgerbuch: Johann v. Deventer; 1501 Gerard v. Swulle, der zu Ratsstellen aufsteigt, 1502 Torban Hollandt. Das sind z. T. vielleicht jüngere Beziehungen, die zeigen, daß mit vereinzelt Zuzüglern zu allen Zeiten noch zu rechnen ist. Wissen wir doch, daß die Freizügigkeit im Mittelalter auch außerhalb der großen Siedlungsperioden sehr bedeutend war. Unter den älteren mit Flemming—Flem—zusammengesetzten Namen, die Eurschmann, D. deutschen Ortsnamen im nordostdeutschen Kolonialgebiet

S. 160 ff. anführt, ist keiner aus der Mittelmark; der nächstgelegene ist Flemisdorf bei Schwedt, außer dem bekannten Fläming, der ja auch erst in der Neuzeit zur Mark gekommen ist. — Eine Familie Holländer hat in der Utmarsk bei Werben (Niedel II 5, 47) 1401 schon von den Eltern ererbten Landbesitz.

¹¹⁾ Vgl. Mielle, *Brandenburgia* 23, 145 ff., „Hernecop“ im Barnim, 1375, Landbuch der Mark Brandenburg. Für ndl. gelten bei den brandenburgischen Forschern im allgemeinen auch die Namen auf „dunk“ („Mesdunk“, „Mosdunk“) s. w. von Brandenburg, „Probdendunk“ mit slavischem ersten Namensteil im Zeltow, „in dem Hoppendunke“ 1439, Niedel II 7, 92. Doch kann (nach mündlichen Angaben Edward Schröders) „dunk“ so gut mittelfränkisch wie niederfränkisch sein, ist also für die niederfränkische Frage nicht heranzuziehen.

¹²⁾ Es ist eine der auffallendsten sprachgeschichtlichen Tatsachen, daß bei der zweifellos starken Verbreitung niederländischer Siedler im ganzen niederdeutschen Gebiet sprachliche Spuren in den heutigen Dialekten kaum nachweisbar scheinen. In den Marschgebenden der Wasserante, wo z. B. im Alten Lande, Prov. Hannover, der niederländische Kolonist im 13. Jhd. neben dem Sachsen mit Sicherheit historisch erwiesen werden konnte, und in geschlossenerer Siedlung als für das Brandenburgische anzunehmen, lassen sich doch in der Sprache, außer etwa in Ortsbezeichnungen wie Frankop, Spuren bisher nicht finden. Ähnliches gilt für die Unterwesergebiete. Die Sprache ist in der der sächsischen Grundbevölkerung aufgegangen. Ja, selbst bei jüngeren ndl. Niederlassungen, z. B. flüchtige Holländer und Flamen in Hamburg, Ende des 16. Jhd., beobachtet man, daß die bei dem Ansehen, das diese Niederländer genossen, zunächst aufgenommene nicht ganz kleine Zahl ndl. Wörter in der Neuzeit stark abgestoßen wird. Fest sind hier nur die Seemannsausdrücke oder die aus der Seemannssprache an Land übernommenen Wörter, weil hier die beständige Auffrischung möglich war. Solche Beobachtungen müssen schon gegen die heute eifrig gepflegten Bestrebungen bedenklich machen, die jedes brandenburgische nd. Wort, das nicht auch im nordniedersächsischen Dialekt (denn darauf kommen diese Arbeiten im ganzen doch heraus) überliefert oder vielmehr in den vorhandenen Wörterbüchern nicht verzeichnet ist, als niederländisch bestimmen. Es ist aber auch jeder derartige Versuch durchaus dilettantisch, der im Märkischen mit seinen verschiedenen Kolonisationsperioden und, wichtiger noch, seinen vielfachen Kolonistenverschiebungen und Gruppenmischungen aus der Wortvergleichen etwas für die älteste Siedlung zu gewinnen sucht, ohne den alten Bestand zu prüfen, das Alter der Form zu erfragen, den Weg des Eindringens und Vordringens. Man sollte sich auch zunächst einmal die durch Sperber vermittelte Erkenntnis zunutze machen, daß bei derartigen Wortaufnahmen selten ein einzelnes Wort, fast immer ein bestimmter Begriffskreis zu suchen ist.

Bei dieser Sachlage, da die Philologie selbst die in diese Richtung gehenden Untersuchungen noch als ganz unsicher bezeichnen muß, ist es bedauerlich, wenn die historische Forschung die philologischen Hypothesen zu früh aufnimmt (vgl. Hoppe, *Fzb.* u. p. S. 37, 191). Das Problem ist doch weit schwieriger als die

bisher vorliegenden Betrachtungen über „das niederfränkische Sprachgut in der Mark Brandenburg“ ahnen lassen, die sich mit dem Zufall dessen begnügen, was in Wörterbüchern der Neuzeit vorliegt. (Gerade das Wort wandert, wird verdrängt, ersetzt.) Nur sprachhistorische Beobachtung, die sich nicht auf Wörterbücher beschränkt, könnte hier den Weg weisen, soweit dies überhaupt möglich ist. Es mag immerhin sein, daß auch das eine oder andere Wort aus der ungeordneten Masse von Wörtern, die die beiden Forscher, die sich dieser Frage hauptsächlich zuwandten, an verschiedenen Stellen in der oben gekennzeichneter Weise als niederländisches Sprachgut in der Mark ansehen, der nbl. Kolonisation zuzuschreiben ist; denn das Verhältnis war hier den Ansiedlern gegenüber insofern ein anderes als in den oben genannten alten sächsischen Teilen, als hier, auf jungem Boden, die Gruppe sich erst konsolidierte, und, was sich auch laut- und flexionsgeschichtlich zeigen läßt, bei noch unfesten Verhältnissen unter gewissen Bedingungen auch von den Minderheiten einiges aufnahm und wohl fester hielt. Aber die unglücklich gewählte, unzureichende Methode zwingt den kritisch eingestellten Leser erst einmal, alle so gewonnenen Ergebnisse zu dieser Frage zu bezweifeln, zumal es dem Kenner des mittelalterlichen Sprachschages leicht ist, in vielen Fällen eine andere Wortverteilung als die dort als grundlegend angenommene nachzuweisen.

Ein entsprechendes Verhältnis kann auf kolonialem Boden in West- und Ostpreußen beobachtet werden. Auch hier sucht man in fremdartig lautenden Wörtern gern niederländisches Gut (s. B. Nd. Korr. 32, 59 ff.). Auch hier hat die sprachhistorische Forschung schärfste Zweifel daran ausgesprochen, daß die aus jungem Material aufgestellten Behauptungen gerechtfertigt sind. Vgl. überdies zu diesem Gebiet die Angaben von Mikla in: Staat und Volkstum 494, die zeigen, wie auch hier wie in den oben angeführten Landesstellen der Niederländer in deutscher Umgebung seine Sprache aufgab.

Neben diesen negativen Ausführungen möge doch wenigstens noch eine positive Andeutung stehen. Wenn im Berliner Stadtbuch, Ende 14. Jhd., der Plural gern auf -s gegeben wird bei Personen-, Berufsbezeichnungen (soltermeters, grempelers), in ausgedehnterem Maße als sonst im Niederdeutschen der Zeit, so mag die nbländ. Pluralbildung auf -s den sonst verhältnismäßig weniger gebrauchten nd. -s-Plural hier gestärkt haben. Mit erstarkter nd. Schriftsprache tritt er im 15. Jhd. zurück und wird erst wieder häufiger seit der allgemeinen niederdeutschen Entwicklung des -s-Plurals (vgl. Kap. VI § 29). — Zur Form wissel (wie nbl., aber nd. wessel) s. Kap. III § 3 Anm. engēn, engein fein (allgemein nd. neen) stimmt zwar zum ndl., kann aber ebenso gut aus mitteldeutschen Quellen erklärt werden, gerade wie kēn, das die ältere Form abgelöst hat.

Aus dem Wortschatz sei hier die in der Utmart wie in der Mittelmark häufige Flurbezeichnung Upstal genannt, zunächst wohl eine dem Wasser nahe Weide, feuchtes Weideland. Das Wort ist ostniederländischer oder wohl ursprünglich friesischer Herkunft, und es gehört sicher der ältesten Siedlerschicht an, da es sich in der Mittelmark schon im 14. Jhd. nachweisen läßt: 1325 ager dictus uppestal, 1342 campus dictus upstal bei Treuenbrieken (Jb. d. Ges. f. Kunst in Emden,

1906, 337, M. Klinkenberg; dazu Sello, ebd. 1925, 99). Upställe gab es auch in nächster Umgebung Berlins, d. i. heute natürlich im Weichbilde der Stadt, dem sie zum Opfer gefallen sind, im Dorfe Wedding, sowie vor dem Halle'schen Tore, wo Gädites Lexikon von 1806 den Upstal noch beschreibt als Bruch, Moor oder Weide mit einer beweglichen leichten und ziemlich offenen Einzäunung, vornehmlich als Pferdeweide dienend. Sind diese beiden jetzt natürlich untergegangen, so lebt das Wort doch noch heute in der nächsten Umgegend, z. B. bei Treuenbriegen, als Flurname. W. v. Schulenburg, Hirtenleben S. 13 führt Upstallpfuhl bei Rentdöll an (jetzt wohl verbaut?), Upstal westlich von Satow an der Havel, bei Stahnsdorf, bei Staaden. Alle sind auf niederem Gelände gelegen. In Thyrow in der Rutheniederung ist der U. das Gehege für Gänse. Anderwärts wird U. als Nachtkoppel gedeutet, Nachtweide, was vielleicht mit der Pferdeweide zusammenhängt. (Vgl. Mielke, Landeskunde der Prov. Brandenburg III, 19; WfGW. 35, 69. Weitere Literatur bei Klinkenberg, a. a. D.) Wie Gädite den Upstal vor dem Halle'schen Tor als Bruchland erklärte, das als Weide dient, so wird er mehrfach als Bruchland, Bruchweide beschrieben, neben der sich stets ein Floss befindet. Diesen übereinstimmenden Angaben für die Mark entsprechend, wird auch das mittelniederländische Wort als Weide, Ufergelände gedeutet. Das paßt wenig zu der friesischen Auffassung des Upstallbom und auch nicht zu der von Jakob Grimm und andern (zuletzt kritische Übersicht der Auslegungen bei Borchling, Jb. d. Ges. f. Kunst in Emden, 1906, 340) gegebenen Deutung: locus editus. Übermittlung durch Friesen scheint auch bei der Verbreitung des Flurnamens einerseits und des doch nur beschränkten Anteils der Friesen an der Kolonisation andererseits (auch in dem Sinne wie Klinkenberg sich die Verbreitung denkt) kaum annehmbar. Vielleicht aber ist der Flurname, wenn er ursprünglich friesisch war, bei den Niederländern auf anderes Gelände übertragen und so von ihnen in die Mark gebracht, wo er sich in weiterer Übertragung ausbreitete? Sicher haben wir hier aber ein Wort der ältesten niederländ.-friesischen Ansiedler vor uns.

Zur Rechtsterminologie gehört auch „virschar“, in einer brandenburgischen Schöppenwahlordnung des 15. Jhd. (Niedel 29, 252) nachzuweisen: . . . sint dat hyr mynes Heren virschar der schepen bancke nicht vulkomen ys an den talle der schepen . . . Auch in der Eidesformel: Tu der banke der virschar, dar ik tu gekoren bin. „virschar“ steht also etwa wie „gehegte Bank“. Das Wort ist uns sonst in den östlichen Niederlanden wohlbekannt. (In Berlin wird es übrigens nie gebraucht; dort spricht man nur von der „gehegeben Bank“.)

¹³⁾ Zu den Wörtern, die so gut niederländisch wie westfälisch sein können (unter den in Anm. 12 erwähnten Zusammenstellungen des „niederfränkischen Sprachguts in der Mark Brandenburg“ sind m. E. eine ganze Anzahl) gehört z. B. märkisch „pütt“ der offene Brunnen. Das Berliner Stadtbuch im 14. Jhd., ebenso brandenburgische Lexie der Zeit, sagt born, auch für den gefasteten Brunnen, nicht nur die natürliche Quelle (Die stratenborne scolen di yene, di dar van older tu gehören, verdich holden). In Berlin war born selbstverständlich der ausgebaute Brunnen. (Stadtbuch 1449: Die Denußer sollen ihn helpen buwen

und holden, wu vake des nod is.) So auch in Halle, vgl. Hall. Schöffnenbuch S. 199, Nr. 505 (und sonst in Ostfalen, z. B. in Braunschweig). Über die heutige Verteilung von „bütt“ und „born“ vgl. Pefler, Leuthonista I 13, bef. 15. — Ob als weßfälisch auch die Ortsnamen auf -hagen: Buchshagen (Worhagen), Petershagen 1375 im Landbuch, Provesthagen 1300 u. a. m. zu deuten sind, wird bei der Verbreitung dieses Wortes allein die Sieblungskunde entscheiden können. — Ein campus westfalia wird 1315 in der Prignitz genannt.

¹⁴⁾ S. Kübel, Dortmundsches Urkundenbuch I, 235; 347 (1315, 1333).

¹⁵⁾ Auch andere Teile des sächsischen Gebietes sind gelegentlich, wenn auch schwach, durch Namen vertreten, vgl. 1308 Thilo de Hamel, 1343 Henningus Hamel im Rat, die natürlich nicht erst Neubürger sind. In Brandenburg: Henricus Lüneborch 1326 (Schöffnenbuch). Vereinzelt begegnen Namenshinweise auf Friesen, vgl. hierzu W. Klinkenborg, Histor. Zeitschr. 102, 503 ff., auch Zeitschr. f. bildende Kunst in Emden 1906, 337, der glaubt, daß sich auch von den im 12. Jhd. aus ihrem Gebiet jenseits der Zundersee zurückgedrängten Friesen einige den Kolonisten im Osten, Holstein, Mecklenburg, Brandenburg, angesprochen haben. S. noch Anm. 12 (Upstal). Hierzu einige Orts- und Personenamen: Friesdorf bei Ziesar (Weistorp) ist 1179 genannt (Niedel II 8, 113). Im Brandenburger Schöffnenbuch (W. F. 18, 25) 1297, bzw. 1308: Jacobus Friso; vidua Frisonis.

¹⁶⁾ Bestimmungen über das „Plasgeld“ auf dem Holzmarkt, gewisse Erleichterungen, vp dat den Wenden vnd anderen luden di holtmark nicht vorhöget vnd vorledet werde. Auf eine Bebrückung der Wenden ist es also nicht gerade abgesehen, sondern auf friedlichen Handelsverkehr. Sie kommen von der Dameschen heide vnd von der Hogensprewe.

¹⁷⁾ 1444 (Stadtbuch): quidam NGregger purus Slavus de Beseko vel vicinis partibus.

¹⁸⁾ Spandauer Schuhmacherstatut 1495 z. B. verlangt einen Geburtsausweis, dat he van vader vnd muder vnd van allen sinen ver anen düdisch nicht wendscher art echte vnd recht gethagen vnd gebaren is. Niedel II 11, 523. Derartige Forderungen in Zunftstatuten sind weithin bekannt.

¹⁹⁾ Vgl. Eurschmann, Die Döbese Brandenburg, S. 56 f. (Heinrich, Rudulf im 10., 11. Jhd.)

Kapitel III

¹⁾ Eine ausführliche Darstellung der niederdeutschen Schriftsprache Berlins im Mittelalter bietet A. Lasch, Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jhd. Dortmund 1910, S. 225 ff. Auf diese ist für das ganze Kapitel von vornherein zu verweisen (zitiert Lasch, Schriftsprache). — Kürzere Hinweise und Sprachproben s. Lasch, Aus alten niederdeutschen Stadtbüchern. Dortmund 1925, S. 42 ff., 124 ff. — Von älteren Arbeiten sind zu nennen B. Graupe, De dialecto marchica quaestiunculae duae. Dissertation Berlin (1879), Teil I; W. Siewert, Die niederdeutsche Sprache Berlins von 1300—1500. Dissertation Würzburg 1902, auch Abh. Jb. 29.

Das Material, aus dem wir die ältere berlinische Sprache erkennen, die Schreiber, die sprachliche Stellung der einzelnen Urkunden und Bücher ist Laßch, Schriftsprache, mit allen sich daran knüpfenden Fragen ausführlich besprochen. Das Berliner Stadtbuch (Berl. Stb.) ist bei seiner geschichtlichen und rechts- geschichtlichen Bedeutung sehr häufig behandelt bzw. herangezogen. Ausgaben: Fidiçin, Historisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin I. (Fid.) Berlin 1837. — (Clauswik), Berliner Stadtbuch, Berlin 1883 (Cl.). Bei Fidiçin auch, in Anmerkungen verstreut, Teile des Kölner Stadtbuches. Eine selbständige, philologisch freilich wegen zahlreicher Verlesungen, Druckfehler, falscher Erklärungen und der willkürlichen Umstellung wenig brauchbare Ausgabe von Clauswik, SchrWfWB. Heft 52. C.'s falsche Datierung stellt richtig Kaebler, F. 3. h. u. p. S., Bd. 37. Einige kurze Proben: Laßch, Aus alten nd. Stadtbüchern 42 ff. — Eine Ausgabe des Berliner Bürgerbuchs 1453 ff. durch v. Sebhardt ist kürzlich erschienen. — Das Berliner Schöffebuch behandelt vom juristischen Standpunkt Rehme, Zur Geschichte des Grundbuchwesens in Berlin, Festschrift für Gierke, S. 525 ff., vom sprachlichen Laßch in den oben genannten beiden Schriften. Laßch, Schriftsprache, bespricht auch sprachlich die Rämmererechnungen 1504 ff. — Eine ausreichende Urkundensammlung bietet weder Fidiçin, Historisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin. Berlin 1837 ff. (5 Bände) noch Vogt und Fidiçin, Urkundenbuch zur berlinischen Chronik. Zahlreiche berlinische Urkunden finden sich auch bei Niedel, Codex diplomaticus Brandenburgensis, namentlich Bb. II XI und im Supplementbande, philologisch freilich wenig zuverlässig.

²⁾ Über ihn s. Sello, MF. 16, 37; 17, 36. Heidemann, Die Mark Brandenburg unter Jobst v. Währen, Berlin 1881, S. 37, 95f.

Hier sind aus Raumrücksichten nur zwei von den elf Klagepunkten wiedergegeben. Das ganze Stück im Berliner Stadtbuch, a. a. D. Nach dem vierten Klagepunkt vorsümede he sich an deme dat he makede den vpstot kegen deme keysere Karl, vnseme heren, dat deme lande vnse tu groten schaden is gekomen. Daher verlangt nach Punkt 7 der Kaiser, dat wi Tylen weder in deme rade nicht solden kysen.

³⁾ Den Text s. bei Seelmann, Nd. Jb. 21, 95 ff.; dort auch 81 ff. kritische Besprechung. S. sonst u. a. W. Lübke, Der Totentanz in der Marienkirche in Berlin, 1861; Präfer, Der Totentanz in der Marienkirche zu Berlin, 1888. Präfer, Der Totentanz in der Marienkirche zu Berlin und Geschichte und Idee der Totentanzbilder überhaupt, 1883. — Die gesamte Literatur hier aufzuzählen, ist unmöglich. Erwähnt sei nur noch W. Stammer, Die Totentänze des Mittelalters, München 1922, S. 8, der den Berliner Totentanz zeitlich zu früh ansetzt. Ferner Laßch, Schriftsprache S. 232 f., sowie Werbach (dort weitere Literatur) in Landeskunde der Provinz Brandenburg IV, 203 ff.

⁴⁾ Z. B. in des Moskoders Dmichius Comoedia de vera amicitia Damonis Pythiae, 1580 in Köln gespielt, oder in Kollenhagens Amantes amentes ter Anfang des 17. Jhd. aufgeführt.

⁵⁾ Übrigens dem Umfange nach kaum nennenswert und in der Form nicht rein. Festschrift für Braune S. 302, 307.

⁶⁾ Herausgegeben von Volte, Altpreuß. Monatschrift 28, 26. S. auch Landeskunde d. Prov. Brandenburg IV, 250 A.

⁷⁾ Herausgegeben von Friedländer 1839. Eine leicht zugängliche Ausgabe ist bei Reclam Nr. 207 erschienen. Die hier S. 16 wiederholte Angabe, daß Pondo der Verfasser sei, ist falsch. S. Lasch, Die Mundart in den nordniedersächsischen Zwischenspielen in: Festschrift für Braune S. 306. Zur Sprache des Stückes s. auch noch Lasch, Schriftsprache S. 233. Zur Dichtung selbst Volte, Rd. Jb. 9, 95 ff. (Zusatz: Neudruck jetzt in Nr. 1 der vorliegenden Sammlung durch Volte.)

⁸⁾ Lasch, Festschrift für Braune (Anm. 7) S. 305.

⁹⁾ Herausgegeben von Volte, Rd. Jb. 24, 143 ff. — Um die Mitte des 17. Jhd. versucht sich schließlich auch N. Peucker, der bekannte Berliner Gelegenheitsdichter, übrigens von Geburt ein Schlesier, in plattdeutschen Versen in märkischer Mundart, s. Kap. IV, Anm. 30. — Plattdeutsches im 18. Jhd. s. Kap. IV, Anm. 45. Einem Bericht der Fjz. u. p. S. über eine Vereinsfngung vom 1. 4. 1888 entnehme ich schließlich noch, daß Volte in Mitteilungen über das 1617 in Berlin erschienene Lieberbuch von Zangius ausführt, daß es Texte in märkischer Mundart enthält. Ich kann diese Angabe nicht nachprüfen.

¹⁰⁾ Vgl. Kap. II Anm. 7. Grundlegender Unterschied bleibt natürlich, daß die eine nd. Mundart vornehmlich aus nordniedersächsischer, die andere aus elbostfällischer Quelle erwachsen ist. Es handelt sich für die ältere Zeit allerdings nur um Übereinstimmungen zweiten Ranges, die aber prinzipiell von Interesse sind.

¹¹⁾ Daß der Brandenburgische Markgraf Otto IV. mit dem Pfeile seine Minneslieder hochdeutsch dichtete, sagt für die gesprochene Umgangssprache der Fürsten nichts aus. Hochdeutsch war die Dichtersprache jener Zeit, der sich die niederdeutschen Dichter beugten.

¹²⁾ Wir werden hierauf um so eher hinweisen müssen, als das Verhältnis erstaunlich wenig beachtet ist. Hei d e m a n u meint in der Vorrede seiner Ausgabe von Engelbert Wusterwits' Chronik S. 11, der Brandenburger Wusterwitz habe zu Anfang des 15. Jhd. seine (nur in jüngeren Auszügen erhaltene) Chronik „in dem Hochdeutsch geschrieben, wie es um 1400 in Brandenburg gesprochen wurde“. Eine ganz unmögliche Vorstellung! Man hat um 1400 in Brandenburg nicht hd. gesprochen oder geschrieben, es seien denn etwa kurfürstliche Beamte gewesen, und ebenso wenig in Berlin.

¹³⁾ Schriftsprache 107. Dort s. auch die Einzelheiten zum folgenden. Gerade Berlin;Köln hat im 15. Jhd. folgenschwere Kämpfe ausgetragen.

¹⁴⁾ Vgl. Rd. Jb. 51, 65 ff. Da diese Schriftsprache von Lübeck aus besonders beeinflußt wird, das im oberniederdeutschen Koloniallande liegt, so berührt sie sich in einigen Punkten mit dem, was auch in unserem märkischen Koloniallande mundartlich ist: Das Verb bildet den Plural des Präsens nicht wie in den altsächsischen Mundarten auf -et (wi hebbet) sondern in der kolonialen Form -en (wi hebben wir haben); nicht das westliche us (uns), sondern uns gilt, beides war

ebenso Sprechsprache in Brandenburg wie in Lübeck. Sie setzt konservativ die Vorstufe ge- im Partizip (gegeven gegeben), wie auch die märkische Mundart es bildet; die alten Dialekte haben hingegen geven oder egeven entwickelt. Weiteres f. vorn im Text, ferner Lasch, Mittelniederdeutsche Grammatik § 8.

¹⁵⁾ Diese nd. Form trifft sich allerdings mit der des benachbarten Mitteldeutschen. Wir werden immer wieder darauf hinzuweisen haben, daß in solchen Fällen der Übereinstimmung die nd. Form geschätzt blieb.

¹⁶⁾ i vor l-Verbindung bleibt i. Die „Schriftsprache“ S. 249 angeführten Formen sind nach dem heutigen Stand der mnd. Grammatik anders aufzufassen: gedelget mit altem e, melk, pelgerinne, belde mit zerdehntem e < i gehören nicht unter diese Regel.

¹⁷⁾ sich ist (was ich Mnd. Gramm. § 337 noch nicht genügend übersah) im westfälischen Mittelniederdeutschen eine außerordentlich verbreitete Form. Die Erklärung hat davon auszugehen, daß das alte sächsische k zeitweise stark zur Sibilierung neigte. Später trat Entwicklung nach der andern Richtung ein: nebensönig hinter i blieb aber oft die spirantische Form, auch ich neben ik bleibt lange in Westfalen; berlinisch ich dagegen nur im 14. Jhd. an Stellen, wo die Sachsenspiegelvorlage eingewirkt haben kann.

¹⁸⁾ 1512: von den Buden die do verkoufft sein in der Jeckhol; 1542 (Berliner Verträge 1540—49) Jeckhoel usw. — In späterer Zeit wird der nd. Name in seinem zweiten Bestandteil „-hol“ (Loch) nicht mehr verstanden. Frisch in seinem Wörterbuch S. 312b (1741) nennt die Gasse, von der er weiß, daß sie „ehmals ohne Ausgang war“ „Seckholt“ und erklärt „Narr, steh still!“. Auch Seckholm begegnet in den Schriften der hd. Zeit. Seck, Jekk, heute nur in junger Bedeutungsverengerung noch bekannt, ist ein mnd. allgemein verbreitetes Wort. Narr ist erst später aus dem Hd. eingedrungen. Vgl. auch den im 18. Jhd. überlieferten Namen „Jekendanz“ für die Steinlager bei Urnsdorf b. Frankfurt.

Kapitel IV

¹⁾ Ausführliche Nachweise über das Eindringen des Hochdeutschen in Stadt- und Gerichtskanzlei, in den gesamten Schriftverkehr, sowie die urkundlichen Nachweise über die hier kurz skizzierte geistige Grundstimmung der Mark in der Übergangszeit, s. in dem Anm. 1 zu Kapitel 3 genannten Buche: Lasch, Geschichte der Schriftsprache in Berlin (besonders in Kapitel VII, Die Aufnahme des Hochdeutschen in Stadt- und Gerichtskanzlei in Berlin und Köln, S. 154 ff.).

²⁾ Eine einheitliche hochdeutsche Schriftsprache, eine einheitliche Form des Hochdeutschen, gab es damals nicht. Noch war die Schriftsprache lokal, ruhte im Dialekt, noch kann man nur von einer bayrisch-österreichischen (oder habsburgischen), ost- oder westmitteldeutschen, böhmischen, sächsischen usw. Form sprechen. Zugleich auch bemerkt man die Versuche größerer Gemeinschaften, etwa der östlich-mitteldeutschen, zu gewissen Ausgleichen, Abstreifungen größerer lokaler Eigenheiten, wie dies sich gerade besonders lehrreich bei den aus Franken stammenden Hohenzollern in Berlin beobachten läßt, die manches stärker süd-deutsche Element in Anpassung an die omd. Nachbarschaft aufgeben. Ja, selbst die

Wittelsbacher in der Mark im 14. Jhd. schon brauchten keine heimisch bayrische, sondern eine md. Schriftform. Es zeigt sich immer wieder, wie alle hochdeutschen Sprachansätze in der Mark stets, der md. Nachbarschaft folgend, md. sind, gleichviel wohin auch die persönlichen Beziehungen der Herrscher weisen mögen. Die Nachbarschaft, die Umgebung bestimmt die Entwicklung. Das wird sich ganz besonders auch bei der Verhochdeutschung Berlins zeigen.

Im Mittelpunkt der deutschen Geistesgeschichte des 14. Jahrhunderts steht der Prager Hof Karls IV. (1356—78), der durch Karls Erwerbung der Mark in nahe Beziehung zu Brandenburg trat. Die Bedeutung dieses Prager Hofes ist bekannt, bekannt Karls Streben, das deutsche Königtum hier nicht nur politisch, sondern auch geistig zu festigen, Prag zum Kulturmittelpunkt, zum Zentrum der künstlerischen, der wissenschaftlichen Ziele seiner Zeit zu machen. So leuchtend ist das Bild, das Karls IV. Prag bietet, daß es leicht verständlich ist, wenn seine Weiterwirkung überschätzt worden ist, mindestens auf dem Gebiete der deutschen Schriftsprache, und man lange meinte, die Form der deutschen Schriftsprache, die in Karls Prager Kanzlei entwickelt war, sei die Grundlage für die Weiterentwicklung bis zu Luther hin und durch ihn bis zu unserer Schriftsprache. So namentlich in Burdachs geistreicher Auslegung. Einer der beiden Wege, auf dem man sich die Weiterleitung von Karls Kanzleiform dachte, sei die Mark gewesen, wo Karl selbst (seit 1373) und seine Nachfolger wirkten, und die in enger Nachbarschaft mit Obersachsen die Sprachtypen dorthin weitergehen konnte. Eine solche Bedeutung in der Geschichte der nhd. Schriftsprache kommt aber unserer Mark doch nicht zu, irgendeine Wirkung von Prag her ist nicht zu spüren; ganz gewiß nicht in den märkischen Stadtkanzleien, denn sie sind im 14. und 15. Jahrhundert niederdeutsch, aber auch nicht in der hd. Regierungskanzlei. Die Wittelsbacher in Brandenburg schreiben hier in mitteldeutscher Nachbarschaft zwar nicht ihre heimische bayrische Sprechform, sondern wie wir schon andeuteten, eine mitteldeutsche, die aber doch ganz verschieden von der an Karls Hofe ausgebildeten md. Form der Schriftsprache ist. Die Luxemburger selbst, Karls IV. Nachfolger in der Mark, haben nicht einmal die Prager Form festgehalten. Eine fränkisch gefärbte, aus dem „fränkischen Hofdeutsch“ erwachsene Form des Mitteldeutschen, liegt dem in der Hohenzollernkanzlei gebrauchten Hochdeutsch zugrunde, entsprechend der Herkunft der Fürsten und eines Teiles ihrer Umgebung aus Nürnberg-Ansbach. Zeitlich könnten natürlich nur die Hohenzollern für die Verhochdeutschung Berlins in Betracht kommen. Aber ihre aus dem Fränkischen erwachsene md. Kanzleisprache ist deutlich verschieden von der der ersten Berliner Schreiber. Vgl. Lasch, Schriftsprache S. 19, 54ff., Nd. Jb. 51, 58 A.

²⁾ Abgesehen von den Teilen, die auch volkssprachlich hochdeutsch durchdrungen werden wie das südliche Elbostfälisch. Vgl. Lasch, Stadtbücher S. 133. Auch Frankfurt a. D. ist unter andern Umständen in seiner Kanzlei früh zur hd. Schriftsprache übergegangen. Berlin aber beginnt die Reihe für das große zusammenhängende Gebiet, in dem die Volkssprache (außer in den Städten) niederdeutsch geblieben ist. Vgl. Nd. Jb. 51, 75.

⁴⁾ Für die ostfälischen Städte (Goslar, Braunschweig, Hildesheim) fehlen ausreichende Untersuchungen. Ich glaube, mutmaßen zu dürfen, daß wir hier eine Übergangszeit zwischen der brandenburgischen und der nordniedersächsischen annehmen dürfen, so daß also die Bewegung sich von Brandenburg zuerst nach Ostfalen ausgebreitet hätte.

⁵⁾ Clauswitz in der Vorrede zu *Vorrmann, Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin*, Berlin 1893, 17f. sieht in ihr einen förderlichen Schritt für die Geschlossenheit der obrigkeitlichen Gewalt der Ratsbehörde wie für die einheitliche Verwaltung der Stadtgemeinde.

⁶⁾ Die Darstellung dieses Verhältnisses folgt im allgemeinen Steins klaren, vieles richtig stellenden Ausführungen, *Hansische Geschichtsblätter* 1915, 119ff., *Die Hansestädte und die Städte der Mark Brandenburg*, durch die *Krüners älteres Programm*, Berlin als Mitglied der deutschen Hanse (Berlin 1897) weit überholt ist. Nur zu einer, allerdings besonders wichtigen, Ausführung Steins ist doch noch auf verschiedene Schwierigkeiten aufmerksam zu machen. Die Einschätzung des in Berlin datierten Briefes von Tylle Sputendorp 1466, auf die Stein weittragende Schlüsse gründet, aktive Zugehörigkeit Berlins zur Hanse noch 1466, ja Teilnahme am Hansekontor in Brügge annimmt, scheint mir falsch zu sein. T. Sputendorp ist, auch wenn er einen seiner beiden uns überlieferten Briefe (*Hansisches Urkundenbuch* 9, Nr. 24, *Lübisches Urkundenbuch* 11, S. 19f., 20ff.) aus Berlin datiert, kein Berliner. Schon der Name erweist das, denn schwerlich wäre eine Berliner Kaufmannsfamilie, die dem hansischen Kontor in Brügge angehört, spurlos in der Berliner Lokalgeschichte, in der Ratslinie vorübergegangen. Die Sprache der Briefe ist auch nicht die, die wir von den Berliner Behörden kennen. Dazu aber zeigen die Briefe (*Lüb. Ub.* 10 Nr. 498, 574, vgl. auch 584), daß Claus und Hans Spudendorffer (so!) 1448, 1449 von Nürnberg aus bevollmächtigt sind, die Lübecker verfallene Reichssteuer anzunehmen, die Hans Spudendorffer (auch diese Schreibung begegnet) in Nördlingen weiteren Bevollmächtigten überliefert. Es handelt sich hier wohl nicht um Berliner Bürger, sondern um eine Kaufmannsfamilie, die nach Nürnberg, in die Umgebung des Kurfürsten gehört; daher verstehen wir auch das sichtbare Interesse des Kurfürsten für sie. Damit aber sind alle Schlüsse und Folgerungen, die Stein aus diesen Sputendorp'schen Briefen für Berlin zieht, daß Berlin am hansischen Kontor in Brügge beteiligt war, daß Berlin noch 1466 hansische Vorteile genoß, mithin hansemitglied war, hinfällig. Tatsächlich haben wir aus späterer Zeit nichts als die Erwähnung Berlins in einigen hansischen Listen 1475—1506. — Für Martin Crevitz aus Berlin, Mitbesitzer eines Schiffes, das in Amsterdam arretiert ist, verwendet sich auf Fürbitte des Markgrafen Albrecht von Brandenburg 1476 der dänische König. Dieser aber gehört nach Namen und Art des Vorfalls, Beziehung zu Riga, wohl zu der Danziger Familie dieses Namens. *Vgl. Hansf. Ub.* 10, Nr. 404, 529.

⁷⁾ *Berliner Stadtbuch* ed. Clauswitz S. 198, Fld. I, 181: unse bürger di de strate suchten tu dem Sunde (Stralsund) Anklam vnd anderswegen bi der sehestrank; — bi dem sehestranghe also von deme Sunde, Anklam, Stettin.

lebhaft war der Getreidehandel mit Hamburg. Die engen Verbindungen mit Magdeburg ergaben sich aus zahlreichen Beziehungen. S. Schriftsprache 128 W. 3.

⁸⁾ v. d. Ropp, Hanserezepte 2, 7 S. 837, vgl. Stein (oben Anm. 6) S. 28.

⁹⁾ Leipzig: Priebatsch, SchrWfGW. 36, 20; Lasch, Schriftsprache S. 129 ff.

¹⁰⁾ Der Prozeß erregte, wie wir aus Liedern und Flugschriften wissen, weitestes Aufsehen. In Frankfurt a. D. erschien ein genauer Bericht mit Abbildungen (Neudruck: SchrWfGW. 21). Vgl. zum Prozeß, der eben wegen der Frage des Eindringens des „kaiserlichen Rechtes“ in Brandenburg rechts- geschichtliche Bedeutung hat, Holze, SchrWfGW 21 und Fjß. u. p. S. 3, die Dambergensis in der Mark. Ihm tritt Stölhel, Brandenburg-Preußens Rechts- verfassung, I, 126 bei; dagegen Sello, Fjß. u. p. S. 4, 121 ff.

¹¹⁾ J. W. durch den Abt Tritheim, der 1505 Gast des Kurfürsten war. Homines quidem boni sed nimis barbari atque indocti, commessionibus et potationibus magis dediti, quam studio bonarum literarum.

¹²⁾ Den Einfluß der genannten hd. Universität beleuchtet aus eigener Kenntnis Georg Torquatus (dieser mit Bezug auf seine magdeburgischen Mitbürger) in seinen 1567—74 geschriebenen „Monumenta inedita rerum Germanicarum praecipue Magdeburgicarum“, S. 98: „Accedit huc quod in vicinis Academiis Lipsica et Wittenbergensi cum studiis politioribus simul Misnicam linguam. . . addiscerent studiosi adolescentes“.

¹³⁾ Wenn die wissenschaftliche Grammatik (J. W. Michels Mhd. Gramm. § 10 im Anschluß an Bremer) das Mitteldeutsche in 1. westmitteldeutsch (fränkische Dialekte), 2. thüringisch-ober-sächsisch, 3. ostmitteldeutsch (böhmisch, schlesisch) gruppiert, so behalten wir hier, da es uns weniger auf genaue Scheidung, als auf zusammenfassende Bezeichnung gegenüber anderen hd. Dialekten ankommt, die alte Einteilung, die Bezeichnung omb. für das Thüringisch-Obersächsische wie das Schlesi-sche, d. i. für den kolonialen Osten des md. Gebietes, das durch thüringische und fränkische Siedler der slavischen Sprache im Mittelalter abgewonnen ist. Franke, Der obs. Dialekt (Programm, Leisnig 1884) grenzt das Dbs. § 4 gegen das Thüringische ab mit ungefähre r Linie Werdau, Leuchern, nach Comburg ausbiegend, zur Saale bis Bernburg. Im Norden stieß es mit dem Nd. zusammen und ist hier in langsamer Durchdringung (Eisleben, Halle, Wittenberg) des ganzen Landes weiter vorgedrungen, noch jetzt vorschreitend. Im Osten grenzt es an das Lausitzisch-Schlesi-sche, im Süden an das Böhmisches. Es umfaßt den größten Teil des Freistaates Sachsen (die Kreis-hauptmannschaften Leipzig, Zwickau, dazu den größten Teil Dresdens) und anstoßende Teile der preussischen Provinz Sachsen und Anhalts, die dem Nd. abgewonnen sind. Den Übergang zum Thüringischen bilden die osterländischen Mundarten (Trebs, Beiträge zur osterländ. Mundart S. 3). Gottsched bestimmte im 18. Jhd. in anderem Zusammenhang den Umfang des Gebietes, das uns hier interessiert (Sprachkunst 5, II. Hauptstück § 7): „Was ich hier von der ober-sächsischen Aussprache sage, will ich keineswegs auf das einzige Meissen gedeutet haben . . . Wir können sicher auch das ganze Vogtland, Thüringen, Mansfeld und Anhalt nebst der Lausitz

und Niederschlesien dazu rechnen.“ Charakteristische Züge des Dbs. sind in unserer Darstellung S. 76 ff. gegeben. Moderne Grammatiken des Dbs. kommen für uns nur bedingt in Betracht, da sowohl das Dbs. wie das Berlinische seit der Aufnahmezeit starke Veränderungen durchgemacht haben. Vgl. etwa das oben genannte Programm von Franke. Ders., Die Unterschiede des ostfränkisch-oberpfälz. und obf. Dialektes in: Bayerns Mundarten 1. 2. Ders., Die obf. Hauptmundarten in der von Buttke herausgegebenen Sächsischen Volkskunde, Leipzig 1903. Ders., Grundzüge der Schriftsprache Luthers 3 Bde., Halle 1913 ff. Trebs, Beiträge zur osterrändischen Mundart. Programm. Fürstentum Walde 1899. (Dort weitere Literatur.) Vgl. weiter Meiche, Die Herkunft der deutschen Siedler im Königreich Sachsen in: Deutsche Erde IV, 81 ff. Zum Schlesiſchen namentlich: W. v. Unwerth, Die schlesiſche Mundart in ihren Lautverhältnissen. Breslau 1908.

Weitere Einzeldarstellungen übergehen wir an dieser Stelle. Von Wörterbüchern werden wir namentlich heranzuziehen haben: Müller-Fraureuth, Wörterbuch der oberſächſiſchen und erzgebirgiſchen Mundarten. Dresden 1914 ff. Albrecht, Die Leipziger Mundart. Leipzig 1881.

¹⁴⁾ Vgl. über „miſſingſch“ beſonders E. Borſching in Beihefte z. Zeiſchrift des Sprachvereins 5. R., H. 37, 1916 (mit vielen Literaturangaben).

¹⁵⁾ Beiſpiele ſ. Schriftſprache 120 ff.

¹⁶⁾ In Hamburg beiſpielsweiſe dauert es 75 Jahre, ehe das Hd. alle Zweige erfaßt hat (1549 bis in die zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts).

¹⁷⁾ Ausgeſprochen oberſächſiſche Schreibformen bei Joh. Nether ſind z. B. „nau“: neu, „ome“: ihm, „Zcom“: Zaum, „keufen“: kaufen u. a. m.

Leicht laſſen ſich viele einzelne Beiſpiele für die ſtarken Beziehungen zu jenem Gebiet beibringen: Der bekannte Berliner Rektor und Chroniſt Haſſtitius J. W., ein geborener Berliner, hat (vor 1546) die Schule in Pirna beſucht. In ſeiner amtlichen Stellung hat er Gelegenheit das dort gelernte Hochdeuſch in Berlin zu verbreiten. — Nablers Auffaſſung (Literaturgeſch. der deutſchen Stämme II, 22, 178 u. ö.), der in der Entwicklung des berliniſchen Geiſtesweſens alemanniſche Einflüſſe findet, vermag ich in keiner Weiſe zu folgen. Überall ſehen wir, daß die geſamte Geiſtesentwicklung im 16. und 17. Jhd., daß die maßgebende Beeinflüſſung der Bürgerkreiſe immer wieder zum Oſtmitteldeuſchen weiſt, im ganzen wie im einzelnen. Von den Hohenzollern her, die ſelbſt ſeit Jahrhunderten in Mitteldeuſchland heimlich geworden waren, deren Umgebung vorwiegend Mitteldeuſche waren, alemanniſchen Einfluß herzuleiten, ſcheint doch geſucht und nur der geiſtreichen Idee zuliebe, daß dies alte Semnonenland ſeine neue geiſtige Färbung der Berührung mit dem vor alters hier beheimateten Alemannengeſte danke.

¹⁸⁾ Die bedeutendſte Grammatik der deutſchen „Hauptſprache“ kann ſchon 1661, und zwar von einem Manne niederdeuſcher Abkunft (Schottel), verfaßt werden.

¹⁹⁾ Vgl. die ſehr ähnlichen Feſtſtellungen, die Bremer (bei Me, Heimatkunde des Saalekreiſes, S. 645 f.) für die Aufnahme des Hochdeuſchen in Halle auf-

stellt, der ebenfalls Gewicht legt auf die Tatsache, daß die empfangene Sprache nicht etwa Schriftsprache, sondern provinzielle Sprechsprache ist. Das Ergebnis in Halle ist freilich — obwohl auch hier das Obf. von einer nd. Bevölkerung aufgenommen wurde — ein völlig anderes. Der Grund dafür ist schon „Aus alten Stadtbüchern“ S. 133 angedeutet: Im elbostfälischen Gebiet handelt es sich nicht um eine einmalige Verührung der empfangenden und der gebenden Gruppe, die dann ihrer Heimat das Gelernte weiter vermittelt, sondern um völlige, langsame, allmähliche Vorschlebung, immer erneute Durchdringung im Nachbarverkehr (s. auch Bremer 649), der das ganze Gebiet ergreift, sich hier langsam, wellenförmig vorschleibt und auch im Laufe der Zeit an der obf. Weiterentwicklung teilnimmt. Die Lautbildung dieses Gebietes ist md. Hier ist das ganze Gebiet, Stadt wie Land, verhochdeutsch worden, während in der Mark zunächst nur die Städte, von ihnen aus deren nächste Umgebung, aber nicht darüber hinaus, das hochdeutsche übernahmen. Daher finden sich auch im hd. Elbostfälischen vielfach jüngere obf. Formen als in Berlin.

²⁰⁾ Andere Zeugnisse: Daß die Meißner im 16. Jahrhundert für g : j sagen, erwähnt auch G. Kollenhagen in seinem Abecedarium Magdeburgense, Magdeburg 1603 (Md. Jahrb. 18, 122): „Die Meißner aber haben in ihrer Sprach ganz und gar kein G, sondern wo sie es geschrieben finden, lesen sie dafür ein J. Für: Gott giebt gute Gaben, lesen sie, Gott Liebhet Gute Gaben. Für sagen, tragen, hagen, klagen, Magt, sprechen sie Saien, Traien, Hain, Klain, Maid. Im Latein halten sie bisweilen das Wiederspiel, setzen für ein J das G: Vt Deus est gustus . . . Für dreien Saren war Gunter Gollin noch ein gunger Gunter. Darnach halten sie einen geringen oder keynen vnterscheid vnter b, p, w. Item d vnd t, sagen das eine sey ein hart, das ander ein weich p oder t. Darumb schreiben sie Vader für Pater, Pauer für Pawr, Wolle für Wolle. Vnd beten Nos intucas in dendatzionem . . .“ Ähnlich montiert er die Aussprache „Gaudium, Gotthi pro Gaudium, Gotthi“ in seiner „Paedia“ (1619 aus dem Nachlaß veröffentlicht). Vgl. Geschbl. f. St. u. L. Magdeburg 13, 22, auch Md. Jahrb. 18, 120. Neben dem j für g kennt K. also auch die Verengerung des j > g: guvenis gudicium gusticia pro juvenis judicium justicia (vgl. oben Gar für Jahr). Beide Fälle gehören nicht zusammen, es handelt sich nicht um Verwechslung von g und j, sondern die Aussprache des g als Spirant ist hier die alte, die Verengerung bis zum Verschuß, j > g, ist jüngere Entwicklung.

²¹⁾ Steen, Been, Kleeber, glooben, toob für Meissen gibt j. V. auch Gottsched, Deutsche Sprachkunst (5. Auflage, S. 47) an. — Im Teutschen Merkur 1782, 203 f.: Daß man in Chur Sachsen von dem großen Hauffen . . . in den unteren Classen Beene und Kleeber und korschame Diener . . . Zu hören bekomme . . . das gesteht Herr A. selbst willig ein.

²²⁾ Diese Verteilung des Sächsischen, die genau zum Berlinischen stimmt, betont F. J. Neefschel, Verwahrung eines Sachsen gegen den falschen Gebrauch seiner Mundart, in komischem Zorn auf die, die „meene“ für „meine“, „soofen“ für „saufen“ sagen. Str. 7:

Nämlich wo de alden Deitschen
 Schon gesagt ham ei und au,
 Da nur heest's jetzt hier zu Lande
 ee und oo, merkt's eich genau!

8. Awer wo se frieher sagten
 û und î, da sprechen mir
 au und ei nu äben grade
 Seht'rsch, grade so wie ihr.

9. Wenn'r zählt, spricht eens und zweee
 Dann gomme awer dreie dran,
 Un wer meene sagt statt meine
 Ma, der zeigt am, was er gann!

10. Kleeder macht der Schneidermeester
 Reesen, doch zerreißen sprich,
 Steene ham mer viel in Sachsen,
 Geene „Schweene“ ham mer nich!

11. Laufen dhun mir nich, mir loosen,
 Un fer auch, da sag mer vooch,
 „Soofen“ awer dhut gee Sachse
 Un fer Bauch spricht geener „Booch“ . . .

Die Stelle ist dem Bächlein von Bruns, Volkswörter der Provinz Sachsen, Halle 1916, entnommen.

²³⁾ Daneben führten die oben Anm. 20 genannten Kritiker die Leipzig'er Aussprache „gar < jar“ Jahr an. Während die spirantische Aussprache des g alt ist, ist der Übergang j > g erst nach der Aufnahmezeit bemerkbar. Beide Laute, j = nhd. g, j = nhd. j, waren wohl Spiranten, ohne jedoch (vgl. die Ausführungen über die Ausspracheunterschiede in Berlin S. 53) in der Aussprache zusammenzufallen, wie die verschiedene Weiterentwicklung erweist. Der Reibelaut g (jut) hat später obs. seinen Stimmton stärker aufgegeben (> ç), das alte j hingegen (gar Jahr) ist durch Senkung der Zunge bis zum vollen Verschluß an den Zahnrändern aus einem Reibelaut zum Verschlußlaut geworden.

²⁴⁾ Man hält diesen Zusammenfall im allgemeinen erst für nachlutherisch. Die Berliner Lautübernahmen zeigen deutlich, daß die Scheidung von d und t im Obsf. um 1500 schon nicht mehr deutlich war. — Man darf hier einmal darauf hinweisen, daß eine Beobachtung des um 1500 empfangenen Berlinschen auch für die neuhochdeutsche Sprachgeschichte wertvoll gemacht werden kann, insofern es den damaligen obs. Sprachzustand spiegelt. Wir sehen, was die damals doch schon ziemlich gefestigte Orthographie verhält, daß d/t für ein norddeutsches Dhr nicht mehr unterscheidbar war. Bei b/p läßt sich, worauf im Text hingewiesen ist, ein solcher Schluß nicht tun. Rollenhagens Angaben bezeugen (s. Anm. 20) aber jedenfalls Väter Possum (für Vater possum) vor Ablauf des 16. Jahrhunderts. k/g bedeutet dagegen keinen Zusammenfall, da man ja etymologisches g nicht als Verschlußlaut, sondern = j sprach.

²⁵⁾ Diese wird allmählich immer farbloser, wenn sich auch noch lange die härter omd. beeinflussten Formen zeigen. Ich gebrauche mit Bedacht hier das umfassendere Wort, denn gelegentliche Formen scheinen weiter nach Osten hin zu weisen, lauffißisch:schlesisch.

²⁶⁾ Ein Cansley und Titel hüchlin, Darinnen gelernt wird, wie man Sendebriefe, förmlich schreiben . . . sol. Frangt ist zeitweise Lehrer der Prinzen in Berlin. Die 2. Auflage ist 1538 seinen ehemaligen Schülern, dem Kurfürsten Joachim II. und Hans v. Rüstzin, gewidmet.

²⁷⁾ Der Straußberger Prediger Ehr. Pudor prägt in seiner in „Eöln a. d. Spree“ erschienenen Grammatik „Der Teutschen Sprache Grundrichtigkeit und Zierlichkeit“ 1672 seinen märkischen Schülern ein: „Die Weißner haben vor andern Nationen den Preis der zierlichen Mundart, daher man ihre Worte, weil sie rein und deutlich, sicherlich gebrauchen darf“. — Werkenmeyer, Vermehter Curieuser Antiquarius (3. Auflage 1711 S. 44): (Leipzig) „ist berühmt wegen Zierlichkeit der Teutschen Sprache, sintemahl man allhier, zu Hall und Dresden das schönste Teutsch reder“. Derartige Zitate stehen zahlreich zur Verfügung. Freilich richtet sich der Preis auch im ganzen wohl mehr auf den Ausdruck, die Wortwahl, als die Lautform, s. u. Anm. 28.

²⁸⁾ Zahlreich sind die Stimmen aus allen Teilen Norddeutschlands (wie Süddeutschlands) im 17. und 18. Jahrhundert. Vgl. Anm. 20. Buchner bemerkt 1640: Es werden auch viel Sachen insgemein in Weissen, Leipzig und Halla geredet, die man als die besten nicht ausgeben kann (Krause, Der Fruchtbringenden Gesellschaft Urschrein, S. 236 V). Gerade die Unfähigkeit der Sachsen, d/t, h/p zu scheiden, wird besonders tadelnd bemerkt und ihr gegenüber die norddeutsche deutliche Aussprache gerühmt. So auch noch von Biefter, Berlin. Mon. I, 189 ff., 1783, gegen Adelungs Lob des Obersächsischen. Biefter weist auch auf die unangenehme sächsische Intonation.

²⁹⁾ Rektor des Kölnischen Gymnasiums, gestorben 1695. Seine „Grundsätze der deutschen Sprache“ 1690 waren die verbreitetste Grammatik der Zeit. Die 3. Auflage 1723 wurde durch Frisch, Rektor des Grauen Klosters, in außerordentlich interessanter Weise verbessert.

³⁰⁾ Wie stark der Anteil des pd. Wortschatzes (auch heute noch ist er nicht gering, s. Kap. V) im 17. Jahrhundert war, dafür kann man wohl als Beispiel die Gedichte des Kölner Kammergerichtsadvokaten und fruchtbaren Gelegenheitsdichters Peuder („Wollflingende lustige Paude“) aus der Mitte des 17. Jahrhunderts heranziehen. Peuder war geborner Schlesier, die pd. Ausdrücke sind ihm also nicht von Hause aus eigen, er muß sie in Berlin erworben haben. Ich meine etwa: halbahter, (noch heute im märkischen Niederdeutsch) die Zwischenmahlzeit morgens oder nachmittags. 1652: „Ihr lieben Pferde zieht, Seid doch etwas bemüht! Ihr sollt euch wieder dieß fressen, Solange wir halbahter essen!“ (stoppen stopfen Anm. 44), Kiepe, Köste Hochzeit, Kindelbier, die müldte Kuh. Ein Weib von jungen Jahren, die recht quablich um die Brust (doch ist quablich auch md.) P. gibt für eines seiner Lieder auch ein plattdeutsches Lied als Singweise an, das doch also damals auch noch in Berlin

bekannt gewesen sein muß. Daß er selbst ein pd. Lied dichtet, war Kap. III, Anm. 9 berichtet. Märktische Wörter findet man auch bei Canitz. — Erwähnenswert ist eine Stelle in Caspar Wels „hülffloser Cassine“, Anfang des 18. Jhd. Cassine, d. i. die verachtete niederdeutsche Sprache, sieht sich um Hilfe um „und makde sich bereit, die Kesse flugs to dohn na den geröhdnden Stidben, und twifelde gar nich sid Hülpe to erbidden. Se nam noch mehr sid vor u. wolde na Berlin, Elbingen, Könnigsberg, Thorn, Danzig u. Stettin, Gripßwold u. Grandford hen, u. wo se wieder heten, wo sid de Lände noch öhr gut to syn besleuten“. Hier ist Berlin mindestens noch als Mittelpunkt einer plattdeutschen Umgegend genannt, wenn es auch nicht in die erste Gruppe gehört mit Hamburg, Lübeck, Rostock, Kiel, Halberstadt usw., den Städten mit ausgesprochenem niederdeutschen Charakter.

^{30a)} Es ist bekannt, daß damals auch die geistigen Beziehungen zwischen Berlin und Obersachsen sehr enge sind. Auch die Kunstgeschichte weiß bekanntlich von solchen.

³¹⁾ 1598, als Johann Georg eben gestorben war, mußte eine Verordnung gegen die Aufführung von „Schulkomödien und Sankelen in dieser schweren Zeit“ erscheinen. 1623 wird sie ähnlich wiederholt; 1629 erhält der Rat einen Verweis, weil er Schulkomödien zugelassen habe usw.

³²⁾ Schriftsprache in Berlin, S. 56 f.

³³⁾ Als Probe stehe hier der eigenhändige Anfang zu einem Testament des Großen Kurfürsten (entnommen aus Hohenjollernjahrbuch 1901): „Die tagliche erfahrung bezeuget das der mensch vom Weibe geböhren sterben vndt zu erden, darauff er gemacht worden, wider werden muß, wie wir dann taglich sehen das so woll hohe als niedrige Junge Vndt alte dahin fallen Vndt vom Tode dahin genommen werden . . .“

³⁴⁾ Der Straßennamen schwankt in der Überlieferung lange zwischen der ndl. Form *gracht* und einem verhochdeutschen *gracht* hin und her.

³⁵⁾ Über Admiral Gijfels van Hier s. Brandenburgia 24, 48. — Küster, *Altes und neues Berlin*, IV, 2, 249 berichtet von holländischen Damast- und Dressmachern in Potsdam. — 1681 (Mitt. f. Gesch. Potsdams I, 5) schließt der Große Kurfürst einen Vertrag mit dem holländischen Bierbrauer Corn. Ruggens wegen der Brauerei in Glienke. — 1692 werden holländische Schiffszimmerleute für die Werft in Havelberg geheuert aus Amsterdam, Zaardam, Wieringen, Enkhuijen (Brandenburgia 23, 66) usw. Das Berliner Bürgerbuch (Ausgabe von v. Gebhardt) verzeichnet: 1553 Lamprecht Vorhuwen, Niederländer; 1575 W. v. d. Schueren, Juwelier aus Antwerpen; 1585 Michel Runge aus dem Niederlande; 1589 Jobst Koch Kramer von Briga aus Niederland; 1594 H. Schorbe aus Rymwegen; 1600 Albrecht Buschke Kramer im Niederlande burtig; 1651 Emundt Essenbrucher, Weinschent aus Niederlandt; 1687 Johann Treadman, Goldarbeiter aus dem Hage burtig; 1688 Christian Gießbrecht, Zurnaut aus Straband; 1699 Jacob de Lange, Wasserbrenner aus Utrecht.

³⁶⁾ Vgl. Kap. II Anm. 12.

³⁷⁾ Französisch ist der Briefwechsel Friedrichs III. mit seiner Tochter, der Erbprinzeßin von Kassel (Gedruckt bei Berner, Aus dem Briefwechsel König

Friedrichs I. von Preußen und seiner Familie. Berlin 1901, 1687 — 1705, französisch die Briefe Sophie Charlottes an ihren Sohn, den späteren Friedrich Wilhelm I., wie an ihre Stieftochter (ebb.), an ihre Mutter. Französisch sind noch hundert Jahre später die Brautbriefe des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (Friedrich Wilhelm III.) und der mecklenburgischen Prinzessin Luise, französisch auch das Tagebuch der Oberhofmeisterin Gräfin Wosß. Deutsch dagegen Friedrich Wilhelms III. (neuerdings von Meißner herausgegebene) Aufzeichnungen über das „Leben und Sterben der Königin Luise“.

³⁸⁾ Sophie Charlotte sprach so allgemein französisch, daß ein Fremder 1687 fragte, ob die Kurprinzessin deutsch sprechen könnte (Hohenzollernjahrbuch IV, 188). Besser singt sie an: „Noch hat die deutsche Poesie vor Dir, du reizende Sophie, sich nimmer dürfen sehen lassen. . . . Rein, sie kennt ihren rauhen Ton und weiß, daß unser Hellton Nicht kann vor deinen Ohren klingen.“ Der Mailänder Gregorio Leti, Ritratti storici . . . della casa . . . elettorale di Brandeburgo, Amsterdam 1687 I, 394: . . . per quello che spetta alla lingua francese, benchè in tutte le corti di Germania sia in tale uso, che par materna da per tutto, ad ogni modo è certo che per quanto hò possuto osservare in sei settimane continue che mi sono fermato, dalla matina à sera, mi par cosa impossibile che si possa trovare un' altra corte dove sia più comune, e più in uso . . . Nella camera di sua serenità elettorale . . . non hò inteso mai parlare altra lingua che francese, e di rado il tedesco. Nelle gallerie, nelle camere gli uni con gli altri non si parlano che francese . . .“ Ich zitiere nach Kluge, Von Luther bis Lessing⁵, S. 226 A. Ein anderer Italiener, Fra Alessandro Vichi (Grenzboten 50, 30) weiß allerdings, daß Sophie Charlotte bei ihren Abendgesellschaften italienisch, französisch, deutsch sprach, doch ist (S. 26) „die am Hof gebräuchlichste Sprache die französische“.

³⁹⁾ Dieser Zug scheint mir gerade bei Friedrich I. doch sehr bemerkenswert. Auch der in der vorigen Anm. genannte Vichi berichtet a. a. D. 76, daß während der Tafel „mitunter sogar in deutscher Sprache“ gesungen wird.

⁴⁰⁾ S. den Briefwechsel Leibniz-Frisch, den L. H. Fischer, Archiv der Brandenburgia 2 (Berlin 1896) herausgegeben hat. Eine Biographie Frischs ist SchrBfW 26 durch Fischer der Ausgabe von Frischs Schulfpiel „von der Unsauberkeit der falschen Dicht- und Reimkunst“ vorangestellt. F. ist 1666 in Sulzbach bei Nürnberg geboren, 1698 Subrektor am Gr. Kloster in Berlin, 1708 Konrektor, 1727 Rektor, 1706 Mitglied der Societät der Wissenschaften, gestorben 1743. Frisch ist außerordentlich vielseitig. Namentlich auch ist die Zoologie ihm verpflichtet. Praktisch fördert er die Herstellung des sog. Berliner Blau, ist äußerst wirksam für die Einführung der Seidenzucht, deren Ertrag der Societät zugute kommen sollte. S. noch Anm. 29.

⁴¹⁾ Die Hamburger Teutschgesinnte Gesellschaft 1714—17 legt sie z. B. ihren deutschsprachlichen Betrachtungen zugrunde. (Protokolle in der Staatsbibliothek in Hamburg.)

⁴²⁾ Wenn Vichi (Anm. 38), Grenzboten 50, 26, berichtet, der Adel spräche ein gutes Deutsch, das niedere Volk ein sehr unrichtiges und mit schlechter Betonung,

so liegt der Unterschied, der ihm auffällt, wohl darin, daß die niedere Volkssprache stärker plattdeutsch durchsetzt war.

⁴³⁾ S. solche Gedichte z. B. in Peuckers mehrfach genannter „Wollklingerder Pauke“. (Aus dem 18. Jhd. liegen auch vielfach Einzeldrucke vor.) — Die Resligionsgespräche zur Zeit des Übertritts des Kurfürsten zur reformierten Lehre, Anfang des 17. Jhd., von Freunden und Segnern zur Aufklärung des Volkes, eine Gattung, die man später gern mundartlich gibt, sind obwohl z. T. als Bauerngespräche fingiert, rein hochdeutsch, z. B. (Abraham Scultetus) Neue Zeitung von Berlin In zweyen Christlichen gesprechen zweyer Wandersleute, Hans Knorren und Benedict Haberecht . . . zum Underricht gestellet durch einen vortriebenen Pfarthern Paulum Rihnstoß, 1614. (Sammelband der Preussischen Staatsbibliothek in Berlin.)

44) Ganz gelegentlich findet sich bei Peucker auch einmal ein scherzend gebrauchtes Wort, das (neben ausgesprochen niederdeutschen Formen, s. Anm. 30) berlinische Umgangssprache wiederzugeben scheint, in den Versen, mit denen er auf kurfürstlichen Befehl selber die poetische Bitte an den Kurfürsten um eine Jagdbeute, ein Wildschwein, beantworten muß: „Der große Nimrod gibt Befehl, Action, das ist der von Dypen, soll Niclas Peucker seine Kehl mit einem wilden Schweine stoppen,“ wo aber wohl der Name des Oberjägermeisters die Veranlassung zum mundartlichen Reim ist. — „Stulle“ s. S. 211 f.

⁴⁵⁾ Vgl. die Abhandlung von Seelmann mit Abdruck einiger Szenen im Nd. Jahrb. 48, 25. Seelmann kennt merkwürdigerweise die Autoren Joh. Grüne und G. J. Deder nicht. König, Versuch einer historischen Schilderung Berlins V, 1, 232, berichtet, daß diese Gespräche von den in Berlin 1760 einziehenden Russen den Redakteuren Krause und Kretschmer zur Last gelegt wurden, die dafür und für andere Zeitungsnachrichten von General Toileben bestraft werden sollten. — Von neuerer Literatur vgl. Pottkaff, Die Abstammung der Familie Deder, Berlin 1863, und W. Buchholz, Die Wossische Zeitung, S. 38, dort auch weitere Literaturangaben. Verfasser des ersten Gesprächs ist nach diesen der Rentmeister und Registrator beim Oberdirektorium der Invaliden Grüne. Die Fortsetzungen, 2.—13. Gespräch, von G. J. Deder. —

Ein plattdeutsches Gedicht scheint neben dem gewöhnlichen Hochdeutschen auch das bei Scheller, Wäckerfunde, S. 358 angegebene „Treuherzig Gespräch, So nach der Kanitz und Riefeldtschen Verlobung gehalten, auf dem Felde zwischen einem Mann aus Nauen und einem Aderknecht aus Berlin.“ Gedruckt in Berlin bei Rüdiger, das ich nirgend ausfindig machen konnte. Nach Schellers Angabe ist es im märkischen Dialekt rein geschrieben, d. h. also, es ist niederdeutsch.

⁴⁶⁾ Für die Sprache Friedrich Wilhelms I. kommen namentlich seine Marginalien in Frage, die in den Acta Borussica gut zu beobachten sind, dann der große eigenhändige Entwurf für das Generaldirektorium 1722 (Acta Borussica, Behördenorganisation III, Schmoller, Krauske, Loewe, Akten vom Januar 1718 bis Januar 1723) und sein politisches Testament aus demselben Jahre (ebd.), ferner die Briefe an Leopold v. Dessau. Vgl. S. 101, Anm.

Die Sprache Fr. Wilh. I. ist in einer Monographie behandelt worden durch Hermann Humrich, Beiträge zur Sprache König Friedrich Wilhelms I. Dissertation. Greifswald, 1910.

47) Zur Sprache Friedrichs II. s. namentlich „Friedrich des Großen Briefe an seinen Vater, geschrieben in den Jahren 1732—39“, Berlin, Posen, Bromberg 1838. (Die große Akademieausgabe normalisiert leider die Orthographie, so daß sie lautlich nicht zu brauchen ist. Aus dieser normalisierten Ausgabe schöpft der Aufsatz von Menz, Friedrich der Große und die deutsche Sprache, Zeitschr. f. d. Wortforschung 1.) Neuerdings auch die Briefe Friedrichs des Großen an seinen vormaligen Kammerdiener Fredericksdorf, her. v. Joh. Richter (in den Deuvres t. XIII nur der bis dahin bekannte Teil). Weiter kommen gelegentliche Marginalien u. dgl. Acta Borussica und in anderen Veröffentlichungen über Friedrich II. in Frage. Einzelne Veröffentlichungen an verschiedenen Orten, etwa im Offiziers-Lesebuch Berlin 1796, führen wir hier nicht auf.

48) S. bei Werner, Aus dem Briefwechsel König Friedrichs I. von Preußen und seiner Familie, Berlin 1901. Ferner Briefe König Friedrich I. von Preußen und seines Sohnes, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm an die Kurfürstin Sophie von Hannover in: Zs. d. hist. Vereins f. Niedersachsen 1899, 316 ff.

49) Vgl. etwa Hohenzollernjahrh. 1904, 92 ff. Wortowski, Erzieher und Erziehung König Friedrich Wilhelms I. Dort auch einige Briefe des Knaben. Ein Brief 1703 (S. 121) ist, obwohl deutsch abgefaßt, durchaus französisch in Grammatik und Wortstellung.

50) Vgl. unter vielen anderen Zeugnissen Nicolai in den „Briefen die neueste Literatur betreffend“, 125. Brief: „Die größte Anzahl der besten Köpfe Deutschlands haben aus Sachsen und Brandenburg und den angrenzenden Ländern ihren Ursprung genommen. In Sachsen und Brandenburg und besonders in den Hauptstädten Dresden und Berlin ist ein Zusammenschluß von Gelehrten und insbesondere von Leuten, die sich auf die Vollkommenheit der deutschen Sprache befeißigen. Den Sachsen hat man die erste deutsche Gesellschaft und viele andere Bemühungen zur Verbesserung unserer Sprache zu danken. Zu Berlin war schon beim Anfange dieses Jahrhunderts in der Gesellschaft der Wissenschaften eine Klasse zur Beförderung der deutschen Sprache. Das einzige deutsche Wörterbuch, das wir noch haben, (d. i. Frischs Wörterbuch) hat daselbst seinen Ursprung gehabt. Und wir können uns insbesondere rühmen, eine ziemliche Anzahl berühmter und guter Schriftsteller in unsern Mauern zu sehen, welsch ein Wunder also! daß sich die wahre hochdeutsche Sprache bloß nach der sächsischen und hernach nach der brandenburgischen Mundart richtet. Wer in Wien, München und Mannheim reden will, ist freilich nicht verbunden sächsisch zu reden, so wenig als ein gastonischer oder niederbretannischer Einwohner mit seinem Nachbar parisisch redet. Aber wehe dem Schriftsteller, der ein ganzes Buch österreichisch, bayrisch oder psälzisch schreiben wollte. Alle Schriften werden in der sächsischen Mundart geschrieben und Wörter und Redensarten, die in Schriften können gebracht werden, heißen hochdeutsch.“ Heynaß, Briefe (f.

Ann. 51) S. 23: „ . . . Die Gelehrten in der Mark (haben) im Durchschnitt genommen weniger Provinzialfehler als die Sachsen.“ S. übrigens S. 33f. über das Verhältnis von Berlin zur Mark.

⁵¹⁾ In seinem noch mehrfach heranzuziehenden „Handbuch zu richtiger Verrfertigung und Beurteilung aller Arten von schriftlichen Aufträgen . . . und der Briefe insbesondere“. Berlin 1773, (3. Aufl. 1779). Im weiteren zitierten wir auch seine „Deutsche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen“ 1770. „Briefe, die deutsche Sprache betreffend“ 1771. H ist geborener Märker, aus Havelberg, 1769—75 in Berlin am grauen Kloster tätig, d. i. zur Zeit der Abfassung dieser Schriften, die in erster Reihe für seine Berliner Schüler bestimmt sind, später in Frankfurt a. D. Vielsfach führt H. berlinische Beispiele an und scheidet sie von den märkischen.

⁵²⁾ Gottscheds „Vernünftige Tadelrinnen“ 1725, St. 23, S. 177f. selbst bringen einen Brief von einer „laipyschen Junfer“ an die „Werdeste Frau Ruhme“ in Halle, der die üblichen Sprachfehler häuft. Den Frauen wirft man überall (wir werden sehen, auch in Berlin) die groben Formen vor: . . . Se kummen so keen Einzich mahl här und Mir han Jhn doch nisch äbels getaan . . . ich soll zur hochzich gehen, aber de Mama well Mir keene naie hadrlähne machen lassen . . . ich ha disse Nacht nich waul keruht, drimme tut mir der kop wey und ich kan nisch mer schraiben es doocht (taugt) mit all heele nisch. Die Meuscher müssen keenen Spinn Roden oder Stricke Nateln han“ usw. Der Kommentar dazu schließt: „ . . . Wir überlassen es andern, zu beurteilen, ob die Herren Weisner ein solches Vorrecht vor uns Magdeburgern im Absehen auf die Zierlichkeit der Sprache haben.“ Die verschiedenen deutschen Sprachgesellschaften, die auch in Norddeutschland seit Anfang des 18. Jahrhunderts Mode werden, behandeln gern, wie die Hamburger Teutschübende Gesellschaft, die Frage der norddeutsch : oberfächsischen Abweichungen, die — im Gefühl der besseren konsonantischen Aussprache (s. oben S. 84) — die obs. Fehler spottend unterstreicht.

⁵³⁾ Moritz ist der Verfasser des bekannten autobiographischen Romans „Anton Reiser“, sowie metrischer Arbeiten, die Goethe mit Interesse studiert hat; zeitweilig Korrektor am Grauen Kloster, zeitweilig Redakteur der Vossischen Zeitung, berüchtigt durch seine Kritiken der gerade damals erscheinenden Schillerschen Jugenddramen.

⁵⁴⁾ Von berlinischer Seite ist Moritz stark angegriffen. Schon sein Zeitgenosse, J. G. Richter (Kritische Anmerkungen zu des Herrn Melung deutscher Sprachlehre für die Schulen [Berlin 1782] S. 68) findet Moritz' Verzeichnisse voller Sprachfehler. Mit märkischem Lokalstolz meint er, was Moritz fehlerhaft erscheine, seien nur die „schriftwidrig ausgesprochenen Wörter“, die eben, charakteristisch genug, der Märker Richter nicht als fehlerhaft empfand. — Ebenso wie Richter hat neuerdings Brendicke, SchrVfGW. 29, 124 behauptet: „Die Briefe über den märkischen Dialekt von Moritz, Berlin 1781, bringen viel Erdichtetes, da der Verfasser, ein Nicht-Berliner, nicht aus erster Quelle schöpft, nicht aus der Volkstunde heraus gesammelt zu haben scheint“. Doch zeigt

diese Bemerkung nur, daß Brendide, den wir alle selbst als guten Berliner gekannt haben, nichts von einer oder vielmehr verschiedenen älteren berlinischen Formen wußte. Mit einigen meist leicht zu verbessernden Fehlern hat man allerdings bei Moritz zu rechnen (gehlig, rehß, tohm und ähnliche falsche Übertragungen). Kritik ist jeder Quelle gegenüber zu üben. Daß das Bild, das Moritz gibt, die Häufungen abgerechnet, im ganzen richtig ist, zeigt der Zusammenklang aller Berichte, die wir aus dieser Zeit haben. Im übrigen weist Moritz selbst darauf hin, daß er zu Lehrzwecken die „Fehler“ angehäuft hat. S. übrigens noch S. 122 Anm. **).

⁶⁵⁾ Heinsius, ein Neumärker, 1770—1849, Professor am Grauen Kloster.

⁶⁶⁾ Unsere Gegenwart und Zukunft 9, S. 28. S. Dora Meyer, Das öffentliche Leben in Berlin im Jahr vor den Märzunruhen, SchrWfGW. 46, 78.

⁶⁷⁾ Arnim zeichnet für die Grimms märktische Sitten und Sagen auf (Zf. f. Volkskunde 13, 96 ff.).

⁶⁸⁾ J. B. Joseph Grossinger, Berlin und Wien in betreff der Gelehrsamkeit und Aufklärung 1784. Die „Berlin. Monatschrift“ bringt in Jg. 4 Beobachtungen, die „Xaverius Grossinger“ aus Wien in Berlin macht; v. Coelln, Wien mit Berlin in Parallele, behandelt das Thema, ebenso zahlreiche andere Publikationen.

⁶⁹⁾ Über J. v. Voß vgl. die Monographie von Joh. Hahn, Palaestra XCIV, Berlin 1910. Darin S. 201 ff. das Kapitel „Sprache“. Seltsamerweise übergeht Hahn die Frage, wie J. v. Voß zur Dialektdichtung kommt, völlig. Vgl. ferner Ellingers gehaltvolle Einleitung zu seiner Ausgabe von J. v. Voß' Faust, Berliner Neudrucke 2. Serie II. Berlin 1890.

⁷⁰⁾ Doch id war in jüngern Jahren
Woll en rechtet schmuckes Kind
Doch id habet bald erfahren
Det die Männer treulos sind
Erstlich rönnen se, det se schwißen
Un denn lassen se Enen doch sigen
Drum man lieber nicht gefreit
Junfer geblieben in Ewigkeit!

S. Hahn 203.

⁷¹⁾ Meißels „Wien 1722—1822—1922“ wandelt Voß in „Berlin 1724—1824—1924.“

⁷²⁾ Wie weit etwa Saphirs Wirksamkeit mit in Frage gezogen werden muß, erörtert die in Anm. 63 genannte Arbeit S. 28, 39.

^{72^a)} Aus der Manteliteratur sei hier noch einiges erwähnt: „Edensteher Nante als Kläger“ (Dornbusch) 1834; „Nante Strumpfs hinterlassene Papiere“ gibt 1838—41 Edmüller heraus; „Berliner Einfälle a la Nanté Strumpf“ 1838 (Röll); „Nante als Fremdenführer“ (1840), 1848 auch „Nante als Nationalversammler (Hopf) usw. Vgl. Rodenhäuser, a. a. D. S. 41. Glasbrenner hat Nante ebenfalls noch mehrmals vorgeschickt.

⁷³⁾ Über ihn s. Rodenhäuser, Adolf Glasbrenner, Nikolaussee 1912. Dort auch vollständige Bibliographie.

Kapitel V

¹⁾ Der „Groschen“ bringt im Laufe des 14. Jhd. von Böhmen vor. Wie man heute, wenn auch mit zweifelhaftem Erfolge, überall niederländische Wortspuren in der Mark sucht, so müßte man mit mindestens gleichem Rechte den mitteldeutschen Spuren der Siedler nachgehen. Allerdings wird sich in der ältesten Zeit, wenn nicht gerade für ein Wort wie Groschen mit bekannter Geschichte, schwer nachweisen lassen, was direkt empfangen oder was dem Sprachschatz des Grenzlandes, dem die niederdeutsche Siedlergruppe entstammt, angehörte. Doch wird eine genaue Scheidung dieser Bestandteile (auch wenn sie mit Hilfe der Beobachtungen aus dem südlichen Ostfälischen durchaus nicht unmöglich ist) gar nicht immer nötig sein. Für die weitere Beobachtung wird man vielleicht auch im Zusammenhang des Wortschatzes zwischen Berlin, der Mark und dem Osten, Ostpreußen, der Grenzmark, dessen mitteldeutsche Ansiedler Ostmitteldeutsche waren, eine methodische Hilfe finden. Gewiß hat der Osten neuerdings vieles von Berlin neu entlehnt, aber es handelt sich hier um die älteren Formen, die sicher nicht erst Entlehnung sind, die aus gemeinsamer gleicher ostmitteldeutscher Quelle stammen müssen. Diese wären einmal darauf hin zu untersuchen. Selbstverständlich dürfen solche Untersuchungen zur Sprache der Siedler möglichst nur das älteste zugängliche Material zugrunde legen.

²⁾ Zu polnisch *dalej* vorwärts stellt man auch „dalli“, mit mehr Wahrscheinlichkeit als zu niederdeutsch *dalli dalje* < *dagelinge* heute. — *Babuschen* poln. *papuc* u. a. m.

³⁾ Schon Frisch (1741, Wörterbuch I c) hatte Besinge aus dem niederländischen Wort hergeleitet. Neuerdings hat dies Teuchert, Festschr. für Kluge aufgenommen, doch ohne die zeitlichen Schlüsse zu ziehen.

⁴⁾ Vgl. Ladendorf, Historisches Schlagwörterbuch, Straßburg 1906, s. v.

⁵⁾ „Karanzett“ s. bei Brendike SchWfWB 33, 133. — „Piek“, oder wie er schreibt, „Pik“ leitet entsprechend Frisch, Wörterbuch II, 52 aus dem Pikettspiel her (frz. *pic*): ein Vorteil, den man über den Gegner davonträgt. Das neuere Sprachgefühl verbindet das Wort dagegen mit *pique* (*il y a de la pique entre eux*) daher auch jetzt vielfach „eine Pieke auf jemand haben (einen Piek)“.

⁶⁾ Heynaß: Pulle ist eine große prächtige Flasche oder Kruke.

⁷⁾ Das wichtigste neuere Quellenwerk ist F. Kluge, *Notwelsch*. Straßburg, 1901, I. Notwelsches Quellenbuch. Aus älterer Zeit: *Uv é; Lalle mant*, Das deutsche Gaunertum in seiner sozialpolitischen, literarischen und linguistischen Bedeutung, Leipzig, 1858—62. Dazu viele Ergänzungen und Verbesserungen, z. B. Wagner Herrigs Archiv 38, 193 ff. *Stein schneider*, Hebräische Bibliographie VII, VIII usw. Für Berlin speziell sei *Zimmermann*, Die Diebe in Berlin, 1847, genannt, darin ein Wörterbuch Bd. I, S. 142 ff. Berlin nahe steht auch *Dstwalds* *Rinnsteinsprache*. Außerordentlich zahlreich sind Aufsätze und Abhandlungen, Bücher, die sich vom Standpunkt des Juristen und Kriminalisten, des Sammlers und Kulturhistorikers, des Sprachforschers mit dem Notwelschen und verwandten Sprachen (Kundensprache, Krämersprache) beschäftigen. Eine Samm-

lung allgemeinverständlicher Auffätze zur Gaunersprache bietet Günther, Die deutsche Gaunersprache, Leipzig 1919. Hier findet man auch weitere Literaturangaben. Das unter der Bezeichnung Bischof mehrmals im Text angezogene Buch ist E. Bischof, Wörterbuch der wichtigsten Geheim- und Berufs-sprachen, Leipzig, o. J. — Für die Studentensprache ist auf Kluge, Deutsche Studentensprache, Straßburg 1895, zu weisen, ferner: Studentensprache in Halle vor 100 Jahren, Halle 1894, sowie auf die besonders wertvolle Ergänzung von John Meier, Hallische Studentensprache, Halle 1894.

^{a)} Hirt-Weigand knüpft an pfehen, drücken, was aber lautlich schwierig ist. Man würde dann im ostdeutschen Bezirk irgendwo (pfehen erwarten müssen, während es dort „behen“ heißt. Bischof denkt an hebr. paqah. Mit Recht erhebt Günther S. XIV hiergegen Bedenken. Andere Erklärungen übergehen wir.

^{8a)} Die Redensart stammt (nach Nd. Korr. 23, 71) aus K. G. Cramers Roman Hafer a Spada, 1794. („Wat sägst de nau, Fleisch?“)

Bekanntlich sind derartige Beinamen für historische Persönlichkeiten überall zahlreich vertreten; so hieß Wrangel 1848 Papa Druff (s. J. B. im Extrablatt der ewigen Lampe, 20. 12. 1848). „Statt des Ausdrucks ‚einen madig machen‘ sagen die Berliner jetzt ‚einen abwrangeln‘“. Die ewige Lampe, 3. 10. 48.

^{8b)} Hierin lag natürlich der Kern zu schneller Verschlechterung der Bedeutung. So berichtet Robert Springer, Berlins Straßen, Kneipen und Clubs im Jahre 1848, B. 1850, S. 38: „In den Bierstuben sah man jetzt (nachdem sie sich verschlechtert hatten) überall sogenannte Polka;Mamsells von der gemeinsten Sorte bis zu den verführerischen anständigen. Die bedeutendsten Lokale dieser Art sind in neuerer Zeit die Polka halle in der Mohrenstraße, die National- und Sphylidenhalle . . .“ (Diese Sittenverderbnis beschleunigt nach ihm die Revolution.)

⁹⁾ „Motten“ ist hier wohl nicht ursprünglich das Insekt, sondern gehört anscheinend zu nd. „mutte“, das 1. Motte, 2. Hindernis, Schwierigkeit bedeutet, „bele mutten maken“ viel zu schaffen machen, „muittenmaker“. — (Anderes Borchardt, Die sprichwörtlichen Redensarten im Volksmunde.)

¹⁰⁾ Auch hier darf auf ältere nd. Redensarten hingewiesen werden. Im 18. Jhd. ist im Niederdeutschen „Dat di de Upe luse!“ ein scherzhafter Fluch (vgl. Bremisches Wörterbuch), an den die Redensart anknüpft.

¹¹⁾ Etwas anders sieht Hirt-Weigand das Verhältnis an, doch wohl nur, weil er nur Belege des 17. Jhd. kennt.

¹²⁾ Im Hanskontor in Bergen schild 1641 ein Geselle den andern „einen Gbren, dat is so vele alse ein Junge“. Die frühe Beziehung auf den Jungen wird unter norwegischem Einfluß stehen. Vgl. norwegisch gorse, gosse. Der schlechte Sinn, der das Wort zum Scheltwort macht, ist aber auch hier wohl zu erkennen. — In verächtlich-scheltender Bedeutung zeigt auch ein früher hochdeutscher Beleg das Wort: „Do starp auch die alte gurte“ (alte Wettel), Germania 3, 422 (Predigtmärlein). Die übertragene Beziehung auf beide Geschlechter findet sich in der ganzen Gruppe, Range, Peke usw. — Zu der von

uns zugrunde gelegten Form *guri mit eine m r vgl. z. B. in der westfälischen *Dimissio Dominorum metaphysicorum* von 1697 scherzhaftes „ap de gueren rennen, galopperen“, das diese Form voraussetzen muß.

¹³⁾ Nach Kretschmer, *Wortgeographie* stammt die dissimilierte Form Kartoffel für Lartuffel aus dem Schweizerischen, wo K. das Wort 1669 nachweist. — Übrigens sind die vorn S. 203 angeführten Belege für Kartoffel im deutschen Sprachgebiet etwas älter als die K. bekannten Stellen: das Brandenburgische Kochbuch ist (nach Consentius, a. a. D. 185) ein 1732 bei J. M. Rüdiger in Berlin erschienener Nachdruck der Braunschweiger Wohlunterwiesenen Köchin; Bismanns Beschreibung erschien 1751.

¹⁴⁾ Vgl. z. B. Müller-Fraureuth I, 205.

Kapitel VI

¹⁾ Diese anscheinenden Unstimmigkeiten, die den allgemeinen deutschen Betonungsgesetzen zu widersprechen scheinen, sind natürlich vielfach beobachtet, aber noch wenig erklärt, m. E. wohl auch darum, weil wir in Norddeutschland, wo die Neigung zu dieser Betonungsweise bei Ortsnamen besonders stark ist, jetzt noch mitten in der Entwicklung stehen. Daher bemerkt man vielfach doppelte, noch nicht ausgeglichene Behandlung der Ortsnamen, weiter ist auf verschiedene Ausgleichungen und Angleichungen, verschiedene lokale und zeitliche Entwicklungen zu achten. Die deutliche Entwicklung der Ortsnamen in der Richtung auf die Betonung des zweiten Teils wird möglicherweise dadurch begünstigt, daß eine Gruppe von Ortsnamen schon immer das zweite Glied betonte: solche die mit einem unfesten unterscheidenden Adjektiv zusammengesetzt sind, Preussisch-Friedland, Klein-Machnow, Klein- und Großbeeren, Oberschöneweide, Niederschönhausen, Neu-Globow, vgl. auch der Neue See im Tiergarten, aber Schlachtensee oder Wannsee. In solchen Begriffszusammenfassungen besteht auch über die Namen hinaus die Neigung, den zweiten Teil, das Grundwort vor dem Beiwort hervorzuheben, Stralauer Fischzug. Eine weitere Anknüpfung fand die Endbetonung auch bei den ursprünglich nicht-deutschen Namen wie Berlin. Schließlich ist zu beachten, daß Ortsnamen im Unterschied zu anderen Wörtern, die ihre Stelle im Satz haben, häufig isoliert gesprochen werden, wobei das Gewicht leicht auf den zweiten Teil fällt. — Man darf für die moderne Entwicklung auch auf die heute beliebten Doppelpersonennamen hinweisen (Liselotte, Karlheinz), die den zweiten Teil betonen. — Dazu kommen schließlich, wenn auch weniger ausgeprägt, ähnliche Tendenzen bei Wörtern anderer Kategorien, die sich z. T. durch den Bedeutungszusammenhang ergeben, ähnlich wie bei den oben erwähnten Adjektivverbindungen, vor allem aber rhythmischer Art sind, wie man sie häufiger beobachtet hat, zuletzt Michels, *Germanica*, *Festschrift f. Sievers* S. 44 ff., der auch einige der oben im Text gegebenen Ortsnamen mit heranzieht.

Auch das oben erwähnte „Schlafittchen“ will Michels a. a. D., S. 44, aus rhythmischen Wirkungen, die sich allmählich mechanisieren, in der gewöhnlichen Zusammenstellung „beim Schlafittchen nehmen“ herleiten.

²⁾ Aus der Tatsache, die Neumann a. a. D. 113 ff. zeigt, daß die Niederachsen wie Brodes Anfang des 18. Jhd, gegen ihre Aussprache i: ä reimen, zeigt sich die Wirkung des Obersächsischen auch hier, die erst allmählich durch den bewußten Gegensatz, in den sich gerade die Gruppe um Brodes stellt, durch das Schriftbild und durch die niederdeutsche Aussprache getrennt wurde.

Überhaupt hat man für die Anfangszeit auch im weiteren niederdeutschen Gebiet zwar, wie oben S. 74 gezeigt ist, nicht mit derselben obersächsischen Sprachform wie in dem unter anderen Umständen hochdeutschen Berlin, aber doch auch mit einigen ostmitteldeutschen Aussprachespuren zweifellos zu rechnen, die erst allmählich getilgt sind, und die bei dem Ansehen, dessen sich das Ostmitteldeutsche erfreute, bei dem Verkehr der von Niederdeutschland gerade in diese Teile des hochdeutschen Gebietes ging, wohl nicht zu vermeiden waren.

³⁾ Joh. Gottfr. Richter, Versuch einer zweckmäßigen deutschen Rechtschreibung, Berlin 1780, berichtet, daß die Fürwörter in der Betonung durchaus mit ä gesprochen werden: „Aus däm Grunde, Was dār Herr (dieser) Herr auch befehlt“.

„Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Bär,
der grobe Suprindent, er nennt mich immer är.“

In den „Kritischen Anmerkungen zu Adelungs Sprachlehre“ gibt Richter das Beispiel: „. . . so flügen die Fäler mit Färden zu flügen un der Appel falt ohch nich weit vom Bohme“.

⁴⁾ Der zweite hochdeutsche Berliner Stadtschreiber Thomas Thom der 1512—16 hier tätig ist, schreibt noch in ganz obersächsischer Weise „Brandenborgsche, thorm, nottorft“ (Turm, Notdurft).

⁵⁾ Mitte des 18. Jhd. schreibt dann z. B. Küster, Altes und neues Berlin 3, 5, schon Grunwald: „Caspar Theis Bildnis über dem Eingang eines ohnweit Berlin gelegenen Jagdhauses Rahmens Grunwald“.

⁶⁾ Nach Richter (f. Anm. 3) war es kein volles w, d. h. wohl mit weniger Stimme oder größerer Enge gebildet als w: „In Briefe, Schwefel, Hafer usw. hört man gewöhnlich weder f noch w, sondern den Mittellaut zwischen beiden, das v“. — „v ist ein Mittelbuchstabe zwischen w und f . . . In Provinz, Wokal, Minerva, braver, Cavalier, Pulver, Nerven, Frevel, Havel, Haven, (Zeudel, Drive) u. a. hör ich weder f noch w, sondern den Mittellaut zwischen beiden das v“.

⁷⁾ Richter weist auf die Schwierigkeit der Schreibung z. B. von „nuffeln (undeutlich durch die Nase reden [d. i. nuzeln]), fuffeln (Fäserchen lösen sich ab [fufeln]), duffelig (dumm und schwächern [dusflg]), Duffe (eine Kinderwiege [Wuze]).“

Er wendet sich auch gegen die Aussprache j (< š < s) hinter r: Fehlerhaft ist es „das Genie-g für s in Gehorsam (Gehorscham, Gehorjam), Werse, Pfirsich, heißer“ usw. zu sprechen. Das bezieht sich (1780) auf die Aussprache der Gebildeten.

⁸⁾ Eine weitere Möglichkeit, gelegentlicher ländlicher Einfluß (so berichtet Madel, Nd. Jb. 31, 77, daß in der südlichen Ostprignitz neben der Aussprache

wazen auch wazen vorkomme), ist kaum ins Auge zu fassen, da diese Wazen anscheinend erst sekundäre jüngere Formen sind.

⁹⁾ Möglicherweise handelt es sich aber doch nicht ganz um „Ziererei“. Vereinzelt „lanje“ in märkischen Aufzeichnungen aus der ersten Hälfte des 19. Jhd. lassen die Erklärung erwägen, ob nicht, wie das im 17. und 18. Jhd. für *n* < *nd* nachweisbar der Fall, auch dieses im allgemeinen zwar vom erstgenannten *n* getrennte *n* so palatal gesprochen wurde, daß die Schreibung *nj* hierin einen Hintergrund haben könnte.

¹⁰⁾ Ohne feinere phonetische Unterscheidung wird hier dieser Ausdruck für das an Stelle des Zungen-*r* getretene Zäpfchen-*r* oder Kehlkopf-*r*, gebraucht. Die Aussprache ist auch beim gleichen Individuum nicht einheitlich, Zäpfchen-*r* mit oder ohne Schwingungen, auch *h* (*ch*), bzw. Vokal, abhängig von der lautlichen Umgebung.

¹¹⁾ Der Plural „Zelten“ kommt Anfang des 19. Jhd. aber auch sonst vor. Vgl. Gombert, Bemerkungen zu Weigands Wörterbuch, Programm Groß-Strehlitz 1882, S. 6.

¹²⁾ In den Hamburger „Jungfer-Nichten-Briefen“ (Verfasser Beneke 1801), sagt der Preuße (soll wohl heißen der Berliner, denn berlinisch läßt man „den Butenmischen aus das Prealsche“ im ganzen sprechen): „Mich is mein Appitt verjangen“.

Wörterverzeichnis

Um das Nachschlagen zu erleichtern, sind die Wörter so weit wie möglich in der gewohnten Orthographie gegeben; es sind also *j*, *B*, *f* und *v* nach der alltäglich üblichen Weise getrennt. Nur *j* und *g* sind, wie sie für das berlinische Gefühl zusammenfallen, hier unter einen Buchstaben, *j*, gestellt, auch *e*, *o* (*hd.* *ei*, *au*), sind unter *ee*, *hzw.* *oo* zu suchen. — Die mit einem Stern versehenen Wörter bezeichnen grammatische Ausdrücke, die Seitenzahl die Stelle, wo dieser Begriff erklärt ist.

*a 227 ff., 44f.
 Aalooen 175, 195.
 Aas 201, 252.
 Abendbrot 149.
 aberst 123, 260, 261, 304.
 abföhren 188.
 abgebrannt 109.
 abjemacht, Seefe! 195.
 Ablage 195.
 abschulen 156.
 abwrangeln 339, Anm. 8a.
 acheln 173.
 *Adjektiv 274, 107f., 61.
 adieu, atchee, ischö 168.
 Affe 136, 194 u. Anm. 10, S. 339.
 Affendarius 188.
 *Affusativ: Dativ 267 ff., 59f., 107,
 mir: mich 275 ff., ihm: ihn 284.
 *Agent 220 u. Anm. 1, S. 340.
 Ajeffer 248.
 all (schon) 108, 123, 304.
 alleene 123.
 allens 61, 375.
 alleweil 123, 304.
 allert 165.
 Alle 295.
 amestern (wie'n Wops im Dischkasten)
 206.
 au 301.
 anders 52, 252, 264.
 Anektote 123, 251.
 anestern 167, 206.

anstahts 304.
 anzwee 122, 227, s. inzwee.
 Ap(f)ritose 134.
 Apostellopper 173.
 Apothekerrechnung 109.
 Appel 52, 78, 123; Appellahn 185.
 apropro 167.
 Aqua(r)ium 262.
 artig 263.
 *Artikel 159 ff., 268 ff.
 Asche 174.
 *aspiziert 57, 244.
 Assamblee 93.
 Ast, Ast lachen 144.
 Astoffel s. Kartoffel 203.
 Au, Au Wade! 195, 188, 305.
 *Auslautverhärtung 244.
 ausquetschen 185.
 aut 178.
 Automoppel 188.
 mit'n avec 167.
 *b 252 ff.
 Babuschen 338.
 Bade, Au Wade! 195, 188, 305.
 Badebeern 158.
 baden 287.
 Bahne 242, Bahne frei 193.
 baldowern 172, 173.
 Balg 293.
 Band 293.
 Bange 295.

- Banke 243.
 bedingen (bedung) 289.
 Beenhase f. Böhnhase.
 bei (mit Affusatio) 270, 301.
 belemmert 158.
 Berblang, bergri 168.
 Berlin 26 u. Anm. 2, 3 S. 313 ff.
 Bese (Baiser) 167.
 befehn 158.
 Besinge 164 u. Anm. 3 S. 338, 86,
 149.
 besigen bleiben 123.
 *Betonung 219 f. u. Anm. 1 S. 340
 bibbern 253.
 Bibi 196, 166.
 Bibl(i)othek 242.
 Viele, Vieleken 44, 50, 158, 233.
 Bierplantscher 185.
 binden (bund) 238, 289.
 Birne, Bürne 234, 243.
 bise 169.
 bisfen 123, 297.
 Bladscheißer 108, 156.
 blaten 149.
 blasen, eenen blasen 185, 287.
 blechen 172, 177.
 Blüte 175.
 Bohr 264.
 Bolle 196, 4, 86.
 Bommelaje 166.
 Boom 5, 77, 123.
 Bonbon 264.
 Böhnhase, Benz, Weinhasse 225 f.
 Born 28 u. Anm. 13, S. 320.
 Bouillonkeller 172.
 Bovel 171.
 Bredulje 167.
 brechen 287.
 brennen 289.
 bringen 264.
 Brieje, Briejkeile 197.
 Brummer 142.
 Brusche, Bruje 258.
 Brüsche, Brüje 258.
 Da kenne Se Buchholzen schlecht 191.
 Budelbrescher 179.
 Buddel 166.
 Budike 94, 166, 184, 219.
 Buje 162, 222, 253.
 Buletten 149.
 Bums 178.
 *b 105, 249, 330 Anm. 24.
 da 306 (f. Zusammensetzungen unter
 da — und der — 304). Is ja
 allens da 144.
 Dacht (Docht) 227.
 dadergegen, dadermant usw. 304.
 Dag (Dach) = nu wirds Dach 194.
 Daler 123.
 Dalles 173.
 dalli 338 Anm. 2.
 damant, darweile 242, 303, 304.
 Damme (Ortsname) 58.
 Dampffschiffe 185, Dampfer, Dempfer
 223.
 Danjboden 159.
 *Datio: Affusatio 267 ff., 59 ff.,
 107; mir: mich 275 ff.; ihm: ihn
 284.
 dausent 80, 123.
 darweile, derweile 303, 304.
 Deeschaffe 173.
 Deibel 191 f., 253, 227.
 Demlad 295.
 demlicht 289.
 denn (dann) 227, 45.
 Depentat, Depentierter 242.
 der (er) 284.
 derbei f. da: 123, 304.
 derf (darf) 5, 45, 227, 292.
 derweile 303, 304.
 des, det, dette, detste 45, 78, 122,
 134, 227, 244, 275, 284, 308.
 Destille 166.
 dibbern 173.
 dicke 197; dicke Milch 149.
 Dickde 295.

Dingriß 296.
 Dinstach 222.
 Dire f. Däre.
 dir 122, 275.
 diß 285.
 Dißch 47, 233.
 Dißcher 141.
 Dochter 123.
 Doße 142.
 doll 109.
 dondern, Donnerstach 251, 52.
 doof 156, 254, 122.
 dopfche 163.
 Döfel, Döfelach, döfeln, döfen, dößig
 156, 197, 295.
 dot 123, 192.
 drängeln 123, 299.
 Dred 109; dredig, dredrich 298.
 Dresler, Drehöler, dreier 141.
 drippen, drippeln 158.
 drinken 289, 123; mir drinkert 299.
 droden 123.
 Droom 123.
 Droschle 163, 147.
 druf, Papa Druff 339, Anm. 8a.
 drum 304.
 du, de ste 134, 275 ff.
 Duch 157, 273.
 duße 175.
 Dummlak 295.
 dun 123, 150, 307.
 dune 197.
 dünt 318, Anm. 11.
 dunne, dunnemals 46, 122, 158, 304.
 Däre, Dire 123, 243.
 Durßcht 261.
 duße 167.
 Dufel, Duffel, dußlig, dußlig, dußig
 197, 222, 259.
 duffer 238.

 *e 229 ff., 77, 44.
 eben(t) (emt) 52, 252.
 Ede 150.

Ederwacht 263.
 eejentlich 264.
 Gel (Gl) 293.
 een 307; eener (jemand) 286.
 eendunt 109, 122 f., 135.
 eenzichste 275.
 ehr 106, 301, 303.
 ei 295. Ei, Ewei 188, 307.
 höchste Eisenbahn 190.
 ejal, enjal, einjal 134.
 Ekkipaje 262, 297.
 Ekfenß 248.
 *elboßfällisch, S. 315, f. Anm. 6, 7.
 Elite (Alte) 295.
 elwe f. ölwe.
 Emmchen 183.
 Emmer 122, 157, 230.
 *Endsilben 241 ff.
 *Entrundung 223 f.
 enjwee f. anzwee, injwee.
 Eppeltahn, Appeltahn 185.
 erpree 167.
 er 263, 275, ihm, ihn 284.
 erst, erscht 123, 261.
 Ertüffel f. Kartoffel 203.
 essen (Flexion) 123, 286.
 et 275.
 etepetete 198.
 Eust (uiff) 196, 307.

 *f (: pf) 254, 104, 78.
 fallen 287, 289.
 fangen, fung 287.
 Fannkuchen 149.
 färben, jeforben 290.
 fassen, fäßt, fleß 287.
 Fahle 198.
 Fagen 198.
 feffern 146.
 feifen, eenen feifen 185.
 Feifer, Water Feifer 186.
 feizen 199.
 Fenn 156.
 Feuerforje 142.

- fimwe (fämwe) 244.
 finden, fund 123, 264, 289.
 Fiſch, Fiſch 47, 233.
 Fiſchmarkt 141.
 Flabbe, Flebbe 155.
 Flapß 297.
 Flaume 149.
 Fleiſch (wat ſachſte nu?) 186 u. Anm. 8a
 S. 339.
 flennen 199.
 *Flerion, Verfall 266 ff., 57 ff.
 Fliegenfeſt 7.
 Flöhe 157.
 fludbrig 244.
 fluſchen 158.
 foofch 206.
 Forckenbeden 185.
 forſch 165, 261.
 Fote 134, 156.
 fotografämwen 188.
 fragen, frägt, frug 287, 289.
 franzeefch, franzöſiſch 260.
 Fraßjee 168.
 Freſſalien, Freſſabilien 178.
 freſſen 287.
 Freund und Fönnner 199.
 Friedrichsgracht 164 u. Anm. 34,
 S. 332.
 friſche 187.
 fremd 46, 230.
 fudern 167.
 fußzehn, fußzig 160, 238.
 Fürſije (Würfche) 234.
 Fuſcher 141.
 Fuſel, fußlig 259.
- g f. j.
- haben, hebben, het, jehat; ſich haben
 291, 46, 63, 122 f., 135, 150.
 halbacher 331, Anm. 30.
 Hallelujamachen 200.
 halten 287.
- Handfeger 149.
 Hängeboden 150.
 hängen, hung 286, 289.
 Hanschen 122.
 Happs, Happsken 296 f.
 Havel (Hawel, Hagel) 57, 255, 257
 u. Anm. 5 S. 315.
 heeſch 123.
 heeß 112.
 heeßen 290.
 heften, jehofien 290.
 Heide 28 u. Anm. 7 S. 316, 156.
 Helderenter 28, 141.
 heilig 230.
 helfen 287.
 Hemde 243.
 Henne, Hinne 123.
 heraußer, herinner, hernachens 305,
 304, 123.
 Herrgott, Hurrijott, Hurrijees 242.
 hinter (hinder) 28.
 Hirſch, Hürſch 234.
 hoch, hōjer 54, 61, 105, 275.
 Hōchte 123, 295.
 hohnepiepeln 200.
 hōnedden 200.
 Hoppenrade 47.
 Hoopt, Hooptmann 236, 98.
 Hundsloden 200.
 huſcheln, huſeln 258.
- *i 233.
- id, ide 5, 78, 122 ff., 134, 244, 248,
 275; mir, mich 275.
 ihm, ihn 284.
 ihr: ſie 284.
 ihr 275.
 Jflet 161.
 immer, ämmer 233, 304.
 imwähren 302.
 in: ein: 235.
 indem 305.
 infamt, infamicht, infniebeln 158, 298.

- inschenken, inschenken 290.
 inschlafen 123.
 inspinnen 123, 235, 264.
 instechen 122.
 inzwee (enzwée, anzwée) 122, 227,
 306; inzweecht, inzweecht 298.
 *ir, ir: 233 f.
- *j, g 255 ff., 104. J (:sch) 258.
 Jade wie Hase 208.
 jansfen, ganneven 173.
 Jänseleken, Gänselein 149.
 janz 306.
 Gartenhaus 150.
 Jas 293.
 jannern 185.
 *je: 296.
 jeben 221 f., 286 f.
 gebinde, Anm. 8, S. 316.
 Jebumse, Jeduble, Jehabe 296.
 Jedhol, Gethol 21, 53 u. Anm. 2
 S. 314, Anm. 18 S. 324.
 Jedibber 173; Jeduble s. o.
 jehn, jung 123, 238, 286, 288 f., 292.
 Jehabe s. o.
 Gehorsam 341.
 Jeist 230.
 jellingin, jelung 123, 289.
 jelten, jolt 289.
 *Genitivumschreibung (den sein) 61,
 108, 266.
 jenung 123.
 *Geschlecht 273.
 *Geschlossene Silbe vgl. offene Silbe
 222.
 Jeseires 169.
 Jestschte 243.
 jezunder, iszunder 160, 305.
 jtepern 202.
 Hierpansch 261.
 Jist 293.
 Jstimmstengel, Gtimmstengel 187 f.
 jloben 86, 123, 227, 236.
 jlupen, jlupsch 156.
- Jöhre 261, 155 u. Anm. 12 S. 339.
 Jott, Jotte doch 4, 244.
 jransen 199.
 Jrejorius 169.
 grempeler 28.
 jrisflachen 158.
 jrienen, jrisfen 99.
 Jriedeskel 154.
 jrob 221.
 jrölen 202, 156.
 jroß, jrößter 275.
 Jroschen 141 u. Anm. 1, S. 338.
 Jrunewald 238 u. Anm. 5, S. 341.
 Jrus 158.
 gruse 155.
 jub (Schub) 258.
 juchen 238.
 Gölde 154.
 Jumfer 264, Jungfrau 220.
 Jungs 279 f., 123.
 Jur 202.
- *f 247, 78.
 kabbeln 253.
 Kabolz (schiefen) 227, 242.
 kabruse 173.
 Kaffeetecher 142.
 Kaffer, kaffrig 176.
 kajelieren, kaskellieren 167.
 Kalauer 168, 188.
 Kalch 247.
 Kallte 157.
 Kalmud 182 ff.
 Kapete 178.
 kaputtich 298.
 karanzett sein 168.
 Karine, karinenböme 155, 169.
 Karmnade 253.
 Karnalje, Kartun, Karnidel 134; bet
 Karnidel hat anjesangen 189.
 Karpe(n) 78.
 Ka(r)toffel 203 u. Anm. 13 S. 340,
 263.

- Kaschemme 172.
 Kaserne, Kassarim 167.
 Kastroll 168.
 Kassiber 172.
 Kavel 257, Kavelland 156.
 keen, keener 123, 192, 286.
 *ken 248, 297.
 keß 176, 184, 172.
 Kefeball 204.
 kiebigen 174.
 Kiesel 248.
 kieken 109, 122, 156, 248, 287, 289.
 Kieler, Knipp, Klippkieler 160.
 Kientopp 143, 183.
 Kiepe 246, 331.
 Kies 173.
 kiefetig 158.
 kietbiestern (kätbäten) 158.
 Kieß 32, 33, 162.
 Kinderfärje 185.
 Kirsche (Kärsche) 234.
 Kittchen 176.
 Kladderabatsch 171, 182, 227.
 Klafs 296.
 Klamauke 181f.
 klattrig 4.
 Klau, Klauen 185.
 Kleed, Kleedaje 123, 166.
 kleen, klenner 123, 230, 275.
 Klingelpußer 177.
 klingen, klung 289, 127.
 Klocke 157; kloekendich 298.
 Klucke 248.
 Klust 176.
 Klustjee 176, 168.
 knapp 123.
 Knapphandtabagie 160.
 Knaatsch, knaatschen 182.
 Kneipe 166; Kneipjee 168, 178.
 Knobloch 123.
 knork 204, 137, 143, 184f.
 knutschen 158, 238.
 Kohl reben, kohlen 176f.
 Kollatsche 162.
 Kolln 26, 29, 53 u. Num. 3, 4 S. 314.
 kommen 221, 227, 287.
 Kommode, Kammode 22, 242.
 Kommuniffentolle 214.
 Kompottschieber 188.
 können 292.
 koofen 86, 123, 227; Koofmann 123,
 142, 149, 184.
 Kopp 78, 123; Koppwehtage 155.
 Chor, Korps 293.
 Köste 154, 331.
 kohen 204.
 krabbeln 253.
 Krateßl 182.
 Kran, Krank, Num. 2, S. 314.
 krauchen, kraufen 123, 289.
 Krawall 182.
 Kremser 185.
 Kranz, Kränze, 259, 261.
 kribbeln 253; kribblig 244.
 kriegen 222, 134, 263, 287.
 Krögel (Kräuwel) 49, 257 u. Num. 2.
 S. 314.
 Krop 109.
 Krute 158, 213.
 Kuchen, Ja Kuchen 189.
 kuden 248.
 kusch, kuschee 168.
 kuscheln, kujeln 258.
 Kuffeln, Kuscheln, Kujeln 258.
 konjonieren (conjonieren) 109.
 Kule, Kanle 155, 160, 211.
 Kummelblättchen 172.
 Kärsche 238.
 Kute 238.
 Ladentisch 149.
 Lakal 227, 242.
 Lampe 185.
 lang 302, 305, Längde 295; noch lange
 nich jenug 189.
 Lanke 33, 162.
 lassen 45, 229, 287; laß er 308.
 Latichte 158.

- Laubenzolonie 149.
 *Laufverschlebung 77, 249.
 läuten, leiten, selitten 290, 122, 123.
 ledig 109, 158.
 leed 112, 123.
 er lernt mir 160.
 lesen 222, 286.
 Letter 123, 157, 230.
 Lichtenrade 47.
 Litfaßsäule 185.
 lob 221.
 Ioddrich 244.
 loden 200.
 Lohn 293.
 loofen 290, 88, 112, 123, 150, 281.
 luch 162.
 lude 177.
- Madamen 167.
 madig, eenen madig machen, Anm. 8a,
 S. 339.
 Mädchen, Wechen 105.
 Mahn, Mohn 229, 192.
 Maifeber 253.
 malen, mahlen 290, 123.
 malpropper 165.
 mampe 185.
 man 305, 45, 108, 123, 158.
 manch, mench 227.
 mank 106, 123, 158, 302.
 manoll 205, 184, 185, 137, 143.
 Manschetten 174.
 manschen 205, 265.
 Markfär 166.
 Markt 296.
 Markt, Markt 105, 247.
 Materialien, Matriallen 242.
 Matsch 205, 265.
 Maulschelle 262.
 mauern (beim Spielen) 173f.
 Mauermann, Maurer, Meurer 264.
 meckern 185.
 *Medla 50, 244.
 meenen 77.
- meinswejen 5, 259; meinigte 299.
 *meisnisch s. oberfächfisch.
 Menfente 161.
 Menschheit; Mensch! Menschenkind!
 307, 295.
 merken, jemorken 299.
 meschugge 169.
 Meter (Markt) 183, 293.
 metfer 28.
 mi s. mir.
 mietrig, midrig 205, 226.
 mierig 4, 312.
 Mill, 227 Müllschippe 149.
 Mille, Mühle, Mölle, möle 47, 122f.,
 141; Möllendam, Möllendam,
 Möhlendam, Möllenhof 47, 86,
 154, 226, Möhlendammfcher Jings-
 ling 299.
 mir, mi 275, 106, 122, 134.
 Mischpöche 169.
 missingsch 70 u. Anm. 14, S. 328.
 mississippi 21, 184.
 mit 270, 302.
 *mittelmärkisch; brandenburgisch
 (niederdeutsch) 40.
 moff, Moppel, Mops 205f., 178.
 mogeln 172.
 Mohrrübe 149, 136.
 Mojabit 258.
 Mollenmarkt 48.
 Moll 51, 57, 158; Moll, Platt-
 molle 173.
 Mölle, Möllendam, Möllenhof s.
 Mille.
 mon(d)boof 197.
 Moos 173.
 Motten (Kriß de M.) 194 u. Anm. 9,
 S. 339.
 Mottenfest 7.
 Mudeplide 183.
 Muck 296.
 mudicke 206.
 Muggel 224.
 Mummelfad 163, 295.

- Murrel 160, 238, 293.
 muß wie mine 208f.
 mußeln, museln 222, 37, 258.
 Muske, Mauske 238, 243.
- Ma, Manu, nu 307.
 nach 302; nach Schule 303.
 Maß, nejer 275.
 Mapftuchen 149.
 Mästerin 294.
 Matel 123, 157.
 nee 227, 229, 230, 265, 307.
 nehmen 287.
 nennen 289.
 Nese 155.
 neu, nei 40, 240, neuschierig 123.
 nich(t) niche 123, 244, 252, 309.
 nisch 261.
 nonnich 135, 259.
 Nuse, Nusche 173.
 närjends 234.
 nuschtern 173.
 nufeln 237, 259.
- *o 44, 77, 235.
 ob 303; obste 260.
 oben 305.
 *obersächsisch 70 und Anm. 13,
 S. 327f.
 Ochsenkopf 187.
 Ockerföhne 185.
 *offne Silbe 222.
 Ohren 263.
 Ohrwurm 191.
 Öl (Gel) 293.
 olle 45, 51, 57, 109, 122, 156, 235.
 ölle, ölle, elwe 104, 230, 254.
 Omnibus, Omdibus 262, 297.
 ooch 77, 112, 123, 307.
 Ooge 123, 263.
 orndlich 123.
 *ostmitteldentsch 70 u. Anm. 13,
 S. 327f.
- *p: b, :f 78, 245.
 Pachtulle 163.
 Padde 156, 246; 174.
 *palatal 53f.
 Pamel 211f.
 Pansch 205, 261.
 Pantfenschule 186.
 pantschen 205, 265.
 parat 165.
 pascholl 163.
 passelantang 168.
 *Passio 291.
 Pechhengst 173.
 Pelle, Pellkartoffeln 169.
 Pennal 178.
 Penne 177f.
 Pennebrieg 197.
 Perjamite 137, 142, 160, 234.
 Perschon 261.
 Pete 169.
 Pege, pehen 178 u. Anm. 8, S. 339.
 *pf f. f.
 piet, pietfein, 207, 233, 157.
 pief, Piefe 168, 233 u. Anm. 5 S. 338.
 Piefsch 185f.
 piefschen 163.
 pimblig, piepern, pieprig 205, 265.
 Pipe, pipe 207ff., 157.
 Pirefer 157.
 Pladaug, pladdautsch, pladdadaug,
 pladderadatsch 181f.
 Pladder 246.
 Plantschaptheter 185.
 plantschen 246.
 Plag 144.
 Plauge 162.
 pleite 169.
 plerren 199.
 plinsen 199, 254.
 Plöge 161.
 Plumpe 246.
 plumps 296.
 *Pluralbildung 59, 178, 272f.
 Polier 168, 298.

- Polka (Kirche, Mansell usw.) 186 u.
 Ann. 8 b, S. 339.
 pomade 162, 207, 299.
 Poscher 177.
 Posentur 242.
 Poie 109, 134, 156, 246.
 Prahm 161 f.
 preische 260.
 preter propter 169.
 Prejel 253.
 mitr priestert 299.
 Prigstabel 33, 161.
 profentieren 123, 242, 297.
 Proppen 246.
 propper 165.
 Prudel 253.
 pruschten 123.
 Pudel 180, 252; pudlig 293.
 Putett 252.
 Puff 172, 177 f.
 pulen 246.
 Pulte 169 u. Ann. 6, S. 338.
 pumpen 172, 177.
 bis in die Puppen 186.
 Puß 102, 109.
 Puschel 80, 86, 252.
 puseln 237.
 puffieren 165.
 Puß 177; Pußmansell 184; pußig 293.

 quabblich 331 Ann. 30.
 quackeln 209.
 Quadratlatzchen 185.
 *Quantität der Vokale 221 ff.
 quaseln 210, Quasel 295, Quasel:
 strippe 188.
 quat 154.
 Quatsch 209, quatschen 193.

 *r 262.
 Racker 202.
 Rad (Zaler) 177.
 Radau 182, 228, 143.

 rade (Richtenrade) 47.
 Raffle 143.
 Range 201.
 rattentahl 242.
 raubbeentig 187.
 raus 305, 242.
 re 183.
 rechen 243, 123; Rechenloch 185.
 reenewirn 169.
 reibe (riene) 108.
 *Reibelaute 50, 244.
 rekeln 201.
 Reljon 242.
 rendlich 122.
 Renne 158.
 rennen 289.
 Ressource 94, 166.
 Ribbe, Riebe, Rippe 254.
 Rikkezoun 155.
 Riege 155.
 rin 242, 305.
 Rikenschieber 188.
 Rolle 149.
 Rollo 149, 168.
 roochen 98; mit roochert 299.
 ruff 123, 242, 305.
 rufenieren, rungjenieren 165, 264.
 rum, rummer, herummer 305.
 rundreibrig 298.
 *Rundung 227.

 *s, sch 259 ff.
 sabbern 253.
 sachtefen 297.
 sagen, sejen 292, 54, 122, 257.
 saufen 223.
 Schalebriez 197.
 Schampeln 178; Schasse 227, 242.
 schauern, Schauerlappen 123, 149,
 240.
 Schaute 169.
 Schelm 201.
 sche, sferische, sferinne, sinne (sen)
 293 f.

- ſheen 275, 191, 50, 77.
 ſhefen 168.
 ſchilder 173.
 Schillebold, Schiddebold 157, 210,
 262.
 ſchimpfen, jeſchumpfen 290.
 Schippe 4, 149, 226.
 Schirm, Schürm 233.
 Schirmmeiſter 141.
 Schlächter 161, 223.
 Schlafburſche 149; ſchlafen 287; mir
 ſchläfert 299.
 Schlaſittchen, Schlawittchen 220, 340.
 ſchlagen 292.
 Schleeſe 123.
 Schlitten 293.
 ſchlittern 149.
 Schlorendorf 186.
 Schlöſſer 223.
 ſchmetter 185.
 Schmied 221.
 Schmiere 173.
 ſchmudlich 244.
 ſchnabbern 253.
 ſchneen 230.
 ſchnieke 210.
 ſchnoddrig 210.
 Schnuppduch 123.
 ſchnuppe 207 ff.
 Schnute 156.
 ſchofel 172 f.
 ſchonſt 260, 304.
 Schrippe 150.
 Schrabbet 149, 157, 253.
 Schubs 296.
 ſchuckeln, ſchunfeln 205.
 ſchuſlich 259.
 Schuſterjunge 184.
 Schwabilje 210.
 Schwebel 253.
 ſchwenzen 178.
 ſchwimlich 123.
 Schwof 178.
 Seeſe; Abjemacht Seeſe 188.
 ſehn (jeſſen) 44 u. Num. 15 S. 324,
 122 f., 286 ff.
 ſchreden 297.
 Seidel 293.
 ſein 291, 46, 63, 108, 123, 135, 252,
 263.
 ſeit, ſieder, ſeiter 302, 305.
 Sekt 210.
 Semmelfortuna 186.
 ſie (ihr) 275, 284, 286.
 Silbergroſchen 141.
 Singakademie 147.
 mit'n ſiſlaweng 145.
 ſo 305.
 ſollen 262, 308.
 ſone, ſonne 286.
 ſoundachſch 299.
 Spandan 49, 236, 237.
 ſpielen, ſpäken 158 f.
 Spinde 157, 243.
 Spinſterin 294.
 *Spirant 50.
 ſpringen, ſprung 289, 123.
 Sprutenfohl 156.
 Stadeneſcher 141.
 Stampe 166, 184, 143.
 ſtantepee 169.
 ſtechen, anſtechen, verſtechen 291, 108,
 123, 286 f.
 Steen 77, 123.
 Stide, Stüd 243; Stida jehne 272.
 ſtehlen, ſtohl 289.
 ſtehn, ſtund 289, 63.
 Stekerling 157, 248.
 ſtibigen 171.
 Stiebeln 253.
 ſtiele 173.
 ſtiller, ſtumme Portier 150.
 *ſtimmhaf, ſtimmlös 50, 244.
 Sint 191.
 ſtoobicht 123, 298.
 ſtoppen 98.
 Störer 141.
 ſtoßen 287.

Stralan 49, 236.
 Strippe 211, 152f., 86 W., 149.
 Strohfranzose 141.
 Strümpfe 78, 104, 123, 247.
 Stulle 211, 85, 86 W.
 Stuß 173.

*t 249ff. u. Num., 330 Num. 24,
 80, 105.
 Tabagie 93, 142, 160; Tabak 220.
 Talmi 167.
 Tambour, Tambauer 298.
 Tapezierer 297.
 tedeln 214.
 Tee, im Tee sein 212, Teekessel 212,
 177; Teekind 212.
 Tele f. Töle.
 *Tennis 50, 244.
 Tiene 142f., 157.
 Tif 168.
 Tingtangel 213, 183.
 Töle 157.
 Tolle 214.
 Top, Töpfer, Tepper 123, 161.
 Tor 165.
 Tranlampe 213.
 Traute 295.
 Tredschüte 163.
 treffen 286.
 treuge 160.
 triegen 158.
 trillern 192.
 Trittewar 168.
 Trockenwohner 150.
 tschö 168.
 Tüchsigkeit, Tidschigkeit 295, tidsch
 299.
 Turm, Tärm 238.
 tuten, enen tuten 185.

überlig 123.
 Uhre 243.
 uf 77, 238, 302.
 ufflafümft 188.

um, ün, um det 238, 302f., 305.
 *Umlaut 42.
 ämmer (immer) 47, 108, 304.
 un (und) 252.
 unse 285.
 unterjearmt 300.
 Upstall 319f.

*v f. f.
 *ver; 38, 300.
 Verb, starke, schwache Verben 288.
 verbel (vordel) 123, 243.
 verdamtich 298.
 verfluchtich 298.
 verfrieren 300.
 veressen 286, 288.
 verkunfen 299.
 verkorkst 299.
 verkrunkelt 299.
 vermiefert, vermidert 205.
 *Verneinung 308.
 verquadeln 109, 159.
 verquisten 159.
 verkaufen 58, 122, 134, 300.
 Versch 261.
 verschimfieren 247, 300.
 *Verschlußpflanze 50, 244.
 verschossen 192.
 verschrecken 123.
 verschütt gehn 173.
 verstehen 108, 122.
 verzehlen 58, 109, 122f., 134, 141.
 Vierpuppenstück 141.
 vierschar 320, Num. 12.
 vierte, vierzehn, vierzig 222.
 velle 77, 88, 122, 160, 221.
 vor 301, 106; vor; f. vers
 vortigte 298, 263, 275.
 Wortosthändler 142.

wa (nicht wahr) 263; wa f. wat.
 wabblisch 244.
 Wagen 264.
 Waldbeißel 142, 312.

- Wanſche 259, 261.
 Wärme 295.
 waſchen 287.
 wat, wa 78, 134, 285f., 306, 307.
 Weg 221.
 weenen 123.
 Weihnachten 293.
 Weiße 150.
 wejen 302.
 wenden 289.
 wenn, wenneer, wennuffe 45, 159, 227,
 260, 303.
 wer 285.
 werden 307.
 werfen 287.
 Werjekohl, Wirſchingkohl, Wärfche:
 kohl 208, 234, f. 258.
 widder 77, 88, 122, 160, 222.
 wie 303.
 wir 263, 275.
 wiſſen, if weeff 112, 123.
 wo, wohr 303, 304, 108, 285.
 woll 221.
 Wort 46.
 wrangen 56, 254.
 Wraſen 56, 254.
 wringen 56, 254.
 Wurm, Wärm 238, 293.
 Wurſt, Wurſcht 208, 237, 261.
 Wuſt 222.
 jag, jach 221.
 Zaſter 174.
 Zett 214.
 zeechen 243.
 zehu 55.
 zerspillet 155.
 Zibbe 160.
 Zide 160, 248.
 Ziden 248 A.
 Zieche 159.
 Ziejarrn 220, 293.
 Zille 162f., 226.
 Zo(o) 183.
 Zoſſe 177.
 zu 306; zuiſch 303, 308.
 Zug, zuchſch 221, 237.
 zunt 160.
 zwarſt, zwarfcht 260f., 304.
 zwingen 289.
 zwitſchern 185.
 zwölwe 224, 230, 257.